NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 00828197 8

Von Antilopen Ziegen und Schafen den Kindern und Walen

Von Antilopen, Ziegen und Schafen, den Rindern und Walen

Lebensbilder aus der Tierwelt Europas

Herausgegeben von Hermann Meerwarth und Karl Soffel. Zweite, umgearbeitete Ausgabe bearbeitet von Karl Soffel. Mit ungefähr 600 photographischen Abbildungen freilebender Tiere

Säugetiere IV. Band

R. Voigtländers Verlag in Leipzig 1922

Digitized by Google

Von Antilopen, Ziegen und Schafen, den Rindern und Walen

Tiergeſchichten von Fritz Bley, Max Hilzheimer, Egon Freiherr von Kapherr, Willy Kükenthal, M. Merk-Buchberg, Karl Soffel, Oscar L. Tesdorpf und Conrad M. von Unruh.
Herausgegeben von Karl Soffel

Mit 105 photographiſchen Abbildungen auf 64 Tafeln, 12 Zeichnungen im Text und einer ſyſtematiſchen Überſicht über die in Europa wildlebenden Säugetiere

R. Voigtländer's Verlag in Leipzig 1922

QGM
Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Copyright 1921 by R. Voigtländer's Verlag, Leipzig
Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co.
in Altenburg auf holzfreiem Papier

2348

Digitized by Google

Inhaltsübersicht.

Seite

1. Die Saiga. Von Karl Soffel 1
   In Askania Nova.
2. Der Gams. Von M. Merk-Buchberg 13
3. Der Alpensteinbock. Von Fritz Bley 34
   Der große Teufel — Herbst — Jagd und Einbürgerung.
4. Die Wildziege. Von Fritz Bley 45
   In Dagheſtan — Zur Brunftzeit — Auf Kreta und den Ziegeninſeln — Einbürgerung.
5. Geißenvolk. Von M. Merk-Buchberg 53
6. Die Geſchichte der Hausziege. Von Dr. Max Hilzheimer . . . 62
7. Das Muffelwild. Von Oscar L. Tesdorpf 64
   Das Muffelwild in ſeiner Heimat — Das Muffel auf dem europäiſchen Feſtlande.
8. Das Hausſchaf. Von Conrad M. v. Unruh 79
9. Geſchichte des Hausſchafes. Von Dr. Max Hilzheimer 89
10. Der Wiſent. Von Egon Freiherr v. Kapherr 93
    I. In grauer Vorzeit — II. Geſchichtliches — III. Das Trinkhorn des Wenden — IV. Naturgeſchichtliches — V. Am Hofe des Kurfürſten — VI. Bjeloweſh — VII. Der letzte Wiſent Oſtpreußens — VIII. Nekrolog.
11. Die Hausrinder. Von Conrad M. v. Unruh 124
12. Das Hausrind und ſeine Verwandten. Von Dr. Max Hilzheimer . 135
13. Die Wale. Eine biologiſche Skizze von Willy Kükenthal . . . 142
14. Syſtematiſche Überſicht über die in Europa wildlebenden Säugetiere. Von Karl Soffel 163

Digitized by Google

Die Saiga / Von Karl Soffel

In Askania Nova.

Es war einmal —

Das weiße Herrenhaus in der Steppe liegt mittagsstille mit geschlossenen Fensteraugen. Kaum ist der Anblick des Mauerwerks zu ertragen, so blendend ist die Helle. Weißlich steht der Himmel darüber. Jedes Sandkorn des Bodens scheint unter dem Fußtritt zu glühen und strahlt glitzernden, schmerzenden Glanz. Aus den grünen Rasenstücken vor dem Mittelbau ist der Wiedehopf längst verschwunden, der morgens hier nickopfend den schönen Federfächer spazieren trug; an der weißen Mauer bei der Einfahrt duften betäubend die Rosen und schütten müde Blätter nieder, geht stumpf in brütender Hitze der Wachtposten auf und ab. Der zirpende, kleinrussische Tanz, der aus einem der langen niedrigen Gebäude kommt, ist wie die Stimme des Mittags selbst.

Jetzt stockt auch er, abgelöst von dem schwermütigen vielstimmigen Gesang der Weiber bei ihrer Arbeit.

Leise wandelt der Gast durch die Reihe der verdunkelten Zimmer und tritt auf die Terrasse. Auch hinter dem Herrenhause ist es still. Verschwunden die Gäste, die noch eben in buntem Bild die Terrasse oder die Plätze vor der großen Volière belebten, wo der Hausherr in Betrachtung seiner Lieblinge den Kaffee zu nehmen pflegt. — Alles wie ausgestorben. Selbst die Vögel schweigen, als habe sie Mittagszauber gerührt. Ein Rotkehlchen, das dicht am Gitter sitzt, schaut aus müden kleinen Augen träumend nach dem einsam Vorüberschreitenden; aus dem Gebüsch flattert ungeschickt eine zahme kranke Misteldrossel vor die Füße des Gastes, von dem sie Mehlwurmspenden zu nehmen gewohnt ist. Regenpfeifer und Brachvögel stehn im Schatten brütend — still wie Nachbildungen lebender Tiere in einem Panorama —, und der Stelzenläufer, schwarz-weiß, steht mit eingezogenem Kopf vor dem unablässig silbern vom Felsen herabrinnenden Wasserstrahl in endloser, stummer Andacht. Auf dem Teiche, an dem der Mittagsgast einen Augenblick später vorüberkommt, schlafen die Schwäne gleich ruhenden Booten, führt das Teichhuhn seine Kinder ins dunkelste Uferdickicht hinein.

Drüben, jenseits der kleinen Brücke, schreckt der Einsame ein Reh aus dem Bett im hohen Grün; eine brütende Fasanhenne geht polternd zu seinen Füßen ab. Selbst der unvermeidliche Trapphahn, sonst der eifersüchtige Begleiter auf allen Wegen, hat sich niedergetan und schnappt nur rauh kullernd nach dem Gast, als der an ihm vorübergeht.

Von der kleinen Holzkanzel, die, erhöht, freien Überblick gewährt über die ganze eingezäunte Tiersteppe, ist nichts zu sehn. Blendend und von

Digitized by Google

Staub grau angeflogen liegt sie da, stumm wie die übrige Mittagswelt. Nur die freie Steppe winkt herüber mit unsicherem, wellig bewegtem, manchmal bläulich aufzuckendem Horizont, mit seltsamen Täuschungen von fernen Seen und Grün, mit Bildern von Dörfern, die nicht sind, mit dem sonderbaren Anblick silbergrauer Heuschober, die, unten abgeschnitten, in der Luft zu schwimmen scheinen wie die Arche Noah auf den Wassern. Und mit dem allem glänzt und gleißt sie herüber und herein, daß es schier unmöglich ist, mit dem ermüdeten, schmerzenden Blick den Zaun drüben zu erfassen und festzuhalten. Dann wieder grüßt sie mit Feldern wallenden, weißen Steppenhaars, das wie Streifen frischgefallenen Schnees über das Grün gelegt scheint und doch wieder zu nichts wird: zu hereinbrechenden Wellen eines nicht gekannten Meers, auf dem die Lichtbank der Sonne steht, zum lang ausgezogenen Goldspiegel einer Regenlache, endlich wirklich zu nichts, aufgesogen vom Steppenboden, von der sengenden, zehrenden Hitze.

Und kein Tier läßt sich blicken über den ganzen weiten Raum — nichts. Den Kamerajäger lähmt die Verzweiflung der Übermüdung. Seit Tagen um Mittag hier, im Sonnenbrand, in dieser weißglühenden Stille, zur unerträglichsten Zeit des Tages, die doch die einzige schien, um sein Wild, die scheue Saiga, „schußgerecht" vor die Linse zu bekommen.

Allmählich aber gewöhnt sich das Auge doch an die Steppeneinförmigkeit, die alles Messen zuschanden macht, fängt an, sich auf Licht- und Raumverhältnisse einzustellen.

Mit dem Prismenglas die Weite absuchend, sieht es graugelbe Schatten vom graugelben Grund sich lösen. Und da kommt auch schon, im Nahen durch das vergrößernde Glas ins Unkenntliche auseinandergezogen, in vollem Lauf ein Buntbock auf den Mann mit der Kamera zu und will liebkost werden. Und weiter geht es, Schritt für Schritt. Schon liegt die Umzäunung weit dahinten. Pustend stehn Zebras auf, werden schwanzschlagend flüchtig, um dann kehrtzumachen und zu verhoffen. Ihre Erscheinung in völliger Freiheit, die weithin sich dehnende Einsamkeit der weißüberstaubten Grassteppe, die sengende Sonne, versetzen in Afrikas Steppen, und der Mittag begünstigt Träume und Täuschungen. Tauchte jetzt in diesem Augenblick der Kopf einer Giraffe, behaglich mahlend, mit stumpfem Schwarzauge hinter der Umzäunung auf, das Bild könnte nicht vollkommener sein.

Aber was sind das für graugelbe Schatten da drüben?

Schon wird der Mann, dem die schwere Kamera lastend am Halse hängt, aufmerksamer — aber Steppe und Sonne wandeln alle Farben zu Graugelb und Bräunlich, und was da abzieht, sind Kropfgazellen *). Interessant genug,

*) Die Westliche Kropfgazelle (Gazella subguttúrosa Güld.) bewohnt in geringer Zahl das östliche Transkaukasien, die Steppen zwischen Kura und Araxes (Jelissawetopol), das Südwestufer des Kaspisees (Mughan-Steppe, Talysch) und stand vor wenig Jahrzehnten noch dicht vor Tiflis.

Von Europa südwärts und ostwärts erstreckt sich ihr Gebiet über Teile von Kleinasien, über Turkestan und Südsibirien, Dsungarei, Gobiwüste (Ala-schan). Erreicht chinesisches Gebiet, geht über den Hwang-ho hinaus. Persien, Afghanistan, Baluchistan, nordwestlichstes Indien (Pishin). Sie ist weit zierlicher gebaut, wenn auch im Verhältnis zu

Digitized by Google

denn sie gehören noch eben zu Europas Fauna, wenn auch als Seltenheit und nur auf den alleräußersten Südostzipfel beschränkt. — Aber die sind schon auf die Platte gebannt.

Heute gilt es der Saiga. Heute, wie gestern und all die Tage. —

Da, im unsichern Gegenlicht der flirrenden Mittagssonne ziehn Muffels vorbei, Schafe und ein schöner Widder mit leuchtendem Sattel. Und hinter ihnen, immer wieder gedeckt von irgendeinem seiner ungleichen Kameraden, endlich der erste Saigabock. Mit dem Glas ist er gut zu beobachten, der Kamera trotzt er. Denn wie auch das Bild des Rudels wechseln mag, ob sich die Tiere auseinandertun oder zusammenlaufen, niemals gibt er seine ganze Länge preis. Ein alter Herr, der sich seit langem schon zu den Muffels hält. Da zieht er auch schon wieder in die Ferne, mit gesenktem Kopf hinter den Wildschafen her.

Bald kreuzt wieder ein Bock den Weg. Aber es scheint aussichtslos, den Tieren in der deckungslosen Steppe nahe genug zu kommen. Beim versuchsweisen Einstellen zeigen sich nur winzige Bildchen auf dem Spiegel. Also wieder nichts.

Schon beginnt der Kamerajäger Nerven zu kriegen, da steht in der Nähe des Zaunes ein kleines Rudel auf, Geißen und Böcke.

Nur wenige Momente verhoffen sie, dann ziehn sie in langer Flucht hintereinander ab, das merkwürdige und charakteristische Bild jedes fliehenden Saigarudels zeigend: eine eilfertig mit gesenktem Kopf, gestrecktem Hals und gerade abstehendem Wedel galoppierende Reihe, aus der jeden Augenblick ein Tier in überstürztem Sprung hoch wird. Bei der Regelmäßigkeit, mit der sich das wiederholt, entsteht der Anblick einer wogenden Fortbewegung, bei der stets der eine Teil der Tiere über dem andern erscheint.

Obwohl auch diesmal kaum Zeit zum Scharfeinstellen war, wurden doch rasch ein paar Schnappschüsse gemacht — auf gut Glück.

Dann wirft sich der Jäger ins Gras, im dürftigen Schatten des hohen Zaunes und macht die Kamera für neue Aufnahmen zurecht. Gerade jetzt natürlich äsen sich langsam zwei alte Saigaböcke auf 50 Meter heran, alte Herren, die sich nicht zum Rudel halten und eigenbrötlerisch durch die Tierbahn ziehn.

Nicht ahnend, daß sie belauscht werden, stehn sie faul in der fast scheitelrechten Sonne, zupfen gelegentlich an einem Blättchen und tun sich dann nieder.

Man kann nicht sagen, daß diese Antilopenart die schönste ihres Geschlechts wäre. Mit ihrem plumpen, dünnläufigen Körper, dem maßlos

---

unseren Antilopen (Gazellen, Springböcken usw.) immer noch sehr plump. Charakteristisch ist der stark vorstehende Kehlkopf, dem das Tier (nebst einer ostasiatischen Art) den Namen verdankt. Die Decke ist fahlbräunlichgelb, die Unterseite weiß, der Wedel braun. Die Böcke tragen ein bis 50 Zentimeter langes, leierförmiges, geringeltes Gehörn, dessen Spitzen gegeneinandergekehrt sind. Die Kropfgazelle ist kleiner (etwa 65 Zentimeter Schulterhöhe), aber ebenso wetterhart wie die Saiga, lebt in größeren Familien, schart sich im Herbst zu Rudeln zusammen, die dann durch die Steppeneinöden ihrer Nahrung nachziehen. Die Brunftzeit fällt in den November. Ihre Verfolgung wird ebenso schonungslos betrieben wie die der Saiga.

Digitized by Google

törichten Ausdruck ihres Gesichts, macht sie einen sehr ungünstigen Eindruck, der besonders noch durch die wie geschwollen aussehende Nase erhöht wird. In der hellen Sonne da drüben scheint die graugelbliche Decke fast wie das verbrannte Gras der Steppe. Nur die Unterseite und die Innenseite der Läufe hebt sich hellfarbig ab; das dunkle Längsmal in der Kreuzgegend aber ist auf größere Entfernung nicht zu sehn. Wie jetzt der eine Bock den Kopf hebt und nach dem Buntbock hinüberäugt, der sich mit Bläßböcken jagt, zeigt er auch seinen Kopfschmuck, das leierförmige, schön geringelte Gehörn, das wohl an 30 Zentimeter hoch sein dürfte und merkwürdig blaß, wachsartig durchscheinend ist. Langsam wendet der Bock den Kopf wieder und legt das Haupt mit der unförmlichen Nase vor sich ins Steppengras, um zu äsen. Aber die Fliegen lassen ihn nicht dazu kommen, und wenn er auch den Kopf schüttelt und mit den kurzen Lauschern zuckt, immer wieder setzen sich dunkle Massen der Quälgeister in die weiten Tränengruben, an die röhrenförmige Nasenöffnung. Eine Zeitlang wehrt er geduldig ab, dann springt er heftig auf; in diesem Augenblick wird auch der zweite hoch, und ärgerlich über die Störung fährt er dem andern mit dem Gehörn in die Flanken.

Spielerisch liegen sich die beiden bald in den Haaren: ruhig stehend, mit gesenkten Köpfen stoßen sie mit den Hörnern aneinander; einer sucht den andern vom Platz zu drängen. Aber sie fechten keinen ernsthaften Kampf, wie im letzten November, als es galt, sich die fünf oder sechs Geißen zu sichern. Jetzt in den schönen Maitagen denken sie nicht mehr daran, ihr Fell zu Markte zu tragen. Gehn doch die Geißen meist hochtragend oder haben schon mitten auf freier Steppe ihr stelzbeiniges, hilfloses Junge gesetzt.

Ja, damals im Herbst, als der Sturm über die Steppe ritt, das war eine wilde Zeit! Als sie noch ihr langhaariges, weißlich-graugelbes Kleid trugen, von dem noch heute Fetzen in der glatten Sommerdecke stecken! Die Kämpfe, die es damals setzte, waren anders gemeint als die von heute.

Immerhin waren die beiden doch so in ihr Spiel vertieft, daß sie nicht merkten, wie eine große spiegelnde Linse sich auf sie richtete. Erst als sie das Knappen des Momentverschlusses hörten, warfen sie kurz auf und wurden, des Menschen und seiner Photokanone ansichtig, in tollen Sprüngen flüchtig.

Diese beiden Böcke wurden, allerdings mit sehr viel Mühe, noch einigemal auf die Platte gebracht. Die Geißen aber und die jüngeren Böcke ließen sich niemals so nahe anbirschen, daß „Porträt" aufnahmen wie von den genannten beiden möglich gewesen wären.

Es hieß mit einer Anzahl guter Typenbilder aus der Ferne zufrieden sein.

Auf dem Rückweg von der an Mühen und Abenteuern reichen Kamerajagd — zwei blaue Gnus, für die der Anblick der Photokanone dasselbe zu bedeuten scheint wie das rote Tuch für den Stier, und ein alter, gern stoßender Elenbulle sorgen dafür, daß die liebenswürdigen Abenteuer mit allerhand zahmem Getier, das dem Photographen auf Schritt und Tritt folgt, nicht die einzigen bleiben — wird noch ein Blick in die am Ende des Parks gelegene Kinderstube getan. Dort sind am Morgen dreißig Stück etwa zwei Wochen alter Jung-Saigas aus dem Kaspigebiet angekommen. (Salz-

Digitized by Google

Zein hütete sich wohl, die Quelle, aus der er schöpfte, genauer anzugeben, da er mit Recht eine systematische Ausbeutung seitens der Händler fürchtete.) Stelzbeinig und hochläufig liefen die Tierchen blökend wie Schafe durcheinander, drängten sich an den fremden Besuch, an dessen Finger sie sogen, und diese Aufregung legte sich erst, als der freundliche Wärter erschien, um die kleine Schar zu tränken; ein weiches, liebenswürdiges kleinrussisches Gesicht mit freundlichen Blauaugen, ein „guter" Hirte und offenbar zu seiner Beschäftigung passend. Es war ein eigenartig liebes Bild, wie die armen kleinen Dinger, die erst von der Mutter genommen waren, sich drängelnd stießen, den Mann umlagerten, kläglich blökten und, endlich an das milchspendende Horn gelangt, eifrig sogen! Oft genug verschütteten sie in ihrer Hast die Hälfte der ihnen zugedachten Ration!

Hatte eines fertig getrunken, so wurde ihm ein Schnürchen um den Hals gelegt, um es kenntlich zu machen. Nach einer Weile — das letzte hatte sein Teil bekommen — lagerten sie sich im Schatten hoher distelartiger Pflanzen, in kleinen Trüppchen zusammenliegend, immer noch dazwischen blökend, doch schon beruhigter und in längeren Pausen, und dösten endlich in gesättigter Ruhe.

Alle diese eben der Freiheit entnommenen Jungtiere gediehen ausgezeichnet. Nur ein einziges, nach dem überlangen Transport schon etwas kränklich angekommen, ist eingegangen.

Auch solche Kälbchen, die von jahrelang in der Falz-Feinschen Tiersteppe lebenden alten Saigas gesetzt waren, bei der Nachsuche oft einsam im Steppengras gefunden und in die Kinderstube gebracht wurden, gediehen durchaus.

Überhaupt wird wenig Unterschied gewesen sein zwischen den absolut frei auf ihren Salzsteppen streichenden Saigarudels und denen, die in der riesigen Tierbahn in Askania lebten.

Dort und hier sind sie gleich flüchtig und scheu und kommen dem Menschen wenig zu Gesicht. Auch in Askania äsen sie lieber Salzpflanzen, Kräuter und höhere Steppenpflanzen und lassen die weicheren Gräser dicht daneben stehen. Bei dieser Gelegenheit läßt sich auch leicht feststellen, daß die von Pallas ausgesprochene Meinung, ihre geschwollene, überhängende Ramsnase hindere die Saiga am Äsen, und sie sei daher gezwungen, rückwärts gehend zu äsen, irrig ist.

Wählerisch übrigens, wie unsere Ziegen, rupfen sie bald da, bald dort Blättchen oder Knospen oder entblättern eine Staude, um sich dann um das erst so eifrig Begehrte nicht mehr zu kümmern.

Mit den Wildziegen teilen sie deren scheues einsiedlerisches Benehmen.

Wenn im Park von Askania Bäume und Sträucher ausgeschnitten wurden, so ließ der Besitzer hin und wieder eine kleine Wagenladung voll in die Tiersteppe fahren, als willkommene Äsung für all die „Heufresser", die dort weiden.

Während aber Elenantilope, Dybowsky- und Rothirsche usw. sich im Handumdrehn einstellen, warten die scheuen Saigas bis zum Einbruch der

Digitized by Google

Dämmerung, bevor sie sich zur Laubäsung herangetrauen. Und auch dann verscheucht sie ein geringes Geräusch sofort, während die vorhin genannten Tiere gern von den Zweigen nahmen, die man ihnen aus der Hand hinhielt.

Am schwerwiegendsten spürte diese Eigenschaft wohl der Photograph, der ihnen tagelang nachging, ohne sie anders als in weiter Entfernung ziehend zu Gesicht zu kriegen, und der sie nur mittags, wenn die Sonne die Tiere zu größerer Ruhe zwang, oder abends bei angehender Dämmerung auf die Platte bringen konnte.

Wenn die Steppe herbstlich wird, die leuchtend und sonnig im Frühling, flirrend im Sommersonnenglast gelegen hatte, grau und trübe, die ersten Schneeschauer vielleicht schon über sie fegen, dann treten — zu gleicher Zeit wie in freier Wildnis — auch in Askania die Böcke in die Brunft und kämpfen wie ihre freilebenden, stets verfolgten Brüder wild miteinander um den Besitz der Geißen, die sie sich schließlich teilen.

Bedeckt endlich tiefer Schnee die lautlose Steppe, so treten viele von den Bewohnern der Tierbahn an die Fütterung heran oder suchen in den offenen Schuppen Schutz vor Sturm und Treibschnee. Nur die Saigas ziehn auch dann noch unter freiem Himmel dahin, aller Kälte spottend, dem rauhesten Sturme trotzend. Ihr Sommerpelz, der knapp 2 Zentimeter lang gewesen, ist um über das Dreifache gewachsen und bildet ein Vlies, unter dem sie es warm und behaglich haben.

Sie stehen draußen, weiß umwirbelt, und der Schnee legt Sternchen um Sternchen auf ihre wie bereift graugelblich überflogene Decke; sie aber verraten keinerlei Unbehagen. Ja selbst, als die Schneedecke schon die Farbe des Pelzes verwischt, als er Hörner, Lauscher und Nase deckt — da tun sie sich miteinander im wilden Gestöber nieder, um eingeschneit unter warmer Winterdecke die Nacht zu verbringen.

Am nächsten Morgen, wenn sie sich dann steifbeinig erheben und die dicke Schneelage aus der Wolle schütteln, sind sie über und über bereift und jedes Härchen eine eisstarrende Nadel, so daß die kleinste Bewegung von Geknister und Geknacke begleitet wird. Aber sie fühlen sich wohl dabei. Und während drüben in dem großen Schuppen allerlei Hungerleider und Bettler drängelnd die Heuhaufen umstehn und schmausen, weidet die Saiga, die eingeborene Steppenantilope, jedem Heimatwetter gewachsen, mit der dicken Nase unter dem Schnee wühlend, ihre harte Nahrung ab.

* * *

Die Saiga erreicht eine Länge von etwa 1 m 30 cm, eine Schulterhöhe von 80 cm und ein Gewicht von ca. 40 kg. Auf schlanken, sehnigen Läufen baut sich der plumpe Körper mit dem langen Hals und ungefügen Kopf auf. Die Sommerdecke ist oberseits graugelblich, in der Kreuzgegend, welche etwas länger behaart ist, schwärzlich gezeichnet. Hals, Innenseite der Läufe und Unterseite sind weiß. Die Winterdecke, deren Haare bis 7 cm und darüber lang werden, hat eine mehr grauweißliche Tönung. Charakteristisch und

Digitized by Google

selbst dem Laien sofort auffallend ist der Kopf der Antilope mit der unförmlich aufgetriebenen Nasenpartie. Sie fühlt sich überaus weich, seidig und blasig schon bei jungen, wenig Tage alten Tieren an. Dieses rüsselartige, knorpelig-häutige Organ ist durch eine Längsfurche geteilt, quergerunzelt und vorn, wo die nackten Nasenlöcher wie zwei Laufmündungen nebeneinanderliegen, abgestutzt, stärker bei den Böcken als bei den Geißen und besonders zur Brunftzeit entwickelt, einer ziemlichen Beweglichkeit fähig und erinnert flüchtig, weil die Nase über den Unterkiefer vorfällt, an das Geäse des Elchs. Die Lauscher sind kurz (im Winterkleid fast vollständig in der Wolle verborgen), das Auge groß, fast nacktliderig, mit brauner Iris. Die Tränengruben sind stark entwickelt, der Hals ist stark und lang, mit etwas markierter Drossel. Der Bock trägt ein hübsches leierförmiges Gehörn, das bei alten Stücken bis 35 cm lang werden kann. Die Hörner stehen dicht über den Augenhöhlen, sind hübsch geringelt und gelblich. Die Enden werden beim zweijährigen Bock allmählich schwarz; doch verliert sich späterhin die Farbe wieder, und sie behalten dann ihr merkwürdig durchscheinend wachsartiges Aussehen. Die Geißen sind für gewöhnlich hornlos, doch kommen wohl auch Stücke vor, die einen regelrechten Kopfschmuck ihr eigen nennen. So wurde eine weibliche Saiga im Frankfurter Zoologischen Garten vom September 1907 bis November 1908 (wo sie ohne feststellbare Todesursache einging) gepflegt, die sich durch ein ansehnliches Gehörn auszeichnete. Als der den gleichen Raum teilende junge Bock Hörner von 3 bis 4 cm Länge geschoben hatte, war auch bei der Geiß ein sprossendes, lose aufsitzendes Gehörn zu bemerken. Dieses wuchs kräftig weiter — ohne Ringel zu zeigen — und hatte bald eine Länge von 14 cm erreicht. Da das Tier — nach Saiga-Art — durch Widerrennen gegen die Stäbe des Gatters sich oft an den Hörnern beschädigte, wuchsen diese nicht naturgemäß aus; schließlich wurde sogar ein Horn halb abgebrochen, was alles aber das Weiterwachstum nicht aufhielt.

Als Äsung dienen der Saiga hauptsächlich die Salsolaceen (Salzpflanzen) der Salz- und Lehmsteppen ihrer Heimatländer. Wie das Ren sicher eingehn würde, wollte man es auf die Dauer mit saftigem, duftendem Alpengrünfutter oder Alpenheu füttern, so würde auch die Saiga dabei nicht gedeihen. Sie verlangt die harte, spröde, aber gehaltreiche Äsung ihrer Steppenpflanzen und hält sich dort auch hauptsächlich noch an krautartige Pflanzen; wo sie es haben kann, auch an Laubwerk. Weniger schon liebt sie harte Gräser; daß sie an Salzlecken kommt, versteht sich von selbst.

Wenn man einmal zahmes Steppenrindvieh gesehen hat, begreift man vollkommen, daß die Saiga bei der scheinbar dürren und wenig nahrhaften Äsung vergnüglich lebt. Man sehe sich das Weidevieh auf der Steppe an mit seinen kraftvollen Bewegungen und eingezogenen Flanken im Gegensatz zu unserm verblödeten Stallvieh, dem das wasserhaltige Grünfutter und Heu (von dem es naturgemäß viel mehr fressen muß) den Leib tonnenförmig aufgetrieben.

Wenn es auch dreimal mehr Milch gibt, so steht diese an Qualität doch der des Steppenviehs (ca. 5 Liter täglich) bei weitem nach.

Digitized by Google

Die Brunftzeit fällt in die letzten Wochen des November. Wenn man den Berichten der Steppenbevölkerung Glauben beimessen will, treibt sich der Bock bis zu 30 Geißen zusammen, um deren Besitz es dann natürlich heftige Kämpfe setzt.

Im Mai werden dann die beiden (seltener nur das eine) Junge geboren. Ihre Decke ist sehr seidig, oberseits leicht gekraust und nicht so gelb wie bei den Alten. Sie stehen die ersten Tage recht jämmerlich auf den Füßen, und ihr Gang ist auch weiterhin recht schwankend. Ihre Stimme ist ein klägliches Blöken, während man von den Alten wohl niemals einen Laut vernimmt. Sie bleiben so lange bei der Mutter, bis diese sich wieder zum Bocke tut, und werden etwa fünf Monate gesäugt.

Schon nach Jahresfrist sind dann die Weibchen fortpflanzungsfähig, während bei den Böcken bis dahin noch ein weiteres Jahr verstreichen muß.

Die durch die Steppe ziehenden Rudel werden meist von einem alten Bock, seltener von einem Alttier geführt und zeigen sich stets ungeheuer scheu. Hat sich ein Rudel irgendwo zum Döfen und Wiederkäuen niedergetan, so halten gewiß einige Exemplare Wache, um bei Annäherung einer vermeintlichen oder wirklichen Gefahr beizeiten mit der ganzen Gesellschaft Reißaus nehmen zu können. Dann gehen sie in langer Reihe und eiligen Galoppsprüngen ab, nicht ohne wieder und wieder nach dem Gegenstand ihrer Aufregung zurückzuäugen. Ihre Flucht ist so rasch, daß ein berittener Jäger sie immerhin erst nach langer Zeit, wenn sie abgemattet und außer Atem sind, einholen kann. Die merkwürdig „übertriebene Nase" — die sich sonderbarerweise über zurückgebildeten Nasenknochen aufbaut — ist wohl ein Hinweis auf vorzüglich entwickelten Geruchssinn, der im Hinblick auf den schwachen Gesichtssinn um so notwendiger erscheint.

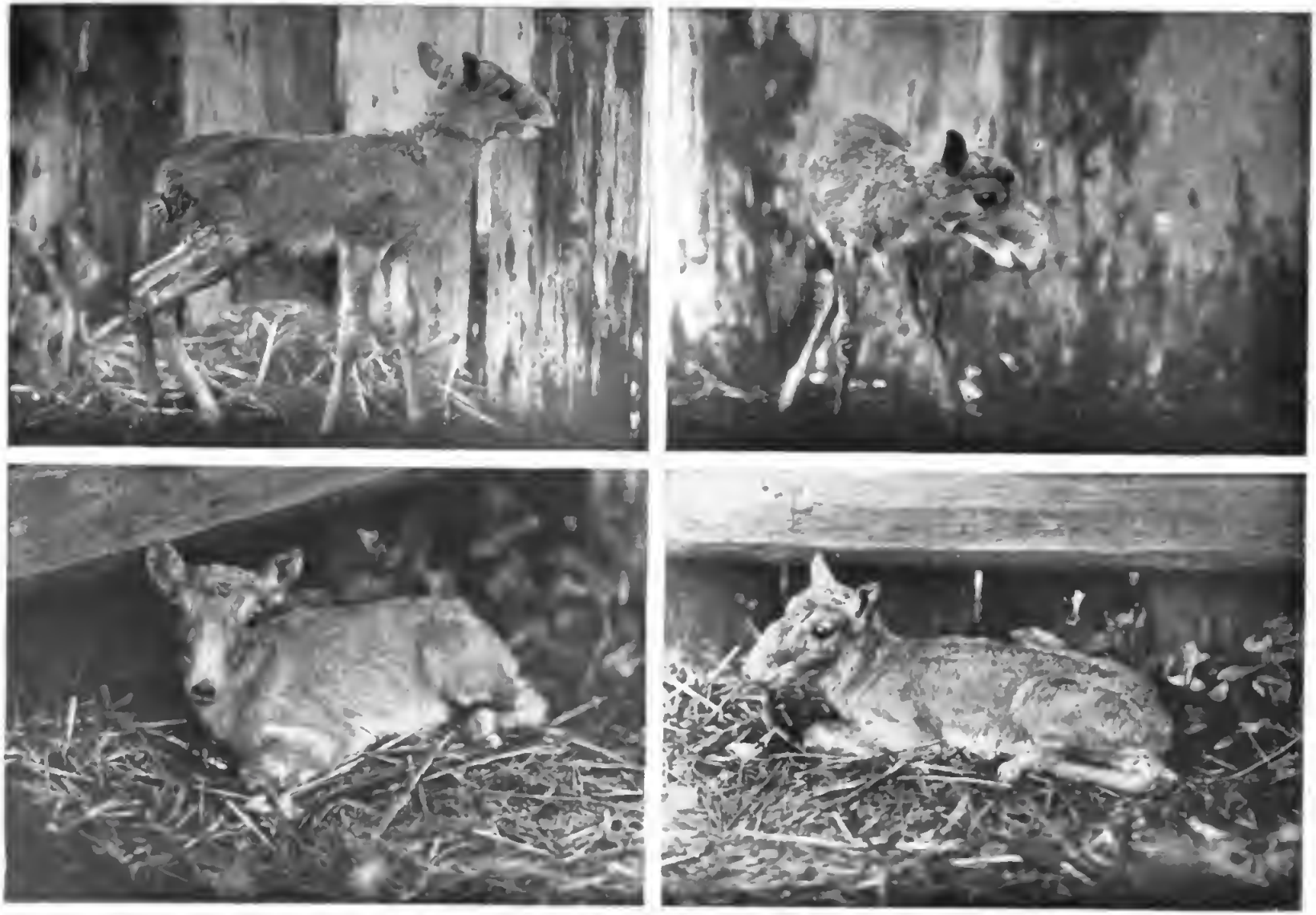
Wo viele Saigas ungestört zusammenleben, begeben sie sich Anfang des Winters auf die Wanderung, um südliche, äsungsreiche Gelände aufzusuchen, und kehren dann, nachdem auch die Brunft vorüber ist, auf ihre Sommerstände zurück, wobei Böcke und Geißen getrennt voneinander ziehen sollen.

In zoologischen Gärten findet man die Saiga selten; ihre Dummscheu einerseits und die Unmöglichkeit meist, sie so zu füttern, wie es ihr gut tut, setzen dem Tiergärtner unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Oft stürmen sich diese Kinder der einsamen Steppe an dem Gitter zu Tode oder nehmen sonst ein klägliches Ende. Ganz abgesehen davon, daß die wenigsten Exemplare die lange Reise (ohne Schiff- und Eisenbahnverbindung) und meist ungenügende Pflege lange überleben und so schon als Todeskandidaten nach Mitteleuropa kommen. Erst im Oktober 1910 wurde vom Breslauer Garten ein junger Saigabock, der aus der Gegend zwischen Balkasch- und Aralsee stammte und zu leben versprach, erworben. Aber auch an diesem Tier sollte man sich nicht lange freuen können, und schon 1911 ist es eingegangen.

* * *

Bis in die achtziger Jahre hinein und später konnte man von der Saiga in Lehr- und Naturgeschichtsbüchern lesen: „Ist verbreitet von Polen ostwärts

Digitized by Google



Karl Soffel phot.

Ascania Nova (Südrußland), Frühling 1911.

Junge Saigas, vor kurzem in der Tiersteppe Friedrich Falz-Fein's gesetzt.

Saiga tatarica L.

Karl Soffel phot. *Ascania nova (Südrußland). Frühling 1911.*

Der Steppenwärter.

Karl Soffel phot. *Ascania nova (Südrußland).*

Junge Saiga-Antilope in der Tiersteppe Friedrich Falz-Fein's.
Saiga tatarica L.

Digitized by Google

Karl Soffel phot. *Ascania nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Saiga-Antilopen, während der Abenddämmerung zur Laubäsung kommend. Tiersteppe Friedrich Falz-Fein's.

Karl Soffel phot. *Ascania nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Kämpfende Saigaböcke. Tiersteppe Friedrich Falz-Fein's.

Saiga tatarica L.

Digitized by Google

Karl Soffel phot. *Ascania nova (Südrußland). Frühling 1911.*

Näſſender Saigabock. Tierſteppe Friedrich Falz-Fein's.

Karl Soffel phot. *Ascania nova (Südrußland). Frühling 1911.*

Saigabock, vertraut äſend; im Hintergrund eine Anzahl Geißen.
Tierſteppe Friedrich Falz-Fein's.
Saiga tatarica L.

Digitized by Google

bis zum Altaigebirg." Die Angabe wird schon damals nicht mehr gestimmt haben und hat gar heutzutage überhaupt keine Gültigkeit mehr.

Die Saiga-Antilope, die ehedem eine äußerst große Verbreitung besaß, teilte das Schicksal vieler Großsäuger und wurde mit fortschreitender Kultivierung und Besiedlung des Landes mehr und mehr zurückgedrängt, so daß sie vor wenig Jahren nur noch in einem kleinen Bezirk des europäischen Rußlands und weiterhin in Asien vorkam.

Nach Forschungen des Berliner Zoologen Alfred Nehring gilt es vielfach als ausgemachte Sache, daß während der ins Diluvium fallenden Interglazialperiode ganz Mitteleuropa Steppenklima und Steppencharakter gehabt haben soll. Eine Annahme, die sich hauptsächlich auf Knochenfunde von Tieren, die sich heute nur noch in Steppengebieten Rußlands und Asiens finden, stützt. Allerdings ist diese Annahme neuerdings auch angegriffen und abgelehnt worden. So von Prof. Pohlig-Bonn, der den Steppencharakter Mitteleuropas in damaliger Zeit bestreitet und jenen Landschaftstyp als „Fjeldstufe" bezeichnet. Eine Strauchholzlandschaft mithin, wie sie noch heutzutage die unwirtlichen Hochflächen Schwedens und Norwegens besitzen. In vielen Jahrtausenden, unter immer günstiger werdenden Lebensbedingungen hat sich dann aus diesen ersten Anfängen wirkliche Waldlandschaft, wie sie heute Europa das Gepräge gibt, entwickeln können. Und nicht weil die Steppentierwelt Asiens im damaligen Mitteleuropa gleiche oder doch ähnliche Verhältnisse vorfand, ist sie eingewandert, sondern „der Not gehorchend, gleich den Tierformen der Alpen und Skandinaviens", vertrieben aus den ehemaligen Heimstätten, aus den weiten Gebieten Sibiriens, die mächtiges Kontinentaleis deckte, und aus dem eisstarrenden Norden, dem lebensfeindlichen Alpengebiet. Die Frage, die Pohlig aufwirft, ist wohlberechtigt und beantwortet sich eigentlich von selbst: „Dürfen wir denn aus dem Vorkommen zahlreicher Reste von Tierformen, die wir heute meist in den Tropen haben — von Elefanten, Nashörnern, Stachelschweinen, Antilopen, Löwen, Hyänen und Panthern in dem Löß, schließen, daß zu dessen Bildungszeit tropisches Klima bei uns herrschte? Oder folgern wir etwa aus den Resten von Steinbock, Murmeltier und Gemse in dem Löß oder Höhlenlehm, daß damals Alpenlandschaft unsere Gauen zierte?"

Eins ist jedenfalls sicher: daß zu damaliger Zeit die Saiga-Antilope unsre Gegenden bewohnte. Ihre Reste — zusammen teils mit solchen von anderen Steppentieren (Ziesel, Pfeifhasen, Pferdespringer) — sind bis zum Atlantischen Ozean, bis ins südwestliche Frankreich (Gironde, Grotte Marcamps bei Bourg) verstreut und sind ebenfalls in Belgien, England (Pliſtozän von Richmond) gefunden worden. Aus Deutschland (Mähren — Sipka-Höhle bei Stramberg), Russisch-Polen (Ojcor-Höhle), aus der Moskauer Gegend und weiter ostwärts, nach Sibirien hinein sind Funde bekannt geworden, so z. B. am Om (Nebenfluß des Irtysch), bei Krasnojarsk, Irkutsk, am Wiljui, an der Olekmamündung in die Lena, an der Jana und nördlich bis zur Großen Ljachow-Insel (Neusibirische Inseln, 73° nördl. Breite). Das Tier hatte mithin also eine ganz bedeutende Verbreitung.

Digitized by Google

Aber auch in nicht allzulang vergangener Zeit lebten große Saigarudel noch über ein größeres russisches Gebiet verbreitet. Im 16. und 17. Jahrhundert kamen sie bis in die südlichen Donauländer hinein und waren noch häufig in der Ukraine und dem untern Dnjeprgebiet, 1713 noch in guter Zahl bei Poltawa und 1737 noch regelmäßige Erscheinung in den Steppen der Krim bis in die Gegend von Asow. Der russische Naturforscher Pallas kannte die Saiga noch aus den Steppen des südöstlichen Polens, bis in die Gegend der Karpathen, aus Kleinrußland, längs der Küste des Schwarzen Meeres usw. Große Rudel standen westlich des Dnjepr.

Jetzt ist ihr Häuflein arg zusammengeschmolzen, und ihre Hauptmasse (im europäischen Rußland) steht wohl — wenn überhaupt noch — in der Kalmückensteppe, in dem Gebiet, welches von Wolga, Don und Manytsch begrenzt wird. Ihre nördlichste Grenze scheint hier die Gegend von Zarizyn zu sein. Bei Astrachan stehen sie östlich der Wolga, überschreiten aber den Fluß nach Westen in seinem Unterlauf. In den Frühlings- und Herbstmonaten fanden sich Saigarudel im nordöstlichen Kaukasusgebiet (Kumasteppe), bei Petrowsk (Kaspisee), seltener am Kuban, im Gouvernement Stawropol.

Selten fanden sich noch versprengte Exemplare in den Steppen der Krim; dagegen konnten erst 1898—99 wandernde Saigas festgestellt werden, die in den Dnjepr-Kreis, an die artesischen Brunnen der Dofinowschen Steppe zogen. Bei dieser Gelegenheit — Winter 1899 — wurde auch ein einzelnes weibliches Exemplar in der Nähe von Askania Nova (Nogaische Steppe), wo die Saiga, dank der großzügigen, großartigen Tierhaltung Friedrich Falz-Feins, auf dessen Grund und Boden Zuflucht und Heimstätte gefunden hatte, gespürt. Nach langer, vergeblicher Verfolgung wurde das Tier dann an der Dnjeprmündung geschossen. —

Von den ungeheuren Wanderzügen der Saiga, von denen Konstantin Glitsch berichten konnte, ist heute auf europäischem Boden nichts mehr zu spüren. Wahrscheinlich durch Dürre und Nahrungsmangel getrieben, kamen sie über den Ural und die Wolga, über die sie während starker Frostperioden wechseln konnten, westwärts in die Steppen Südrußlands. Zum Schrecken der Bauern und Ansiedler. Das sind vergangene Zeiten. Glitsch glaubt 1865 für Europa die Zahl der Saigas auf ungefähr 10 000 Stück veranschlagen zu können — was wird heute, nach kaum mehr als 50 Jahren, davon übriggeblieben sein?

Nach Asien hinein steht die Saiga in den Salz- und Lehmsteppen und Sandhügellandschaften zwischen Wolga und Ural. Fritz Bley spürte und sah sie in Sprüngen von 3 bis 4 Stück, bei denen ein guter Bock stand, im südlichen Uralgebirge. Laut brieflicher Mitteilung kommt diese „Ziege" (Dikii kösà) „gern nachts an die Heustocken heran und äst Loch um Loch in diese hinein, so daß sich schließlich ein Kranz bildet". Sommers sind sie auf Mangyschlak, am Ostufer des Kaspisees zu finden. Und wenn Dr. Karutz in seinem prächtigen Buch über die Stämme dieser Halbinsel schreibt, daß der Kirgise dort die wilde Ziege in listiger Weise — indem er sich einen Fellmantel umhängt, um so unbemerkt sich dicht an diese heranbirschen, zu

Digitized by Google

können — erlege, so wird es sich bei dieser Mitteilung sicher um die Saiga handeln. Weiter ostwärts verbreitet sie sich in die Gegend des Aralsees, Amu-Darja, den Unterlauf des Syr-Darja. Zwischen diesen Strömen fehlt die Saiga den Ufern des Aralsees; sie wird dort von einer andern (im weitesten Sinne ebenfalls europäischen) Antilopenart, der Kropfgazelle, dscheiran der Russen, vertreten. Im Saxaul*)-Gebiet steigt die Saiga bis zu Höhen von 300 m. Vom Aralsee ostwärts wird sie gemein in der Kirgisensteppe — bis hinauf zu den Kasak-Kirgisen an die Flüsse Kara-Kingir und Sary-su —, im Gebiet des Balchasch-Sees (zahlreich im Tal des Bakanas, im Herbst und Winter am Nordufer des Sees — sommers nordwärts ziehend). In Samarkand, Fergana, Semirjetschensk. Weiter am Saissan-nor (im Frühling bei Bachty, an der Grenze der Mongolei) und Irtysch (im Frühling), in der Dsungarei (südlich bis Gutschen), westlichen Mongolei und westlichen Gobi-Wüste.

* * *

Ein unbarmherziger, roher Vernichtungskrieg ist es, dem über kurz oder lang auch die Saiga erliegen wird. Gehetzt und von ihren ursprünglichen Standorten stetig vertrieben, führt sie nur noch ein jämmerliches Dasein. Wohl hatte ein russisches Jagdgesetz eine kurze Schonzeit, vom 28. März bis 14. Juli, für sie vorgesehen — ein papiernes Gesetz, für das die Nomadenvölker Halbasiens wohl kaum jemals Verständnis gehabt haben werden, selbst wenn es ihnen bekannt geworden ist.

Und so fällt Bock, hochtragende Geiß und Jungtier unterschiedslos der unausgesetzten Verfolgung zum Opfer.

Wie nachdrücklich diese Ausrottung schon ehemals betrieben wurde, geht aus folgendem genugsam hervor. Im Jahre 1848 wurde von Leutnant Bunockow eine Insel (Nikolai I) im Aralsee entdeckt; gleichzeitig fand man große Rudel von Saigas vor, die — da sie noch nicht gejagt worden waren — sich besonders vertraut zeigten. Das wurde anders, als im Jahre 1874 Kosaken am See angesiedelt wurden, die, nachdem sie die Insel besucht, sofort rücksichtslose Jagd auf die Tiere machten und es zuwege brachten, daß 1905 kein Stück mehr auf der etwa 300 □ Werst großen Insel zu finden war. 1500 Stück sollen im Jahre 1897 von einem einzigen Schießer erbeutet worden sein. 1900—1902 sollen noch einige vorhanden gewesen sein. Fischereiinspektor L. Berg (Aralsee) ist der Meinung, daß die Antilopen mit Treibeis auf die Insel gekommen sind, und fand sogar einmal ein Saigaskelett auf einer am Ufer der Insel antreibenden Scholle.

Es ist noch nicht die schlimmste Art von Jagd, wenn die Kirgisen auf flüchtigen, kleinen Rossen und mit Windhunden die Saigarudel durch die Steppe hetzen oder mit dem Adler beizen. Aber da diese Völker der Hauptsache nach Fleischjäger sind, so ist ihnen auch jede andere Art von Jagd — sofern sie Erfolg verspricht — recht. Sie belauern und schießen die ruhelosen

*) Charakterpflanze der Wüsten und Steppen Vorderasiens.

Digitized by Google

Tiere an der Tränke oder veranstalten Treibjagden, bei denen ganze Rudel von einem großen Aufgebot berittener Treiber gegen eine in guter Deckung liegende Schützenkette gedrückt werden. Auch die barbarische Art, wie manch anderes Großwild des asiatischen Rußlands gejagt wird (Reh, Elch), findet ihre traurige Anwendung: man treibt bei Frost die müden, gehetzten Tiere auf die glatte Fläche gefrorener Seen, wo sie bei angstvoller Flucht ausgleiten und stürzen und so leicht die Opfer ihrer wüsten Verfolger werden, die sie einfach totschlagen. Noch brutaler scheint die Art der „Jagd" im Gouvernement Orenburg zu sein. Dort hetzt man zusammengetriebene Rudel von Saigas gegen weit sich hinziehende Hänge, an deren Fuß in langer Ausdehnung und in mehreren Reihen scharf nach vorn geneigte, spitz zugeschnittene Rohrstengel in den Boden eingegraben sind. In wilder, sinnloser Flucht rasen die Tiere, des Hindernisses nicht achtend, in die mörderischen Dolche hinein und verletzen sich meist so stark, daß die nachstürmenden Verfolger die schwerkranken, hilflosen Geschöpfe nur mehr totzuschlagen brauchen. —

Heute gehört die Saiga-Antilope kaum mehr zur Fauna Europas.

Menschenwahnsinn und Menschenhabsucht, die seit 1914 so herrliche Blüten getrieben, werden auch mit diesem Geschöpf — wie mit dem Wisent — aufgeräumt haben.

Digitized by Google

Ascania nova (Südrußland). Frühling 1911.

Karl Soffel phot.

Ruhig ziehender Saigabock. Tiersteppe Friedrich Salz-Fein's.
Saiga tatarica L.

Karl Soffel phot. *Ascania nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Trollender Saigabock. Tiersteppe Friedrich Falz-Fein's.
Saiga tatarica L.

Digitized by Google

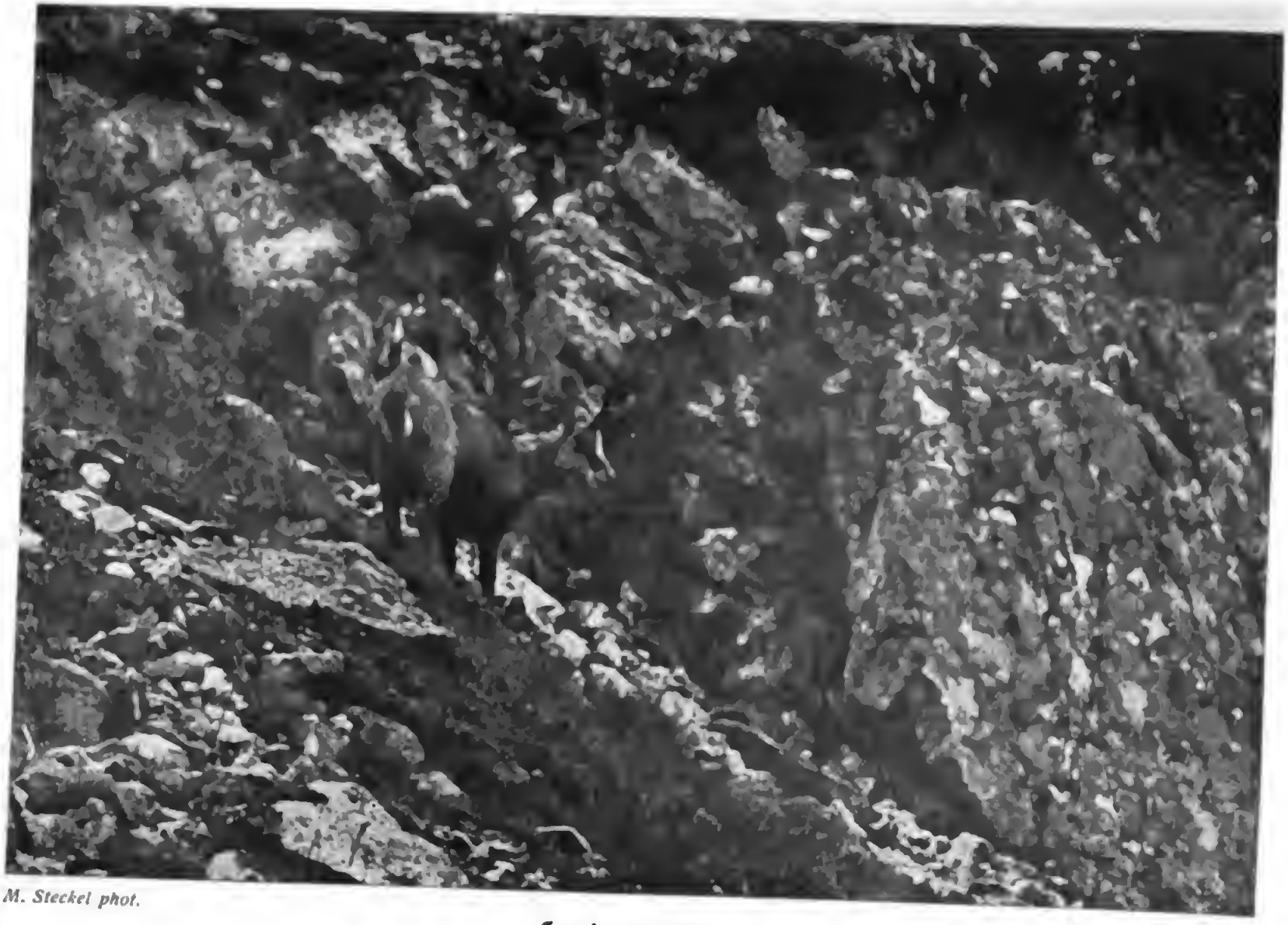
M. Steckel phot. *Hohe Tatra, Dez. 1904.*

Gemſe. Zwei geringe Brunftböcke als neidiſche Zuſchauer am Brunftplatz.
Rupicapra rupicapra (L.).

M. Steckel phot. *Hohe Tatra, Dez. 1904*

Sichernder Gemsbock (charakteriſtiſche, ſchiefe Kopfhaltung).
Rupicapra rupicapra (L.)

Digitized by Google



M. Steckel phot.

Gemſe. Sichernd. *Hohe Tatra.*
Rupicapra rupicapra (L.).

Digitized by Google

Der Gams / Von M. Merk-Buchberg, München

Das Bergmannöl, der schwarze Alpenmolch, tut sich wieder um; die Aperzeit ist da. Langsam, mit Müh und Bedacht, kraxelt der breitmaulige Hatscher die Buckelwand in einem knietiefen Viehtritt hinauf; wie er droben ist, kommt ein Schwall Schneewasser, das Mannöl kriegt einen Schnackler und plumpst wieder herunter. Plumpst in einen Rasen zartgefranster, blauer Almglöckerln hinein und tappt und trampelt weiter. Die amethystfarbnen Glöckerln schütteln unwillig das Kopferl; der Schwarze trampelt weiter. Langsam, ganz langsam. Es kommt zwar die Freite, aber g'schwinder wird er darum doch nicht. Mit Zeit und Weil und noch manchem Plumpser und Schnackler kommt er drunten an dem quatschnassen Viehsteig an, wo er Gesellschaft von seinesgleichen findet. Wie der Gschwandtner aus der Gschwandt den Steig heraufkommt, wirft er einen Blick auf die stillvergnügte, langsame Gesellschaft, setzt sich auch einen dicken, extra breitmauligen Ahnl auf die schwielige Hand, ärgert ihn ein bißl mit einer Tabakswolke aus der angekohlten Maserpfeife, auf die der Gams geschnitzt ist, und setzt ihn dann wieder auf den Steig, auf dem das abrinnende Schmelzwasser gurgelt und gluckst.

„San s' aa wieder außi kemma, d' Mannderln!" Der Gschwandtner blickt in die Runde. „I ja, der Auswärts, er kimmt scho, da seit si nix!" Und die blauen Almglöckerln nicken dazu, Almrugei und Stoaröserl blinzeln zu der Pestwurz hinüber, Enzian hat's auch schon ein paar frühe, und über dem Holz und den Graslahnern hangt ein grüner Schimmer. Der Gschwandtner geht langsam weiter. Wem bei jedem Schritt das halbe Bezirksamt an den Genagelten hängen bleibt, der hat zur Eile wenig Ursach. Außerdem: Zeit lassen! Im Berg hat das Wort seine besondere Bedeutung und lebt nicht umsonst in aller Mund.

Wo der Steig an einem dicken Felsklotz vorbei sich zum Holz hinausreibt, bleibt der Gschwandtner unter einer alten Tanne stehen, die mit ihren langen, grüngrauen Flechtenbärten ganz zottet und wild ausschaut, und klopft die Pfeife aus. Dabei wäre ihm fast der Maser in den Dreck gefallen, und unwillkürlich zuckt der Gschwandtner auf und murrt und murmelt: „Jess Maria, der Spitakel!" Denn der alte Auerhahn in seinem Standbaum ist über dem Bauern abgedonnert, hat ihm ein paar Hände voll Flechtenbrocken, Dürrnadeln und Rindenschilfer auf den breitrandigen, grünen Velber mit der zerschlissenen Schneid aus der Schar vom Spielhahn geworfen und ist dann über den tiefen Graben neben dem Ziehweg geritten. Drüben hat er sich wandan aufgenommen und hat sich in dem schütteren Mittelholz eingeschwungen, das hinter dem Zickzack von Jagdsteig aus den Latschen heraus-

Digitized by Google

ragt. Erst guckt der Gschwandtner gleichmütig, dann richtet er die Pfeife wieder zusammen, dann gibt er sich einen Ruck und guckt schärfer. Denn auch der Gschwandtner muß schon recht scharf gucken, wenn er von den schwarz aus den zerfressenen Schneeflecken herausschauenden Latschen den schwarzen Gamsbock unterscheiden will, der sich leise, fast unmerklich, auf dem Zickzacksteig heruntergeschoben hat und sich jetzt an den Latschen hinäst, als wäre jede der zähen, duftenden Nadeln eine Kostbarkeit für ihn. „Schau, schau, 's Böckei!" Der Gschwandtner ist längst ein g'standener, ein häblicher Mann, und seine Bäuerin —, der Gschwandtner kratzt sich hinter dem linken Ohrwaschl und stopft sich dann eine frische Pfeife. Es gab einmal eine Zeit, da der Gschwandtner die Gams nicht n u r angeschaut hat, und der Wachler daheim in der Truhe ist nicht beim Huterer gekauft. Eine Blutwelle steigt dem Gschwandtner in die Stirn und wallt ihm zum Herzen. „Schau, schau, 's Böckei!" Der alte Hakl äst sich langsam, Schritt für Schritt, aus den Zundern heraus, näßt und steht dann grübig und faul an dem sonnüberglühten Steinblock, über den der Almrausch seine zähen Zweige spinnt und die Schneeheide ihre Blütenlohe gießt. Dann sinkt er mit den Vorderläufen, dann mit den Hinterläufen zusammen und ist niedergetan unsichtbar geworden und verschwunden, als habe ihn der Berggeist in Kluft und Schluft aufgenommen. Nur wenn er das Haupt mit der schräg gestellten, haklaten Kruckе bewegt oder mit den Lusern wachelt, kennt auch der Gschwandtner noch auseinander, was Gams und was Stein und was Latsche.

Sinnend geht der Bauer weiter. „Der Gams halt, mei, der Gams!" Dem Bergler ist er ins Herz geschrieben —, und wer den Gams kennt und das Gamshoamatl, er kann nimmer davon lassen bis zum letzten G'lieger und zum letzten Schnaufer.

Da, wo der Bock gezogen, hat's hinterher einer wichtig, der Zaunschnerz. Der Gams fängt an, Farbe aus der zotteten Decke zu verlieren; Zaunschnerzl kann das Haar brauchen. Und wie der Mauerspecht, der fliegende Almrausch, mit seinem Schmetterlingsflug an ihm vorbeihuscht, schnickert er lustig und vergnügt. „Wer hat recht behalten? Wir zwei beide. Der Auswärts ist da, der Lanks!"

Der Gschwandtner ist derweilen über den Boden auf seine Alm zu geschritten, hübsch zach und bedacht, und er hat dort den Kopf geschüttelt, den Hut in die Stirn und aus der Stirn geschoben, hat sich ein paarmal hinter den Ohrwascheln und an der Ledernen gekratzt und hat sich dann erst am Brünnerl und dann am Bankl hinterm Gatter hingesetzt. „Mei, da schaut's sauber aus! Dös, bis alles wieder g'richt't is, dös kost't a Schmalz!" Und wieder schüttelt der Bauer, kräftig spuckt er aus, dann stärkt er sich aus dem Rucksack, und endlich dampft der Maser wieder. Durch des grauen Geistes Wolken schaut sich's gleich heiterer in die Welt, und so blickt auch der Gschwandtner mit bedächtigem Gleichmut auf all den Schabernack, den der Winter ihm und seinem Hochleger angetan. „Alleweil no kammoder als wie bei'n Brentner auf der Niederalm, wo d' Stifahrer, dö Loder, 's ganz Graffl anzunden ham, dö Teifln, dö schiachen!" Beim Gschwandtner hat

Digitized by Google

nur der Winter selber ein bißl „aufdraht un a Gaudi verrissen". Über der Hütte liegt ein Lärchendürrling, und das Holz von der Wand, das dort so sauber aufgeschlichtet war, ist abgeschwemmt und verstreut und verzettelt. Über das Brünnerl breitet eine geworfene Fichte ihr sperriges Dürrgeäst. Auf den Almboden ist ein Horst Vogelbeerstangen geworfen, und der Steig ins Wandl hinauf schaut bös her. Ums Graseck herum ist er gleich ganz heruntergerutscht. „Dös kost't a Schmalz!" Wie aber in der Erdscheibe der geworfenen Fichte der Zaunschnerz zu schnickern anfängt, und wie zwei Ringamseln dem Gschwandtner vor den Genagelten ihre g'spassigen Sprünge vormachen, da faltet der Bauer die ehrlichen, schwieligen Arbeitshände und lacht besinnlich in sich hinein. Aus dem Holz drüben sticht's heraus wie eine Wilddecke. Ein Kälberstuck äst sich dort gegen den Graben hinunter, ein Schmalstück und ein Grashirschl gehören mit zur Gesellschaft. Und ein klein bißl später korchen die zwei Kolkraben, die irgendwo drüben in der blauen Wand horsten, und mit hartem Schwingenschlag revieren sie den Almboden ab. Es gibt bald noch mehr Gesellschaft. Ein Scharl Gams zieht neben der Reißn aus den Latschen heraus, drei, fünf, sieben, acht Stück Krickelwild, ein Vierjähriger dabei und sonst Geißen und Graffl, und der Gschwandtner freut sich an seinen Gästen auf seiner Alm und schaut sich seine Nachbarsleut genau und mit freundlichen Blicken an. „Zsammg'rissen hat er ent aa, der Winter, ma siecht's!" murmelt der Bauer, und er hat recht. Wie die zerfetzte Kotz'n von einem Almerischen oder Holzknecht hangt den Gams die Decke am Leib, und wo die Farbe sich verliert, ist gleich ein ganz schiecher Fleck, ein ganz windig's Herg'schau. Aber der Lebensmut hat sie nicht verlassen, die wetterhart Heimattreuen, und der Frohmut ist ihnen doppelt wiedergekehrt, seitdem der Winter stader hat tun müssen, und seitdem es sich so herschaut, als ob es mit dem Auswärts nun doppelt seine Richtigkeit behalten wolle. Noch nicht ganz ohne Mucken freilich, aber den Trumpfober behält er doch. Für heut' freilich, wer weiß: der Schwarzspecht gückt und lacht und hat ander Wetter im Kopf; der Spielhahn am Lahner droben rodelt und kullert und spricht damit von Wettersturz und allerhand dummen Gspasseteln, aber was macht's? Für eine Weile halten sich die Gams einmal wieder ins Holz hinunter; lang dauert's nicht, und auf grünendem Boden und Lahner herrscht bleibend der wunder-, wunderschöne Lanks, und der Sommer folgt ihm und der Hirgst mit seinen klaren Prachttagen, bis dann mit dem Neuschnee und dem einziehenden Winter die Hochzeitsfeier in den Berg einzieht, die wildbewegte Freu- und Kampfzeit, die Gamsbrunft.

Wie die Gams sich verzogen haben, steht der Gschwandtner auf, ruckt den Schnerfer auf den Buckel und langt nach dem Bergstock. Am Bildstöckl Sankt Leonhards, des Viehpatrons und Almhüters, rückt und ruckt er dies und das fürs erste und notdürftigste zurecht; ein paar Almglöckerln schiebt er als ersten Gruß für die neue, die bessere Zeit dem heiligen Mann in die Falten am Habit; am Holzrand brockt er für seine Bäuerin ein paar Zweiglein vom Zeiland, steckt sie sich an den Hut und steigt dann auf dem Jagdsteig durchs Holz ab. Der Jakl, der alte Jagdghilf in der Sölden, ist ein Kom-

Digitized by Google

pagnieſpezl von ihm; vielleicht iſt er daheim und läßt ſich im Vorbeigehen ein Grüß Gott ſagen. Und richtig, an der Reibn ſtößt der Bauer auf den Jakl; ſie haben ein Stück weit einen Weg miteinander, die zwei, und an der Hütte geht der Gſchwandtner erſt recht nicht vorbei, ohne bei deren einſchichtigem Inſaſſen zu heimgarten. Da gibt's allerhand zu reden, vom Holz und vom Schlag, von den Gräſern auf der Alm, von dem Loder im Grenzſtrich, der neben dem Wildern auch den Viehdiebſtahl betrieben, ob's nach ſchwarzen Bärten geſtunken, und ob da und dort ein Schuß gebrochen, der kein ſauberer war, und vom Winter, und ob er dem Wild weh getan oder nicht.

„Dieri ham mir aa nimmer," meint der Jakl, gleichmütig ſcheinbar und doch mit einem leiſen Unterton von Wehmut. „Am Grasedk derſell Bock, da ſchau her, da liegt ſoani Kruck'n; hat eahn derſell damiſche Kavalier halt do aufi g'ſchoſſen un war der Gſcheiter un der Sepp, der jung Spritzer, halt aa. D' Kruck'n hab i aufklaubt; 's ander ham halt d' Füchſ' verräumt un d' Aasraben un was für Zeug ſinſt no. Un die alt Geltgoaß hat's g'riſſen un ſinſt no a g'rings Stück un n Jahrling, was ſo i halt woaß! Mei, der Winter halt, da koſt nix machen! Aber ſinſt ham mir's guat durchbracht mitanand, dö Gams un i, mitſamt dem, daß bei ins koan Gams koa Fuatter nöt annimmt, un grad kammod war's eahna hingricht't g'wen, da fehlt nix.

Aber, ſchau, Gſchwandtner, grad dös g'fallt mir an meini Gamſerln. Koa Bettelei nöt un koa Nachlaafa, grad n Stolz ham ſ', kunntſt moana, i ſag's, wie's is!

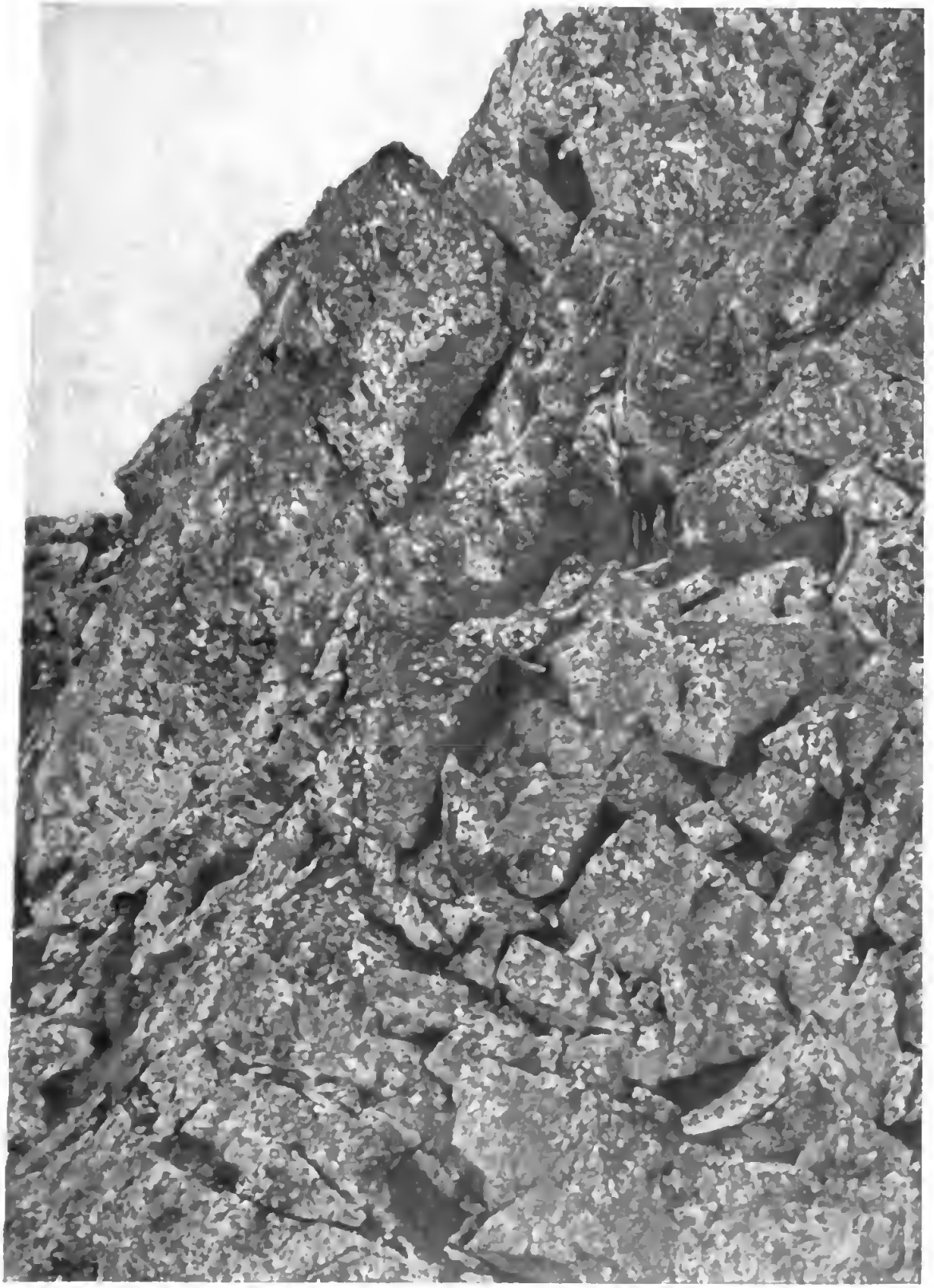
Heunt ſan ſ' in's Holz abi. Schnee kriagat mir wieder. Macht nix'n. Geht a ſo wieder weg un aft is er dir no amal a ſo gfreuli, der Auswärts!"

* * *

Der Hakl vom Grillkar hatte wieder einmal ſtürmiſch-bewegte Zeiten hinter ſich. Mit Robeln und Außi-Teufeln in der Brunft hatte er ſich zwar nicht allzu viel abzugeben. Die andern wußten, daß der Alte mit der Pechkrucke keinen Guten rauchte, und hielten ſich ſo ziemlich abſeits. Die ſich aber ſetzten und grunzend die Schläuche*) wieſen, waren halt auch zache Loder und hatten ihren Kopf. Aber luſtig war es doch, das Robeln und Hakeln, zerm grad und zünftig war die Gaudi bei der Gamshochzeit, bis es dem Hakl vom Grillkar nimmer gefiel und für ihn die ganze Mett'n aus und gar war, wie abgeriſſen. Mit dem Windfang war er ein paarmal in Tritte und auf Spuren gekommen, die ihm nicht paßten. Auch nach Hund hatte es geſtunken. Der Hakl kannte ſich aus. Das waren der Jaga, der Jagdherr und der Gamskavalier, und die hatten allerhand verdächtige Abſichten. Da mochten die andern den Kopf hinhalten; der alte Hakl machte ihnen und den Jageriſchen den Dummen noch lange nicht. In einem ſchiechen Graben nahm er ſeinen Einſtand und fing ſich dort ſtill und heimlich an Geißen ab, was er brauchte und was er wollte. So ging mit Andreastag die Jagd zu Ende, und es ward wieder Ruhe im Berg. Aber noch nicht ganz.

*) Schläuche = die Krucke.

Digitized by Google



M. Steckel phot. *Hohe Tatra. Juli 1904.*

Kapitaler Gamsbock, ſichernd.
Rupicapra rupicapra (L.).

Digitized by Google

M. Steckel phot.

Hohe Tatra, Juli 1904.

Absteigendes Gemsrudel (Sommerkleid), beunruhigt.
Rupicapra rupicapra (L.).

Digitized by Google

M. Steckel phot. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Gemsrudel im Gewänd absteigend.
Rupicapra rupicapra (L.).

Geratsdorfer phot. *Am hintern Sonnenrandjoch. Nov. 1905.*

Gemskitz, vom Rudel versprengt.
Rupicapra rupicapra (L.).

Digitized by Google

M. Steckel phot

Gemse. Kitzgeis und Kitz halten Umschau.
Rupicapra rupicapra (L.).

Hohe Tatra, Juli 1904.

Digitized by Google

Schnee gab's und immer mehr Schnee, und wenn die Wintersonne es einmal wieder gut meinte, dann blickte sie in ein himmelnahes Reich voll Schönheit und erhabener Ruhe in glitzerndem Glast und in wundersamen Prächten. Die Brunft war spät eingefallen; mit der Schußzeit war's fast zu früh gar, und den Gams wuchs jetzt erst recht der zottete Wachler*). Mancher brave Bock trug einen Reif, als ob ihm Kalkspritzer aufs Haar gespritzt wären; der alte Jagdgehilf konnte manchmal das Spektiv nimmer aus der braunen, behaarten Hand und vom Bergstock wegbringen, wenn er seine Fetzenböck' anschauen durfte. Es war aber noch einer da, der die Gams gern anschauen mochte, und nicht nur anschauen, ei, gewiß nicht! Das war der Franzl, der Holzknecht aus der Riß. Der wußte genau, wann der Bock den besten Wachler am Vorweis hat, ja am Vorweis als Einladung: ob's d' a Schneid hast? Ob's di hertraust?

Einmal hatte der Hakl vom Grillkar sich an den Zundern geäst, hatte die schwanken Bergerlen beknabbert, hatte das lederne Laubwerk des Almrausches mitgenommen, und warm war's in der prallen Bergwintersonne und wunderschön. Da war droben an der Reiß'n ein Schneeballen abgegangen, und leises Steindeln hatte getickt. Der Bock hatte die Luser gestellt und hatte aufgeworfen. Langes Verhoffen, Äugen und Sichern war nie seine Sache gewesen, und der Wind, der ihm jetzt an den Windfang wachelte, war nicht extra. Der Hakl schlich in die Latschen und versank in Unsichtbarkeit. Und bald schlich einer vorbei, hart am Wechsel, ein wildschöner, bildsauberer Bursch, der Franzl. Nicht lang darauf konnte sich der Hakl aus dem Grillkar mit seiner Vorsicht recht geben. G'schnallt hat's. Der Wechsel drunten an der alten Eibe war danach leer und verlassen. Später schnallte es dann noch einmal und noch einmal. Dann ward Ruhe. Der Jagdghilf und das Kar hatten Besuch von einer Kommission; die Herren stöhnten und schwitzten nicht schlecht, und eine Dirn drunten in der Öd hatte verweinte Äugen. Wenn sie dem Jaga begegnete, machte sie ein feindliches G'schau, und nicht aus Lieb' allein ließ sie von dem an den Loisl, den verwegensten Steiger und Gamsholer unter den Holzern, an ihr Fenster und ins Kammerl. Wie's halt so ist um den Gams und im Gamshoamatl! Freud und Leid und Lieb und Haß, wie der Gams selber ist: zach und gach, lustig und voller Gspasseteln, und dann wieder ein haklater Teifl —, des Forstners Hex, der Schweißhund, durft's erfahren: wie er dem angeschweißten Bock vom Tanzeck zu nahe an die Rippen kam, fuhr ihm der mit der Krucke in den Leib, riß ihm das Gescheide heraus und feuerte ihn das Wandl hinunter. Hirsch und Keiler wehren sich mit Wut und mit Schneid, aber der Hakl ist der Gefährlichere.

Der vom Grillkar kam ungefährdet in und durch den Winter. Mit der Bartgeiß vom Lahner erlebte er noch eine kurze Hochzeitsnachfeier, und mit den Launen des Winters wußte er sich abzufinden. Hatte der Wind droben ausgeputzt, so pflügte er durch den Schnee gegen den Grat hinauf; Gesellschaft fand sich dort auch, einmal stand sogar ein Trupp Hochwild mit zwei

*) Wachler = der Bart.

Digitized by Google

Scharln Gams zugleich droben. Warf's dann droben wieder Schnee, dann hielt sich der Alte wieder den Latschenfeldern zu. Für das Wetter hatte er eine feine Nase; was los war, hatte er sozusagen in den Knochen. Und zudem: auch andre wußten darum. Da war Hansl Spielhahn, der Tanzjakl vom Hochleger! Wenn der zu kullern und zu hopsen anfing, dann bedeutete es allemal Wettersturz. Und wenn drunten dem Großen mit den Silbermonden in der Schaufel singerisch zumut wurde, wenn in dem Wiesengraben Reinhart Rotrock Bier braute, wenn der Schwarzspecht mit dem Feuerkäppchen es gar so wichtig hatte, und wenn der Jakl aus der Sölden oft stehenblieb und mit griffigen Fingern an den Haxen herummanövrierte, dann wurde es wieder einmal garstig, und wie! Jetzt, da es in den Auswärts ging, hielt sich der Hakl vom Grillkar nach und nach nicht mehr bergauf, sondern bergab. Der waldige Graben hinter der Winterstube war bis zum Hirgst sein Einstand, wie es sich für einen braven Laubbock gehört. Zeit lassen! Heut' eilt es noch nicht und morgen auch nicht. Geschehn tut's doch, was solch ein braver Gams sich einbildet.

Die Flechten von dem Ahorn am Steig munden dem Gams mit seinem hart ausgekleideten Geäs vortrefflich, und die löffelförmigen Schneidezähne helfen auch das lederigste Zeug zermahlen und zerkleinern. Wo die Gamsblume, die vollsaftige Primel, die später mit den prächtig gelben Blütensträußen sich schmückt, ihre Wurzelstöcke in die Wiesen hineinschiebt, versteht es der Gams sogar, nach diesen Leckerbissen zu plätzen, wie Hochwild nach in den Boden versunkener Mast. Und doch sind seine schmalen, spitzen Schalen so weich, daß sie der Fingernagel ritzen kann. Wie der Bergfahrer mit seinen Hanfsohlen im waxen Gewänd klettert und jeder Schrunde sich anschmiegt, so tragen den Gams seine Schalen auf nur handbreitem Band, wo Menschenhand und -fuß keinen Halt mehr finden.

Und wenn die Lahn geht, ei! Entweder steht dann der Gams droben im schneefrei gefegten Wandl, oder er hat sich längst drunten im sicheren Holz eingestellt. Einmal hielt in einer Rinne der Hakl Umschau in sein einsam wildschönes Reich. Da klang ein sirrender Ton durch die reine Stille, in der man die Schneekristalle klingen hörte im Wirbeltanz. Und die Staublahn fuhr ab in jacher Fahrt. Der Bock aber fegte in weiten Fluchten schräg durch die Rinne; bis die Staublahn drunten im Kartrichter aufgewummt war, stand der Hakl längst wieder droben. Wie aus Stein gemeißelt hob sich sein scharfer Schattenschnitt in die klare, reine Luft, und der Wind spielte mit dem Wachler und koste das schwarzglänzende Haar mit dem silberschimmernden Reif.

Vorbei die wildschöne Zeit! Der Auswärts kommt. Der Bock stellt sich auf die Hinterläufe und hakelt nach einem Dürrling. Die heruntergefallenen Flechtenbrocken nimmt er Stück um Stück auf, als ob es Kostbarkeiten wären. Sparsam kann er äsen, der Gams, und stundenlang auf einem Fleck, kaum tischgroß, Stand behalten, wenn die Zeit danach ist. Geht's dann wieder aus dem Vollen, dann kann auch der Gams näschig sein wie das Geißenvolk auf der Alm. Er schickt sich in die Zeit, nützt sie und hält sich mit ihr.

Digitized by Google

hält sich mit seiner Heimat in guten Tagen und weiß ihren Gefahren zu begegnen. Das über den Grillwänden drüben abgelahnte Scharl könnte heut noch leben. Da waren aber die johlenden Skifahrer, die dalkat'n Brettlrutscher, die mit ihrem Gekreisch und mit ihrem damischen Getu das Scharl aus seinem Winterstand hinausgeteufelt haben. Da kam dann das Unglück. Und auch ein Absturz ist das Schlimmste noch nicht. Wie unser alter Hakl vom Grillkar noch ein Vierjähriger war, hat's ihn auch einmal bei einem zu kurz geratenen Sprung gerissen. Geschadet hat's aber nichts. „Den hat's sauber abi g'scheibt!" hatte der Jakl gemurrt, der aus seinem Ansitz heraus den Rumpler mit angesehen hatte. Ein bißl gehinkt hatte der Bock, aber bald war alles wieder gut gewesen. Mit einer Handvoll ausgeschrammter Haare trieb das Berglüfterl sein loses Spiel. Mit Zeit und Weil' erlebt auch ein Gams dies und das. Für den Augenblick aber erlebt man gar nichts, sondern tut sich nieder, wo man geht und steht, käut wieder und läßt sich die Sonne auf die mürb werdende Kotz'n scheinen.

Ein paar Tage später lacht der Holzmeister in der Winterstube hinter der Pfeifenspitze aus seinen Stockzähnen heraus. „Bist aa wieder da? Ham s' di do nöt derwuschen, der Herr un d' Jaga! A kalter Loder bist, du Schlawiner, du!"

Und freundlich nickt er dem altvertrauten Herrn Nachbar zu, sooft er ihn sieht.

* * *

Die Ringamsel füttert. Mit weiten Sprüngen huscht sie über den Ziehweg, den Almboden und das niedere Zeug am Hang hin, buddelt, kratzt, scharrt und pickt und hat gerade vollauf zu tun, für ihre vier Gelbschnäbel zu sorgen und sich selber dabei nicht ganz zu vergessen. Auch beim Zaunschnerz ist achtfacher Segen eingekehrt, der Kolkrabe wandert selbviert durch den Hochberg, und in der tiefen, schmalen Schrunde im Wandl atzt der Mauerspecht seine Kleinen. Bei den Bergdohlen nimmt das Hin und Her gleich gar kein Ende, und auch bei denen, die hübsch am Boden bleiben, ist allerhand Neues passiert. Der ungerade Vierzehnender aus dem Hirschgeröhr hat abgeworfen, hat sich danach eine Zeitlang geschämt, hat sich heimlich gehalten, steht jetzt in den Kolben und zieht abends auf die heimliche Hirschwiese beim Bauern überm See heraus. Der Rehbock aus der Seeleiten hat gefegt, daß alles gewackelt und getanzt hat; er steht in der Finsterecken und zeigt nur selten einem sein braves, reich geperltes Achtergewichtl. Die Geiß aus der Hachel zieht jeden Spätmittag über den Boden und durch den Forellenbach auf das saftige Fleckerl hinüber, aber nicht allein: sie führt ein munteres, starkes Kitz am Gesäug. Das Kahlwild hat sich von den Schlägen mit ihrer Winteräsung verstreut, hat hier und dort einen heimlichen Einstand angenommen und fühlt auch die mehr oder minder nahe Satzzeit. Der bewegte Falz ist vorbei; die Hennen sitzen oder führen ihr Gesperr. Da gibt's nach und nach auch im Gamshoamatl Neuigkeiten, aber von diesen Neuigkeiten geben der Jakl und der Hias, die Hüter des Gamsreviers, nichts zum besten, im Gegenteil. Kommt der Jakl hinunter ins Dorf, und fratscheln ihn die

Digitized by Google

Fremden nach den Gams aus, dann zuckt er mit den Schultern, wackelt mit dem Kopf, spuckt kräftig aus und murrt und brummelt: „Do dö Gams woaß i gar nixn. I glaub, mir ham mir a so koani!" Den Jagdsteig durch die Dürrnbachmäuer und um die Angerlnas'n herum hat er irgendwo im Holz verräumt; den Anfang findet kein Stadtfrack. Den Fremden erzählt er, daß dort die Wand geht und jeder den Hals bricht, der dort einsteigen will, und der Kräuterwab'n hat er weisgemacht, daß es dort waizt. Der tote Wildmeister geht dort um, macht entsetzliche Gfriesер, hat sich neulich vor ihm umgedreht und hat ihm mit der heruntergezogenen Ledernen sich unanständig von hinten präsentiert. Wie dann der Jakl höflich gerufen hat: „Du mi aa!" kamen kopfgroße Trümmer von Steinen geflogen. Um sich noch wichtiger zu machen, denn die Wab'n ist eine Zang'n und hat ein Mäu zum Grausen, fügt der Jakl gemütlich noch bei: „Erwischen bal i di tat, mit'n Wurzngraben un mit n Bleamerlbrock'n, dort bei der Angerlnas'n, mei, guat gangat's nöt naus mit ins zwoa!" Am andern End vom Graben, gegen die Kühroint zu, wär' der Steig am End zu finden und zu gehen, auch für die Stadtfräck'. Es geht ihn aber doch keiner, der Steig ist durch seinen Steinschlag berüchtigt. Und wenn einer doch einsteigen wollte, und der Steinschlag war rumpelnd, ratternd und polternd abgegangen, dann tauchte droben am Scharterl ein verschossener Gamsbart auf, und der Gamsbart gehörte zu einem verschossenen Hütl, und das Hütl gehörte einem verwitterten, struppigen Jaga, und der war der Hias, und der guckte und lachte: „Gel, da kost reisen, Lapp, damischer, bal dö Stoana kemma?" Denn hinter der Nas'n und hinter den Mäuern lag das Gamshoamatl, lag die Kinderstub'n, und da hinein ließen sie keinen auch nur schmecken, der Jakl nicht und der Hias nicht. „Kinna gnua am Berg umanand laafa, dö Hanswurschten, dö damischen, dö Gamserln brauchat aa a kammod's Flederl, dös glaabst!" Und wenn sie selber durch die Kinderstub'n ihren Dienstgang machten, die zwei, der Jakl und der Hias, dann birschten sie auf leisen Sohlen und trugen den Bergstock mit der Zwinge nach oben, daß es kein Scheppern an den Steinen gab. Gamsglockenläuten heißen's die Jaga im Berg, und der Gams haßt solch Gelärm wie Gift.

Silbernadel, die junge, starke und dabei ranke und schlanke Geiß, war im andern Hirgst noch eine jungferliche Schmalgeiß gewesen. Keine zarte oder gar zimperliche, ei, bewahre! Was im Berg gedeiht, ist stark und derb, und gesund natürlich, und darum so kernig erfreuend und schön. Wie's Berghofer-Nannei, das mit zweiundzwanzig Hochzeit hatte und von einem Stadtfrack von Gast mit dem Kompliment: „Schöne Jungfrau!" angeredet wurde. Wie eine Spielhenn' drehte sich das Berghofer-Nannei um, daß die Röcke flogen und die Wadeln herausstrotzten: „Was sagt er, der Lalli? I bin do alleweil a saubers Leut gwen un koan schiaglater Schrag'n nöt! I bin fei zweiundzwanzge, un da moant der Depp — — —?" Die Musik fiel ein, der Schuhplattler fing an mit Juchen und Stampfen, daß der Kalk von der Wand fiel.

Nein, eine Sprödtuerin und fade Nock'n war Silbernadel nicht. Sie stand aber noch immer bei der Geiß, die zwei Jahre vorher ihre Kitzgeiß gewesen,

Digitized by Google

und merkwürdig siedheiß wurde es ihr unter der Decke, wie er dann kam, der schwarze Teifl vom Stoamäuerl. Überhaupt war alles so sonderbar gewesen damals. In den Latschen stand eine merkwürdig starke, strenge und doch anziehende Witterung, die Böcke schlugen an den Zundern und rieben die Krucke, daß das Latschenpech daran immer stärker sich auflagerte; sie trugen einen dicken Brunsthals und eine geschwollene Brunstkappe, der herbe Witterung entströmte, und eine Unrast war über alle gekommen, daß man sich in dem guten, alten Scharl, das immer so treulich zusammengehalten, gar nimmer auskannte. Ein starker Bock jagte die alte Geiß in eine Rinne, und plötzlich äugte auch Silbernadel solch einen schwarzen Hakl, der in schaukelnden Fluchten sich auf sie zuhielt. Mit einem machte er einen Mordsfahrer, bläderte und grunzte, hakelte nach Silbernadel und begann sie mit pfeifendem Keuchen und lautem Blädern derb und ungestüm zu treiben, bis an der alten Wettertanne Silbernadel sich hatte geben müssen. Dann hatte auch sie die große Glut ergriffen, eine Zeit wilden Wonnerausches war für Silbernadel gekommen; Gamsbrunst ist Mutzeit und Glutzeit. Den Winter durch und im Auswärts hatte sich so ungefähr das Scharl von früher wieder zusammengeschlagen und zusammengehalten, dann aber waren es ihrer immer weniger geworden. Beim letzten Schöpfen am Dürrnbach waren es nur noch drei Geißen, ein junger Bock und ein Jahrling, gewesen, die sich noch zusammenhielten; der Bock ließ nicht von seinem Übermut mit Kobeln und Hakeln, und der Jahrling mit seinem Schelmengesicht und seiner niederen Spitzkrucke, ei, der mit seinen Unbandereien und seinem Wichtigtun! Nach dem Schöpfen standen sie alle auf einem schmalen Band nebeneinander, auch der Jahrling gab Ruh, und der Jakl aus seinem Latschenboschen heraus lachte über die Pfeife weg und murmelte aus dem Bartwald heraus: „Grad als wenn s' der Schullehrer hing'stellt hatt', dö Gamserln, a so steh'n s' da!"

Eines Tages war Silbernadel ganz allein und fühlte sich matt und der Ruhe bedürftig. Drei Tannen und ein Latschenband an dichtem Grasboden, davor ein Geschieb mit Petersbart, Akelei, Enzian und Gamsblume, gaben in hohem, weichem Gras ein sonniges, warmes und weiches Bett, und dort tat sich Silbernadel nieder, lange, lange. Fröhlich sang ganz nahe bei ihr der Zaunschnerz, zwei Haubenmeisen zwätscherten, und die Goldhähnchen in der alten Fichte droben pisperten mit feinen, dünnen Stimmchen wie Silberglöckchen drunten in der Kirche an der Weihnachtstanne. Mit zärtlichen Locklauten führte eine Auerhenne ihr wuseliges Gesperr an der sitzenden Geiß vorüber, der bistenden Haselhenne Gesperr war bereits beflogen und strich schnurrend durch Aufschlag und Anflug, und nun war auch für Silbernadel die Stunde des Glückes gekommen.

Mit leisem Meckern, kosend und voll zärtlicher Liebe, leckte Silbernadel ihr Kitz trocken; was machte sie sich daraus, daß ihr dabei manches von dem feinen Wollhaar in Geäs und Pansen geriet und sich dort mit Zeit und Weil' zu der glatt polierten Gamskugel formte! Ihr Kitz, ein jetzt noch unbeholfenes Bockkitz, war ihr Alles, war ihr das Schönste und Liebste auf der Welt, und voll hingebender Zärtlichkeit reichte sie ihm das Gesäuge. Am ersten Tag

Digitized by Google

blieb das Kitz, wo es war; am zweiten Tag stand es zitternd und leise blädernd auf den noch unsicheren Läufen mit den dicken Gelenken; am dritten Tag machte es die ersten, noch unbeholfenen Schritte; vom vierten Tag an ging es mit der Munterkeit immer weiter voran; zwei Wochen gar, und unser Guckindiewelt machte Sprünge kopfüber, kopfunter, daß einer sich daran nicht satt sehen konnte, und von dem an war ein loser Unband mehr im Gamshoamatl, ein Hascherl so lieb, gar nicht zum Sagen.

Die Kitzgeiß, denn das war ja Silbernadel nun geworden, ließ ihren Liebling nicht weit von sich. Das näschige Ding begehrte ohnehin ein ums andre Mal das Gesäuge, auch dann, als es anfing, sich mehr und mehr an dem zarten, würzigen Gepflänz zu äsen, das jetzt der Berg in täglich üppiger werdender Fülle bot. Aber auch sonst hielt die treue Mutter die Tore der Sinne offen. Man konnte nicht wissen, es gab allerhand Leut' im Berg! Einmal raschelte es in den Zundern, der Marder kam auf dem Steig geschnürt. Mit seinen funkelnden Perlensehern äugte er auf das erstaunt verhoffende und ein paarmal leise blädernde Kitz. Die Rute des Sammetbalgträgers zuckte leise; Silbernadel aber machte keine langen Fisematenten. Ein unmutiger Pfiff aus halb geöffnetem Geäs und geblähtem Windfang, ein Weisen der Krucke, ein unmutiger Fahrer, und Gelbkrawattl verduftete im Holz. Mit Gamskitzbraten ist das keine so leichte Sache. Das mochte auch Reinhart Rotrock denken, der einmal, ganz auf einmal, mit umgeschlagener Lunte an dem Stock einer geschlagenen Buche auf den Keulen saß und in frommer Beschaulichkeit vor sich hinäugte. Die Kitzgeiß traute dem frommen G'schau nicht recht, zog im Stechschritt immer näher auf den frommen Mann zu, und mit ihr kamen auch die spitzen Schläuche der Krucke immer näher. Da hielt es auch Reinhart Rotrock für geboten, verlegen die Lefzen hoch zu ziehen, daß die weißen Waffen im Fang blitzten, und sich zu verziehen. Und wie einmal das Kitz an und Silbernadel in den Latschen äste, rann über den Boden ein breiter Schatten her, der Sonnenvogel, der König der Lüfte, revierte im Berg. Sogleich aber rumpelte auch die Kitzgeiß aus den Latschen heraus, und mit hohen Fluchten wies sie dräuend dem Adler mit dem Dolchgewaff die Krucke. Der König der Lüfte aber revierte weiter und schlug sich irgendwo einen Berghasen oder ein Mankei. Er ist nicht der Schelm, für den sie ihn verschreien, am meisten die, die noch nie den freien König der Bergwelt im Berg sahen.

Mit den Tagen und Wochen kam auch wieder Gesellschaft. Die wohlbehütete Kinderstube bewährte ihren alten, guten Ruf. Und wenn die Kitzgeißen ästen oder niedergetan in dem warmen Einstand saßen, dann trieb das junge Volk seine Gspasseteln mit Scherzen und Sprüngen, aber auch schon mit Robeln und Hakeln, daß den zwei einsamen Jägern, dem Jakl und dem Hias, bei dem fröhlichen Anblick die helle Freude aus den Augen lachte. „Berglerbuam halt, grad schau'n muaßt! Un wie sie's scho kinna, ja, ganz aus is's!"

Was halt ein Hakl werden will! Und früh fängt er an, unser Gams. Schon mit der dritten Lebenswoche zeigt sich unter einem Haarwirbel gleich

Digitized by Google

einer Warze das erste, schwarze, nackte Höckerchen als Anlage zur späteren Krucke. Knochen, Lederhaut und Epidermis gehen rundum in die gleichartigen Gewebsteile der Stirndecke über. Durch den emporwachsenden Knochenzapfen wird das ganze Gebilde nach und nach emporgehoben. Der Schlauch ist eine starke Schicht verhornter Epidermiszellen. Rundum laufende Rinnen im Verein mit einem dicht darüber gelegten Hornabsatz bilden, wie unser Gamsvater, Amtstierarzt Dr. Stroh in Augsburg, gezeigt hat, dadurch deutlich erkennbare Altersringe, daß im Winter das Wachstum des Kruckengewebes und die Bildung der Hornzellen aussetzen. Ebenso tritt im Innern der Kruckenhornmasse winterlicher Stillstand ein, und damit zugleich bildet sich tütenartige Schichtung der Hornmasse. Unter lebhaftem Emporstreben des Knochenkerns wächst die ganze Krucke schon in jüngeren Jahren des Stücks, das sie trägt, rasch in die Höhe. Ist einmal das Knochengerüst in seinem Aufbau vollendet, so kommt auch das allmählich verlangsamte Wachstum des Knochenkerns nach und nach zum Stillstand. Eine Rückbildung der hornbildenden, lebenden Epidermiszellen geht damit Hand in Hand, und es lagern sich nunmehr die kürzer gewordenen jährlichen Hornzuwachsstücke als nur noch ganz schmale Millimeterstreifen vom Grund her an. Die Schläuche wachsen hauptsächlich vom Juni an bis zum Anfang des Winters, das heißt bis zur Brunst; der dann eintretende Stillstand währt bis etwa wieder zum Juni des kommenden Jahres. Das Kruckenzuwachsstück zeigt sonach, wie es sich in dem verronnenen halben Jahre gebildet hat, den Zuwachs eines ganzen Jahres an; die Unterbrechungslinien am Schlauch stellen die Jahresringe dar. Die ersten 3½ bis 4½ Lebensjahre sind für die Gesamtentwicklung der Krucke ausschlaggebend; mit 8 bis 10 Jahren ist für den Gams die Höhe der Entwicklung erreicht. Daß er noch erheblich älter werden kann, ist damit nicht bezweifelt, und ein solcher Zweifel würde auch vielfach feststehenden Tatsachen widersprechen. Über einen Leisten geschlagen sind die Gamskrucken nicht. Es gibt am Wildkörper geringe Gams mit kapitaler und kapitale Gams mit geringer Krucke. Aus der Kruckenbildung wurden und werden dann auch Schläge und Rassen des Krickelwildes abgeleitet; doch sind hier die Grenzen keineswegs feststehend.

Regelwidrige Krucken sind beim Gams nicht gerade häufig. Kommen sie vor, so sind sie vorzugsweise in mechanischen Störungen, Hemmungen und Gewalteingriffen als Wurzelursache begründet: Absturz, Steinschlag, Streifschuß, vielleicht auch einmal eine Folge des Hakelns, letzteres aber wohl ganz besonders selten. Sehr selten sind nach Fuschlberger Kruckenverbildungen infolge Verletzung eines andern Teiles des Wildkörpers oder infolge einer Krankheit. Bisher ist wohl nur eine regelwidrige Krucke bekannt, deren Abnormität nicht durch äußeren, mechanischen Einfluß entstanden zu sein scheint. Sie stammte von einem Gamsbock, den Kaiser Franz Josef I. im Revier Weißenbachl in der Radmer in Steiermark zur Strecke brachte. Einem Gamsbock mit regelwidriger Krucke fehlte die linke Brunftkugel; eine Geiß mit ebensolcher Krucke hatte ein verkümmertes Gesäuge.

Hauthörner treten als nicht ganz außergewöhnlich überraschende Er-

scheinung hie und da auf. Sie sitzen oder hängen an der Wange, meist dem Geäse näher als dem Licht, an den Lefzen, aber auch in größerer oder geringerer Entfernung von den Lusern. Hie und da ist der Träger der Sitz des Hauthorns. Ganz vereinzelt nur hängt das Hauthorn an den Blättern; ein in der Schweiz erlegter Gams trug ein Hauthorn an der linken Keule.

Weiße, albinotische und nichtalbinotische Gams kommen hie und da vor.

Der Gams der Karpathen und der im Balkan ist stärker, als es der Gams in unserem Alpenzug jetzt ist. Auf der I. Internationalen Jagdausstellung in Wien hatte eine Kruke aus den Karpathen, und zwar aus der Marmaros, 32 cm Schlauchlänge und 27 cm Höhe. Ein Gams von 40 bis 45 kg Wildgewicht ist bei uns heute eine Merkwürdigkeit. In pfleglich gehegtem, großem Revier bei langer Pachtdauer in starker Hand wachsen auch noch gute, starke und alte Gams. In einer Bamberljagd wachsen nur geringe War' und Graffl.

Gleichwohl darf ein Gamsstand nicht zu dicht angehegt werden. Sonst wächst die Krankheitsgefahr, und namentlich ist es die Räude, die solch einen Wildstand bedroht.

Auch für den Gams sind ruhige Einstände, in denen unter keinen Umständen geriegelt wird, von größtem Segen. Kinderstube und stiller Einstand, sie sind die Wildkammer für das sonst in allem so ur- und naturwüchsig derbe und harte Krickelwild, neben dem großen Hahn unser höchstes Edelgut im Berg, droben im Gamshoamatl.

* * *

Der Kuckuck im Altholz über dem stillverträumten See verschweigt, und auch Meister Hämmerlein im bunten Rock hört mit Klopfen und Werken auf, schwimmt in sachten Bogen über Holz und gückt aus irgendeinem verborgenen Waldeck heraus. Weiter droben hebt Meister Kolk, der Allwissende, zu korchen an und macht weise Bemerkungen. Der Auerhahn, dem in der Rauhe das Gewand nach und nach wieder zurechtwächst, sichert mit langem Kragen von seiner Lack'n herüber, an der er geschöpft hat; dann läuft er geduckt in die Heidelbeerstauden. Der Buchfink aber kann's nicht lassen, einen kräftigen Juchazer in den Wald hineinzuschmettern.

Den Ziehweg hinauf singt und klingt es wie Orgelklang, so fromm, so froh, so feierlich, Almag'läut! Der Gschwandtner treibt auf, die Ehhalten haben aufs beste gekranzt, und ein schöner Tag ist dem bedeutungsvollen Unternehmen auch beschieden. Voraus der Nazl mit der Pfeif'n in der harben Wix, wie es der Brauch für einen zünftigen Hütbua, dann der Munni mit dem Kranz, die Edelweiß mit dem Sakramentsbild, die Scheck mit dem Leonhardischild, dann alle die bunten und die braunen, des Bauern in der Gschwandt Sorg' und Stolz, zuletzt die Schwagerin, die Lenzi, im Sonntagsg'wand mit dem G'schnür, fast wie am Herrgottstag beim Umgang. Und neben der Lenzi trollt, mit einem Kranzl um den schlanken Hals, ein ganz seltsamer, aber herzlieber Almgast, das Lisei, ein schlankes, sauberes Schmalreh, das mit zum Hof und zur G'freundschaft der Almerischen gehört. Mit

Digitized by Google

schwerem Gefährt rattert hintennach der Bauer; er hat den Hausrat auf dem Wagen und die Millikübel, und was alles sonst noch die Sennerin braucht zu ihrer eifrigen und sorgsamen Hantierung. Der Bauer fährt selber; der Tag ist ein wichtiger für ihn, da läßt er nicht aus, und dabei will er nicht fehlen. Alter Brauch, guter Brauch! Wer hätte ihn je treuer gewahrt als der Bauer, der wahre Fürst und Herr auf eigener Scholle!

Almag'läut! Wer dich gehört, dem hast du dich für immer ins Herz gesungen; er sehnt sich aus der Fremde nach dir, und noch das letzte Stündlein auf dem letzten G'lieger magst du ihm tröstend erleichtern; dein Klingen und Singen klingt und singt in den Himmel hinein.

Auf der Alm droben beginnt ein eifrig Herrichten und Werken. Bis zum Abend ist alles hergeschafft und gerichtet; der Bauer spannt ein und hat noch ein Wörtl zum B'hüat Gott.

„Cenzi, du woaßt: halt guat Haus, daß alles guat nausgeht. Nazi, du schaust mir guat auf! Auf d' Edelweiß schau mir guat auf, sie versteigt si girn un überhaupts: schau auf d' Arbet un fang mir koan Daunderlaun nöt an! Mit dö Jagerischen wird fei nix z'sammg'rumpelt, in der Gschwandt muaß's alleweil 's G'recht ham, dös sag dir i!

Un n heilingen Leonhard tuat's mir brav ehr'n, daß er fei auf's Vieh aufschau'n hilft!" Der Gschwandtner lüpft den Hut und guckt zum Bildstöckl hinüber.

„Un jatz pfüat Gott un schaut's mir guat auf! Geh zua, Braunl, daß mir hoam kemma!"

Der Wagen rumpelt den steinigen Ziehweg hinunter, die Schwagerin und der Hütbua winken noch zum Abschied, und die Almwirtschaft nimmt ihren Anfang mit Schaffen und Sorgen, mit Freud und Leid.

Schon am andern Tag kann der Nazl den Mund nimmer halten vor lauter Notwendig und Wichtig. „Du, Cenzi, mir ham mir eahn aa wieder!"

„Wen meinst denn nacher, Bua, weil's d's gar so notwendi hast?"

„'s Böckei! An 'n Holz siehgst eahn! Geh zua, geh mit außi!"

Alte Nachbarn, gute Nachbarn!

Der Gamsbock von des Gschwandtners Hochleger ist den Almerischen kein Fremder. Wenn auch das bißl Holz am Almboden nur schütter steht und Latschen und Wald nicht weit weg sind, er bleibt doch und behält Stand, wo er ist, und hält gute Nachbarschaft mit guten Nachbarn. Da äst er sich neben und unter dem Almvieh, nur ein klein bißl hält er sich abseits, der Vornehmere ist er halt doch, aber nichtsdestoweniger hat er mit den Almerischen als Nachbarschaft gute Erfahrungen gemacht, und so hält er sich mit ihnen.

Die Cenzi mag den Nazl ganz gut leiden, aber Bua ist Bua. Die Cenzi macht Augen.

„Du, mit'n Sepp auf der Roßalm wird fei nix zsammgspunna, mei Liaba, sinst fangst a paar Watsch'n, daß d' glangst! Dös is insa Böckei, da gibt's nix. Hast's eh g'hört, was der Bauer g'sagt hat! Un i bin fei aa no da, daß d's woaßt!"

Digitized by Google

Ein bißl verdruckt lacht er, der Nazl, aber dann macht er sein treuherzigstes G'schau. Mit der Cenzi will er's nicht verderben. Ihre Schmalznudeln und ihre Kasnock'n sind ihm schon lieber als Kriegszustand mit Watsch'n.

Wie am Abend die Cenzi mit der Arbeit so weit ist, macht sie einen kleinen Rundgang und hält dann ein bißl Umschau. Der heilige Mann am Bildstöckl bekommt einen Buschen, und die Cenzi bleibt noch ein bißl bei ihm stehen. An den Lärchen steht der Gamsbock und äugt vertraut herüber. Droben in dem Grasband äst ein Scharl. Sommerhitze und Mückentreiben halten den Gams bei Tag oft genug in Unsichtbarkeit. Dafür tut er sich dann in der Abendkühle um, und nachtüber kommt er gar zum Fensterln bis an die Hütte.

Es ist ein liebes Bild: das forsche Dirndl in seinem knappen Spenser und in seiner Hos'n dort am Bildstöckl! Das weiß noch einer, der schon lang darauf gespitzt hat, daß der Gschwandtner auftreibt. Das ist der Franzl, der Oberjaga aus der Fölz. Heuer will er's richtig machen mit dem lebfrischen Dirndl; nach dem Abtrieb gibt's Hochzeit und einen fröhlichen Einstand am eigenen Herd.

Der Bock an den Lärchen sinkt mit dem Boden in eins zusammen und wird unsichtbar. Denn Steig herunter trottet der Sellmanndl, der Schweißhund, und schmiegt sich an das Dirndl, das ihn freundlich liebelt. Alte Bekannte, gute Freundschaft! Vom Sellmandl aber guckt das Dirndl immer wieder auf. Es muß doch noch einer kommen! Und er kommt auch: ein froher Jodler klingt und schmettert über den Almboden, daß der Widerhall ihn neckisch nachsingt an Wald und Wand.

Beim heiligen Mann am Bildstöckl haben zwei Herzen sich gefunden. Sie schlagen fürder fürs Leben nur noch einen Schlag.

Un a Hos'n un der Janker
Un der Berg un der Graben,
Un der Bua un sei Dirndl
Müassen n Zsammastand haben.

Zitherspiel und Schnodahupferln klingen und singen aus dem Guckerl auf den Almboden hinaus. Und wie der Franzl späten Abschied nimmt, Abschied aufs Wiederkommen, was schnalzt da am Gatterl, als ob der Hahn schnalzt? Ein Busserl vielleicht oder gar mehr als eins?

Und schelmisch blinzeln die Sterne herunter auf die Hütte, den Hag, den Alnboden und ins Gamshoamatl.

* * *

Er ist ein braver, alter Herr, der Malerprofessor aus der Stadt, ein Schönheitsucher und ein Schönheitkünder, und ein bißl Jagern nebenzu g'freut ihn dabei auch.

Heut' ist er beim Franzl in der Fölz; der Jagdherr, sein alter Freund und Regimentskamerad, hat ihm einen Sommergams verlaubt. Für den den Schnee pfügenden Bartgams g'langt der Schnaufer nimmer.

Digitized by Google

„Weißt, Franzl, — da hast a paar Packln Tabak, 's is a guata aus Holland, laß dir'n schmecken! — mit mein Jagern is's nöt weit her, aber wenn i nur a Weil bei dir heraußen sein derf! 's is halt doch am Berg —," die weiteren Worte verlieren sich in einem immer leiser werdenden Murmeln. Der Mann vergißt alles um sich her und muß nur schauen, nur schauen.

Der Franzl guckt ihn sich ein bißl von der Seite an, wie er gerade eine Enzianstaude anschaut, als blicke er in ein sonniges Kindergesicht. „Bal's d' a so oana bist, bist mir der G'recht! Dein Schaden soll's nöt sein." So denkt er still. Dann sagt er: „Bal's d' n Berg so girn magst, Herr, — gelt's Gott aa für dein Tabak, saxen, dös is dir amal a Guata, — da will i di heunt amal führ'n, daß d' aa was siehgst! Geh'n tean mir ganz kammod, dein Rucksack trag dir i, un was Schußbar's wer'n mir aa kriag'n, da fehlt nix!"

Und so beginnt ein Birschgang, als sollt's in den Himmel hinauf gehn. In den Latschen an der Jochalm wird gerastet. Drunten am Holz steht Hochwild. Das Kälberstuck scherzt mit dem Kalb; ein Schmalstückl tollt herum, daß das Wasser in dem jetzt seichten Forellenbach hoch aufspritzt.

„Da müassat mir scho schau'n, daß d' heunt no dein Gams schiaßt, Herr!" meint der Franzl mit leiser Besorgnis im Ton seiner treuherzigen Stimme, „bal's Hochwild gar a so umanand werkt, kunnt's leicht sein, daß's schlecht Weda gibt. Aber grad dö Gamserln muaßt anschau'n, da schau nur grad, dort an dö Stoanna!"

„Wo dann, Franzl, i siech koani Gams nöt!" versichert der Malerprofessor mit dem gleichen treuherzigen Tonfall seines Führers.

„Ja, mei," lacht der Franzl, „n Sommergams siehgst aa nöt glei un kennst eahn vo dö Stoana weg, da muaßt scho guat hinschau'n, paß auf!"

Und nach manchem Winken, Deuten und Explizieren sieht denn endlich auch der Malerprofessor das Scharl, das in seiner fahlen Sommerdecke kaum erkennbar in Fels und Wand steht. Die helle Freude lacht dem sinnigen Mann aus den Augen.

Da drüben äst ein junger Bock. An einer Platte sitzt niedergetan eine Geiß. Eine zweite nistelt weiter hinten in einer flachen Rinne herum, an deren Rand der Almrausch glüht in hellichter, flammender Lohe. Und auf dem Grasband tollen und scherzen zwei Kitze; auf die derben Hinterläufe aufgerichtet, stoßen sie sich mit den winzigen Krucken und robeln; ein Jahrling mit seinem Schelmengesicht schaut zu und hüpft im Übermut umher wie ein geworfener Ball. Dann fährt er sausend den Graslahner herunter, ist im Nu wieder droben und beginnt das lose, lustige Spiel von neuem.

Der Malerprofessor kann sich nicht satt sehen an dem herzgewinnenden Treiben des liebsten Schalenwildes im Berg; wie's aber über dem Stoamäuerl grau aufsteigt, gibt ihm der Franzl einen leisen Stupfer.

„Schau'n mir, daß mir abi kemma in d' Sölden auf d' Hütt'n, leicht kriagst dein Gams aa, Herr, i woaß oan, kann scho sei, daß 's bald schnallt bei dir!"

Und wie Gamskavalier und Jaga auf die Hütte kommen, trug der Franzl einen guten Bock am Buckel und lobte den Herrn mit seinem sauberen Schuß

Digitized by Google

und den Somergams mit seiner guten Krucke. Und auch der alte Jakl kam und der Hias, und es gab ein Lachen und Loben, und bei dampfenden Pfeifen, daß man den Hecht mit dem Weidmesser hätte schneiden können, gab's dann an dem Abend Gamsgeschichten, ei!

„Den Gams hast sauber g'schossen," begann der Jakl, „i sag's, wie's is! n Sommergams siehgst nöt leicht un mit n Schiaß'n is's diam aa nöt alleweil kammod. Da ham mir amal bei'n Riageln n Exlenzherr g'habt, mei, wie mir firti san, was hat er derschossen g'habt, der Exlenzherr? n Jahrling!

Mei, hab i gsagt, trösten S' Eahna, Herr, a andersmal geht's wieder anderst naus. Os Großkopfete seid's alleweil a wengerl damisch, dös macht nixn!"

„Un meiner," lacht der Hias ein bißl spöttisch, „meiner hat amal a Goaß derschossen. Guat is gwen, daß 's a alloanige is gwen, 's Kitz hat ihr a Stoaschlag g'nomma. Aber der hat d' Treanschn hänga lassen, wie er mit'n Maxl, mit n Treiber, daherg'roast kemma is mit soana Goaß! Un der Herr hat grad g'schaut, o mei!"

Bevor die lustige Gesellschaft in den Kreister schliest, schickt der Franzl noch einen Jodler in die Nacht. Den Nachtgruß auf die Gschwandtneralm.

Der Malerprofessor aber tastet noch ein paarmal über die Krucke, die ihm heute der Berg beschert hat. Im Traum ist er draußen im Gamshoamatl.

Die drei andern aber leisten mit Bretterjägen schwere Nachtarbeit.

Rrr trupp, rrr rupp!

Wenn gleich drei brave Jagaleut zu schnarchen anfangen, dann haut's.

Rrr trup, rrr rupp!

* * *

Fest sind sie beim Eisscheib'n auf dem See, und der dicke Tannenbäck hält bei jedem verlor'nen Zwanzgerl eine feierliche Leichenrede. „Kyrie eleyson und in Ewigkeit Am!" antwortet fromm der Forstg'hilf, der am besten scheibt und den meisten Profit von dem Vergnügen hat. Durch die Fichten guckt der Mond vergnügt auf die Vergnügten herunter; die Berge ragen feierlich und glänzen im Neuschnee, und das Kirchlein grüßt mit dem spitzen Turm aus den zwei alten Linden heraus, um die der Steinkauz geistert. So eine Wintermondnacht im Berg ist ja so schön, so wunderschön, daß man's gar nicht sagen kann.

Wo der Berg und das Holz sich gegen die Wiesen hinausschieben, wo das Gatterl sich an dichte Hecken anlehnt, guckt der Ödhof in die Mondnacht hinein und zu dem nachbarlichen See hinüber. Am Guckerl bei der Holzleg am Ödhof blitzt und blinkt der Mondstrahl, und wer ein gutes G'merk hat, kann da was spannen. Was man halt spannt, wenn das Ödhofer-Dirndl ein sauber's Leut und sein Schatz ein strammer Loder ist und ein Jaga dazu.

„— un so viel schön is 's heunt auf d' Nacht wieder, grad schau'n muaßt," lacht's Dronerl, und ein rundes Apfelgesicht und ein kecker Schnurrbart kommen wieder einmal recht nah zusammen.

Digitized by Google

„Recht hast, Dirndl," tuschelt der Flori und geht mit dem Schnurrbart noch lang nicht weg, „recht hast, un i moan, i geh heunt überhaupts nimmer hoam. Glei aufi steigen tua i auf d' Hütt'n, auf d' Fruah bin i ast glei bei meini Gamserln. Kimmt der Herr, ast holt eahn der Jakl mit n Mulo un mit n Fuhrwerk. Da ko i eahm glei sagen, wie's mit demselbigen Barschtbock is, den wo er si einbildt, der Herr. Bal er nur n Stern hat, der Herr, dös war halt gfreuli!"

Mit einem nachdenklichen Brummer schloß der sonst recht wortkarge Flori die lange Rede.

„Wann kimmt er nacher, der Herr?" fragte das Dronerl mit mehr als lebhafter Neugier.

„Pfinsta*) auf d' Nacht," war die Antwort. „Pfinsta auf d' Nach that er si angsagt. Un auf n Freitag, glei auf d' Fruah, machen mir n ersten Birschgang mitanand. G'freun tat er si meinoad glei zünfti, der Herr, un ja, n Stern bal er hat, kriagt er eahn aa, den wo i moan, un den wo i eahm vergunn, dös is g'wiß; aber mei, a zacher Teifl is er halt aa, derselbige Bock, un da woaß i aa nöt —"

„Hast dann nacher n g'wissen auf der Latt'n?"

„Freili, dös is 's ja, daß i grad den eahm versprochen hab, un jatz is er scharf drauf', der Herr, un — du, paß auf, Dronerl, du kennst eahn selm aa, den Bock, wo i moan."

„Moanst n Hansl?"

„Derraten hast's! Grad den moan i, un den bal mir derwischen taten, o mei —!"

Es folgte noch ein langes Geflüster, dann hatte der gute, alte Mond seine Freud' noch an einem herzhaften Busseln, und endlich schritt der Flori mit Stutzen und Bergstock den schmalen Steig gegen den Brunnen hinunter und verschwand dann bergzu im Holz.

Aufstieg in der Mondnacht ist wie ein Gang zum Herrgott. Die Sterne glitzern und lugen durch die Baumspitzen, und ist ihr Schimmer verblichen, und will die Sonne aufwachen, dann glühen Gipfel und Schnee und Wand in lohendem Feuer.

Dann wacht der Gams auf und tut allgemach sich um, das prächtigste Wild im prächtigsten Revier.

Durch Windwurf, Steinkloß und Rinne reibt sich der jetzt hoch überschneite Steig hinaus aus dem Holz ins Kar. Drei verschneite und verlassene Hütten liegen drunten auf dem Almboden, und weit drüben im letzten Holzgürtel versteckt liegt die Jagdhütte, die in der Gamsbrunft dem Jagdherrn Unterstand bietet und dem Jaga. Mehr als zwei haben nicht Platz. Gesellschaft wünscht sich auch nicht, wer in d e r Pracht hausen darf und an den Hakl mit dem wachlaten Bart denkt, auf den er weidwerken mag in der gottnahen Höhe.

Der Flori hat, ehe er ins Kar und auf den Boden hinausgeht, sich in einen Latschenboschen eingeschoben und hat ein bißl gefrühstückt. Bergluft

*) Pfinsta = Donnerstag.

Digitized by Google

macht Hunger, und wer die Nacht durch gestiegen, mag sich in der Früh auch ein paar Bissen gönnen. Dann hält er Umschau, der Flori, und freut sich wie ein Bua an Weihnachten an dem schönen Morgen und an seinem schönen Revier.

Ein Zaunschnerz schnickert irgendwo im Windwurf und Getrümmer und huscht dann bis zum Flori hin, der seine Freude hat an dem knirpsigen Kerlchen und an seinem Liedl, das den Lenz kündet, ehe noch der Winter recht zur Herrschaft gelangt. Am Holz her steht eine Fuchsspur; bei dem Wetterbaum ist Hochwild vorbeigezogen, und der brave Bastbock und seine Geiß haben noch immer den Stand neben dem Ziehweg ins Holz hinein. Über dem Schneehasen, der auf breiten Sprüngen in die Latschen hinein hoppelt, hat der alte Kolkrabe ein bißl gekreist und ein paar Bemerkungen dazu gemacht; dann aber hat er sich zufrieden gegeben, ist über den Grat gestrichen und schwimmt jetzt im sonnigen Himmelsklar.

Nicht allzu lang braucht der Flori zu passen, und aus den Latschen zieht ein Scharl Gams. Sie haben's nicht eilig, zupfen hier und äsen dort; eine in der letzten Brunft gelt gebliebene Geiß mag schon wieder ausrasten, ehe sie sich noch groß geplagt hat, und tut sich im Schnee nieder, wo sie geht und steht. Ein vierjähriger Bock macht mit einer Kitzgeiß ein paar verliebte Gspasseteln; die achtet nicht auf den dalkat'n Hallodri, und so sucht er sich denn einen Gleichgesinnten und fängt mit ihm ein bißl zu kampeln und zu robeln an. Den Flori freut das G'spiel, das in seinem Frieden und in seiner neckischen Fröhlichkeit so ganz den Zauber des Gamsreviers ahnen läßt und zugleich jenes Herzklopfen weckt, das an das oft so stürmisch Bewegte der Gamsbrunft erinnert, an das Robeln der Gams selber und an das Hoffen und Bangen des zwischen Lust und Zweifel schwankenden Jägerherzens.

Der Flori hat eingepackt, hat sein braunschwarzes Holzkopferl angezündet und denkt allmählich ans Weitergehen. Da dreht's ihm, ohne daß er widerstehen kann, den Krauskopf, und schier zum Verlangen steht schräg hinter ihm der Hansl, zupft an einem Latschenboschen herum, setzt und schlägt dann die Krucke und die Brunftkappe und werkt an dem Boschen, daß Zweig und Nadel fliegen. „Sakra!" Glühheiß geht's dem Flori durch die Adern, wie er den forschen Klachl so vor sich hat, und fast froh atmet er auf, wie der Hatl den Steig hinunterzieht und dann, schräg aufwärts durch den Schnee pflügend, gegen die nächste Reiß'n hin in den Zundern untertaucht.

„Also da is er alleweil wieder, hm! Der Prachtsloder, der! Un g'spannt hat er fei nix! Jatz, bal der Herr kimmt, ast ko er si g'freun! 'n solchener Mordswaschl, Kruzi, die Freud!"

Auf leisen Sohlen geht der Flori weiter, den Grat hin, um überall schauen und prüfen zu können, wie weit es schon ist mit den Gams und ihrer Hochzeitsfeier im Berg, dem der Neuschnee den königlichen Hermelinmantel um die Schultern gelegt hat.

Draußen am Ziehweg aber hat der Hansl noch ein paar Gspasseteln gemacht, hat dann die Fährte und die Brunftwitterung einer Schmalgeiß auf-

Digitized by Google

genommen und hat blädernd und grunzend das gschmache Ding auf den Boden und die Licht'n hinaus gesprengt, daß der Schnee stob.

Der Hansl, ja, der war einer! Ein ganz B'sonderer! Vertraut wie's Hunderl an der Hütt'n und dann wieder so gerissen wie Luchs und Fuchs. Als hätt's ihm der Schullehrer eingetrichtert: Jageriſche Leut und almeriſche Leut ſan grüabige Leut, aber zweierlei Leut halt aa! Muaßt halt n jeden nehmen, wie er is!

Das hatte nun zwar dem Hansl kein Schullehrer gesagt, aber sein eigenes G'merk hatte es ihn gelehrt. Und darum war er in der Nähe der Almlicht'n vertraut, auch im Sommer, wenn aufgetrieben war; die Ödhoferſchen kannten ihn, wie die aus der Gschwandt ihren Nachbarn kannten, und das Dronerl hatte ihm gar einen Namen gegeben: der Hansl, insa Hansl!

Drum hatte auch nach dem Abschied vom Flori das Dronerl lang noch im Bett gesonnen: Der Hansl, bal ſ' eahn derſchiaß'n, dös war do ſchad! Aber dann hatte das Dirndl an den Flori gedacht und an einen Jagaposten zu seinem andern Sach mit dem kleinen Anwesen und dem bisserl Holz und an die Einwilligung vom Ödhofer-Vater, und rundum gingen ihm im Sinn: der Hansl, na, der Flori, na, der Vota —, und über einem besonderen Plan war das Dirndl eingeſchlummert, hatte vom Hansl und vom Flori geträumt, und den Schluß machte eine fröhliche Hochzeit.

Mit den Jageriſchen hielt's der Hansl anders wie mit den Almeriſchen. Jagersleut ſan Leut, denſelbigen gehſt aus n Weg! Drum hatte der Hansl seinen b'sonderen G'luſter, ſtand kaum einmal beim Scharl und war von dem erſten Schrei der Hirſche an, wenn's nimmer recht geheuer war, nirgends lieber als um den Ziehweg und in den Windwürfen da und dort um den Jagdſteig herum. Dort mochte ihn einer ſuchen!

Der Jagdherr war im Hütterl eingekehrt, und der Flori hatte ihm redlich Beſcheid gesagt. „An der Reiß'n am Tobel kriagſt oan, kinna zwoa aa wer'n, bal's dir g'langt, un drent auf d' Fölz zuawi is a guata aa. A guate Kruck'n hat er un n Bart, mei, n ſolchenen Bart kriagſt nöt leicht wieder! Am Boden, auf der Liacht'n draußt ſteht nöt viel G'ſcheit's umanand, lauter G'raffl, aber grad zugehn tuat's, a Freud' is 's für n Jaga, bal er dös grad ſiecht!"

„No, un der ander, enker Hansl?" hatte der Jagdherr gefragt, und mit dem ganzen Geſicht hatte er dabei gelacht wie einer, der ſich ſo recht von Herzen auf ſein Weidmannsheil freut.

Der Flori hatte ein pfiffiges G'ſchau gemacht, — er hätte kein Jaga ſein und nit ans Ödhofer-Dronerl denken müſſen, — und hatte ſich hinter den Ohrwaſcheln gekratzt. „Mei, der Hansl, dös is oana! n Stern bal's d' haſt, aft kriagſt eahn, un a Mordswaſchl is er aa, erſt geſtert hab i eahn gſehgn, a Planer is er halt! Kruck'n hat er a guate, n guat'n Bart hat er aa, der Reif is halt nöt extra. Packen mir's d' erſt an der Reiß'n an, wirſt's ſehgn, es g'langt dir! Un a Weidmannsheil dann no, Herr!"

Wie Mond und Sterne wieder in das Kar und auf den Boden blickten, an deſſen Rand die Jagdhütte ſtand, hing an ſeiner Krucke auf der Gred

Digitized by Google

der Bock vom Tobel, und in der Hütte saß beim traulichen Lampenschein der Jagdherr, als ob Christabend wär', und freute sich an dem wachlat'n Bart mit dem guten Reif. Den zweiten hatte der Jagdherr geschont; er war kein Schießer und kostete gern den Reiz der Begnadigung, wo der Schuß ein leichter gewesen wäre. Und aufs Führen verstand sich der Flori, der mit der Kenntnis des einheimischen Berglers den Blick und den Ehrgeiz des Jägers verband.

Der zweite Birschgang in die Fölz zeigte eine Gamsbrunst, daß einem rechten Jäger das Herz im Leibe lachen mußte. Da trieb ein guter Bock im Scharl, quer über die Licht'n, und hin und her über eine breite Reiß'n ging's, daß einer nicht wußte, wohin er schauen sollte; und wie der Hakl so recht im Drauf und Dran war, wie er ein Kitz von der Geiß wegtrieb und dann mit der Erlor'nen durch den Schnee kam, daß die Glitzerwolken nur so stoben, warf nahe bei den zwei Jägern erst ein Jahrling auf und dann eine Geiß, und — „schau auf, Herr, dort bei dera Feicht'n!" flüsterte der Flori — mit einemmal stand, wie aus dem Berg gewachsen, ein starker Laubbock beim Scharl und wies dem herzu die Geiß Treibenden die Krucke. Im Feuer warf es ihn in den Schnee, — Kammerschuß —, aber noch lange hakelte der Brave gegen den unsichtbaren Stärkeren, und die Läufe stemmten sich straffend und zuckend, schlegelnd und schlagend. Erst hatte das Scharl, hatte der treibende Bock kurz verhofft; dann aber ging es dahin in prächtiger Flucht, und bald kreisten über dem Gefällten zwei Kolkraben und korchten ihm sein Bahrlied.

„Einen noch, den Hansl, und dann Hahn in Ruh'!" hatte der Jagdherr gemeint. Und so ging's denn über den Grat, gegen den Ziehweg zu und in den Windwurf. Dort schnickert der Zaunschnerz, dort schwimmt der Schwarzspecht durch die Luft, dort reitet ein Auerhahn vorüber, dort huscht ein Wiesel durch die Schoßen, weiter drunten zieht Hochwild über den Weg, aber der Hakl bleibt unsichtbar. Der Flori schaut sich die Augen aus dem Kopf, richtet das Spektiv dahin und dorthin, und wie droben bei den Zinken der Spielhahn zu rodeln anfängt, wird er ärgerlich.

„Dös aa no! Schiach's Weda! Da kost dir's gnua passen, Herr!"

Der Herr meint, mit zwei Gamsböck' wär's auch g'recht, aber lusen und passen tut er halt doch weiter.

Nicht jeder Tag bringt die Stimmung des Entsagens. Es gibt auch andere Stimmungen, besonders, wenn der Jäger auf ein bestimmtes Stück Wild scharf ist.

Eine Krätsch'n schilt und streicht aus einer Tanne heraus, daß ihr ein Schneebatz'n nachstäubt. Und wie der Flori hinschaut, zuckt's ihm durch den starken Leib.

„Herr, schau auf!"

An den Latschen, schwarz wie diese selbst vor dem Wettersturz, steht ein starker Altgams, der Hansl, hübsch weit, gut gedeckt, und — abwärts zieht er auch.

Ihm nachbirschen? Zwei Gäng' rechts oder links, und er ist in den Zundern verschwunden. Und dazu das Getrümmer und der Windwurf!

Digitized by Google

M. Steckel phot.

Hohe Tatra, Juli 1904.

Gemswild, auf dem Wechsel sichernd.
Rupicapra rupicapra (L.).

M. Steckel phot.

Gamsbock.
Rupicapra rupicapra (L.).

Hohe Tatra, Juli 1904.

Digitized by Google

M. Steckel phot. *Hohe Tatra, Dez. 1904.*

Gemsbock im Winterkleid. Ein ebenbürtiger Gegner nähert sich dem Rudel.

Rupicapra rupicapra (L.).

Digitized by Google

M. Steckel phot. *Hohe Tatra, Dez. 1904.*

Sichernder Gemsbock.
Rupicapra rupicapra (L.)

Digitized by Google

„G'fehlt is's!" murmelt der Flori. „Den Bock kriagst nimmer!"

Da, was ist das? Noch schauen Herr und Jäger hinunter gegen den Ziehweg und den Graben, wohin eben der Gams gezogen, da schnellt ein Zweig, Schnee stäubt, und frei steht der Bock am Steig und verhofft gegen das Holz zu, durch das sich der Ziehweg windet.

Ruck um Ruck, sacht und leis, hebt der Herr den Stutzen. Und wie der Hakl mit einer weiten Flucht gegen einen Streifen Knieholz fährt, den er nicht mehr erreicht, taucht um die Reib'n ein keckes Hütl auf, und bald steht vor den zwei Gamsjägern, im schafwollenen Janker, in der Hos'n, in derben Schneestrümpfen, den Bergstock in der Faust — ein lebfrisches, bildsaubers Dirndl.

„Dronerl, du?" stottert der Flori und guckt ein bißl verlegen auf den Jagdherrn.

Der schaut bald auf den Bock und bald auf das Dirndl, das ihn und den Flori aus seinen Kirschenaugen anlacht und lustig drauf los plaudert.

„Habt's ös eahn? I hab mir's eh denkt. Un dös hab i glei g'wißt: bal i mi n Steig aufi reib, kimmt er enk alleweil, der Hakl. Un daß ös da heroben umanand hockt, dös hab i g'wißt, da kenn i mein Flori, da feit si nix!"

„Also n Auswehrer hast g'macht, Dirndl? Dös war fei brav!" rief mit Lachen der Jagdherr und wies auf den Gams, für den ihm jetzt der Flori den Bruch reichte.

„Mei," gab das Dronerl jetzt mit Bedauern und dann schelmisch zur Antwort, „mei, um n Hansl war's mir scho load, der tat mi scho derbarmen, aber woaßt," — wie das Dirndl den Jagdherrn lieb anschauen konnte! —, „bal der Flori n Oberjagapostен kriagen tat, kunnt i leicht no amal n Auswehrer machen —, geln S', Herr?"

Um den Gams vom Ziehweg standen drei Glückliche.

Und im Licht der von Schneegewölk umrandeten Sonne glänzte die Bergwelt in bläulichem Schein.

Digitized by Google

Der Alpensteinbock / Von Fritz Bley

Der große Teufel.

Langsam ist er, als die scheidende Sonne das Massiv des St. Bernhard zum Erglühen brachte, aus der schwarzen Kluft an der Schattenseite des geborstenen Gebirgsstockes herausgestiegen, lange auf dem schmalen Bande über der Klamm verweilend, aus deren Dunstwogen leichte weiße Schleier am dunklen Gewände emporflattern. Jetzt, da der rosige Anhauch des trotzigen Felsbaues abdunkelt, nimmt er in wenigen Sätzen das nackte Gemäuer des steilen Felsgerüstes und steht nun, schwarz in den Himmel hineingeschnitten, frei auf der schlanken Spitze des höchsten Turmes seiner Burg. Selbst die helle Unterseite des fahlbraunen Leibes erscheint nun völlig dunkel. Doch wie fest ruht dieser schwere Bau auf den stämmigen, mittelhohen Läufen! Der Hals ist, wenn auch jetzt etwas ausgereckt und die starken Muskeln im Umrisse deutlich hervortreten lassend, doch kurz und gedrungen. Und wie ist es möglich, daß der im Verhältnisse zum Körper so kleine Kopf diese gewaltigen, nahezu meterlangen Hörner mit den starken, breiten Knoten tragen kann!

Nun er die Höhe der Felsnadel genommen hat, liegt sein weites Reich vor ihm mit all seinen schwarzen Schründen, schmalen Eissätteln und schneefurchigen, dunklen Zacken, um die sich goldumsäumte Wolkenschichten lagern. Jäh fällt um ihn her die Gebirgsmasse der Grajischen Alpen nach Piemont zur Doire, Savaranche und Cogne hinab, deren wildes Rauschen die feierliche Stille seiner Höhe nicht erreicht. Und über den ausdunkelnden und im Schleier der Abendnebel weich verschwimmenden, trümmerbedeckten Schründen, Graten und strahlenförmig zu Tal strebenden Gletschern, hoch über den grauen Felsgalerien der Bernhardgruppe und den steilaufragenden Nadeln, die den Monarchen der Bergwelt in geheimnisreichem Firnenlabyrinthe umgeben, ragt dieser selbst, der Montblanc, nun in der Strahlenpracht seiner glühenden Eiskrone in die tiefblaue Nacht hinein: gegen Nordosten hin ebenso wie gegen Nordwesten hin der Monterosa der feierliche Grenzhüter der letzten Heimat, die dem scheuen Sohne des Urgebirges geblieben ist!

Einst reichten dessen Wohnsitze, soweit die Alpen sich dehnen. Von hier aus zogen seine Vettern in die Ferne, und noch sind die Hochländer Asiens vom Kaukasus und Tian-Schan bis zum Altai, auch das steinige Sinai und selbst Abessinien die Heimat seiner Sippen.

In dieser weltweiten, erhabenen Einsamkeit über den Wolken, Blitzen und Winden haben sie Freyas Himmelswagen gezogen und ewig das trübe

Digitized by Google

Reich der bleichen Hel, Eurasiens Tiefländer, gemieden. Die verschiedenen Steinböcke in den genannten Ländern sind also seit undenklicher Zeit voneinander getrennt gewesen, aber alle haben die gemeinsame Vorliebe für hohe Kälte und für die im wesentlichen überall gleiche oder doch ähnliche Umgebung bewahrt. Die weit verbreitete, auch noch von Schinz in seiner Arbeit über den Steinbock vertretene Auffassung, als ob jene asiatischen und kaukasischen Steinböcke nicht bloße klimatische Varietäten seien, sondern stellvertretende Arten, Wiederholungen unter ähnlichen, doch bestimmt verschiedenen Formen, darf wohl als überwunden betrachtet werden. Wir müssen doch festhalten an der Einheit des Schöpfungsherdes jeder Tierart, und die geologische Geschichte dient dieser Auffassung zur wesentlichen Stütze. Allerdings scheinen die etwas dunklen Höhlenfunde von Steinböcken in Belgien, die dort schon im Mammut-Alter gelebt haben sollen, der Auffassung zu widersprechen, daß der Entstehungsherd der Art in den Zentralalpen zu suchen ist. Aber alle übrigen Funde dienen dieser Auffassung doch so sehr zur Bestätigung, daß der belgische zunächst näherer Untersuchung vorbehalten bleiben muß. Überall, wo sonst in den Höhlen der Alpen Gehörne vom Steinbock gefunden sind, reichen die frühesten Spuren seiner Anwesenheit nur in die Renzeit hinein. Andererseits weisen die Funde in den Knochenhöhlen des Altai und Kaukasus keine Steinbocksreste auf, obwohl jene Gebirge bis auf diesen Tag von zahlreichem Steinwilde bevölkert sind. Der vorhistorische Steinbock stellt sich also unzweideutig nur als ein mittel- und südeuropäisches Wild dar und tritt weitaus am häufigsten in den Sammlungen von Höhlenknochen der Renzeit auf. Aus dieser namentlich von Girtanner in seiner verdienstvollen Arbeit über den „Alpensteinbock" stark betonten Tatsache ergeben sich berechtigte Schlüsse darauf, daß wir in diesem hier auf seiner trotzigen Felsnadel, dem echten Alpensteinbocke (Capra ibex), das Urbild der unter dem besonderen Namen „Steinböcke" zusammengefaßten engeren Sippe zu betrachten haben. Diese Auffassung wird auch durch die Tatsache unterstützt, daß keiner seiner Vettern sich so scharf wie er von den anderen Wildzie en der gesamten Unterfamilie unterscheidet.

Lange hat man ihn mit dem sibirischen Steinbocke verwechselt. Nun ja, dessen stattliches Gehörn ist eindrucksvoll genug! Es hat auch die im Querschnitt vierseitige Grundlage, die das echte Steinbocksgehörn von dem anderer Wildziegen unterscheidet; aber es ist viel weiter nach hinten ausgeschwungen als das des Alpensteinbocks. Und vor allem hat der Sibirier den für einen Steinbock unziemlichen Zickelbocksbart, der den Bezoarbock als Ahnherrn der Hausziege verrät. Wie ist es eigentlich möglich gewesen, daß man so lange Zeit dem echten Alpenbocke diesen Bammelbart hat zuschreiben können? Der alte Riedinger hat ihn ganz richtig dargestellt, nur im Winterkleide unter dem Kinn mit flacher Verlängerung von einem Dutzend Haaren. Von den kaukasischen Steinböcken hat der echte, Capra caucasica, die vierseitige Grundlage des Gehörnes; doch ist dies sehr seitlich ausgeschwungen, die ganze Auslage daher viel weiter als beim Alpensteinbocke und Sibirier. Auch die Knoten verlaufen in weicher Wellenlinie. Immerhin spricht man ihn

Digitized by Google

nach seiner Gesamterscheinung noch als Steinbock an und desgleichen die naheſtehende Spielart Capra Sewertzowi. Dagegen ſollte man ſeinen öſtlichen Nachbar von Daghestan (Capra cylindricornis Blyth) überhaupt nicht Steinbock, ſondern lieber „Tur“ nennen. Denn abgeſehen davon, daß ſein dreieckiges Gehörn im Querſchnitte ſich dem Oval nähert, iſt es auch ſo flach ſeitwärts geſtellt und in der Spitze rückwärts, oft in nahezu voller Krümmung, gewunden, daß es an eine Widderſchnecke erinnert. Auch die tiefgeſtellte, ſtämmige Figur dieſes Tur verſtärkt den Eindruck, daß man es in ihm weit mehr mit einem Wildwidder als mit einem Steinbocke zu tun hat. Rouiller hat ihn mehr anſchaulich als ſachlich einen „Steinbock mit Widdergehörn“ genannt.

Der „Bergſteinbock“, wie Brehm in freier Überſetzung des ſpaniſchen Namens Cabramontes die Pyrenäenziege (Capra pyrenaica Schinz) genannt hat, und der verwandte Capra hispanica Schimper haben zwar mit dem Alpenſteinbocke die vierſeitige Grundform des Gehörnes gemein. Im übrigen iſt dies aber doch ganz anders geſtellt: vorn eng zuſammenſtehend, biegt es in der Mitte ſeitwärts aus und zeigt in der Spitze geradezu Neigung zur Schraubenbildung. Auch der Bart, die Stellung der Wedelwurzel und die dunkle Zeichnung der Schultern erinnern an den Bezoarbock. Dieſe Abweichung kann auch, im Gegenſatze zu den erwähnten Aſiaten, nicht als Varietät angeſehen werden; denn der Schöpfungsherd der Bergziege — wie Cabramontes zutreffender zu überſetzen wäre — iſt ebenſo alt wie der des Alpenſteinbockes! Die zahlreichen ſpaniſchen Funde weiſen alle ſchon deutlich die Art der heute jene Gebirge bewohnenden Capra hispanica auf!

Jedenfalls kommt kein Spanier und kein Aſiat unſerem echten Alpenſteinbocke im Adel der Erſcheinung gleich! Und keines anderen Gehörn iſt ſo vorſintflutlich maſſiv, ſo jenſeits von Maß und Vergleich wie das dieſes „großen Teufels“. Wie eine ſeltſam gebogene Treppe hebt es ſich dort am Nachthimmel von dem letzten dunkelroten Ausglühen des Montblanc ab.

Wie gut muß es dem alten Burſchen tun, tagsüber in ſeiner gegen Mitternacht liegenden Felsgrotte das maſſige Gehörn gegen die ſchräg verlaufende Wand zu lehnen, wo es mit den dicken Knoten wie angeſchroben feſt ruht!

Kein Wunder auch, daß der Volksmund drunten in den Dörfern von Courmajeur, Valſavaranci und Cogne ihm, dem urigen Bergkönige, dem nächtlichen Heimlichtuer, dem Herrn des finſteren Felsverlieſes, den Namen des Höllenfürſten verliehen hat!

Ach, längſt, längſt ſind die Tage dahin, da die flache Sichel ſeines Hornes der ſtillen Göttin des Mondes geweiht war und zu Freyas Wolkengeſpann ſich die Hände ſeliger Bräute erhoben! Zu Mongolen und Kirgiſen muß man ziehen, um aus Steinbocksgehörnen aufgeſchichtete Altäre zu finden! In der Vorſtellungswelt des Europäers iſt aus dem Sinnbilde geſegneter Liebe die Geſtalt eines Fürſten der Zerſtörung geworden. Und alles, was

Digitized by Google

Aberglauben und Dummheit zusammenbilden konnten, haben sie dem Steinbocke angedichtet. Den Bezoarkugeln in seinem Magen wurden wundertätige Heilkräfte zugeschrieben, selbst die „Böhnlein" genannte Losung hatte nach Ansicht des abergläubischen Volkes zu beiden Seiten der Alpen große Heilkraft, und deutlich klingt hier die alte heidnische Verehrung des der Mondgöttin geweihten Bockes aus in der Vorschrift, diese Böhnlein „bei altem und scheynendem Mon" zu sammeln. Insbesondere aber sollte der gesammelte Schweiß des Steinbockes helfen gegen allerhand menschliche Gebrechen. Kein Wunder! Ist er es doch und nicht der Gamsbock, auf dessen Zählebigkeit die Sage von den Triglavrosen ursprünglich zu beziehen ist, die aus dem Schweiße des verwundeten Bockes aufsprießen und ihm zur sofortigen Heilung verhelfen! Aber während dem Steinbocke um dieser vermeintlichen Heilkraft willen in alter Zeit eine verehrungsvolle Scheu bewiesen ist, hat diese sich unter dem Einflusse der mönchischen Verkehrung später in der Bevölkerung zu rücksichtsloser Verfolgungswut gewandelt. Schon im Weißkunig wird erzählt, daß Kaiser Maximilian die Steinböcke hegen ließ, da sie um das Ende des 15. Jahrhunderts fast ausgerottet waren. Sie hätten sich aber unter kaiserlicher Hege jedenfalls in den tirolischen Bergen an der Floite, Stillupe usw., die damals zum Erzbistum Salzburg gehörten, stark vermehrt. Mit dem Aufkommen der Handbüchsen habe aber die Vernichtung begonnen, „dann als die hanndpuxen aufkummen sein, hat man angefanngen damit die Steinpöck zu schießen, das durch die pawrsleut beschehn ist, die dann wo Sy über das wiltpret kumen kein maß halten, sonderer Irer pawrnart nach ausöden, so sein die Stainpöckh soliche Thier, daß Sy in den hochen gepirgen scharf in die höchen stainen wendt geen vnd springen vnd steen still; vor den armprusten weren Sy woll sicher, Aber die pawren, die in den gepirgen steigen kunden, Erreichen vnd schießen die Steinpöckh mit den Handtpuxen".

Auch die Hörner des „Ibschen", wie man in Salzburg und Tirol Capra ibex nannte, waren viel begehrt und wurden dem Jäger mit zwei Reichstalern bezahlt. Insbesondere aber galt das „Herzkhreizl" als unschätzbarer Talisman. Den Erzbischof Guidobald trifft wohl der Vorwurf am stärksten, daß er die Ausrottung des Fahlwildes am meisten gefördert hat; denn er monopolisierte durch die Hofapotheke in Salzburg den Handel mit diesen Arzneimitteln. Schließlich veranlaßte der Erzbischof Johann Ernst den Abschuß der letzten Steinböcke, um den vielen von Wilddieben verübten Verbrechen ein Ende zu machen. Damit war auf der Nordseite der Alpen die letzte freie Wildbahn für das Fahlwild verschwunden, und der Teufel, der die Jagd und das Wild haßt, lachte dazu.

Besser hat es hier auf der südlichen Seite gestanden, wo in dem unzugänglichen Felsenwirrsale von Savoyen und Piemont das Fahlwild sich noch in leidlich gutem Zustande erhalten hatte. Leider ist Savoyen wieder an Frankreich gekommen, wo das Steinwild nur die der Gams zufallende Landesschonzeit genießt und daher beutelustigen Schießern beim Auswechseln aus den piemontesischen Revieren zum Opfer fällt.

Digitized by Google

Hier aber auf italienischer Seite hat Viktor Emanuel ihm eine Heimat geschaffen. Es sind wohl 15 Quadratmeilen, die sich vor unsern Blicken hindehnen, durchmessen von der Neuen Straße, die aus Cogne am Colle di Lanzon in der Paßhöhe von 3300 Meter über Lillaz und Perraza nach Camporcher führt. Längst liegen die Seitenpfade im tiefen Dunkel, die sich diesem nun vom Mondlichte beschienenen Kunststeige anschließen, und kein Jäger stört heute den Zwangswechsel am Grand Lanzon, über den das Steinwild seinen Äsungsplätzen zuzieht.

Der Bestand hatte sich vor dem Kriege erfreulich gehoben. Wie Kronprinz Friedrich Wilhelm in seinem „Jagd-Tagebuche" mitteilte, ward der Gesamtbestand auf 4000 Stück geschätzt. — —

Die Geißen mit ihren Kitzen sind um diese Stunde längst auf die Bänder hinabgestiegen, wo ihnen jetzt das Wildheu sowie Knospen und Zweige von Laubhölzern, Alpenrosenblätter, Fenchel und Wermutarten, Thymian, Bärentraube und Seidelbast zur würzigen und abwechslungsreichen Äsung dienen. Im Winter freilich ist Schmalhans Kostmeister, und gar manches Stück hat den Tod bei dem Versuche erlitten, aus dem tiefen Schnee sich Lungenkraut oder Flechten an den kahlen Felsen loszuschälen. Denn gar leicht wird die so in Bewegung gesetzte Schneemasse dem Wilde selbst zum Verderben. In Valsavaranche hat im Jahre 1883 eine einzige Lawine 18 Stück Fahlwild erdrückt. Immerhin gelingt es dem ungewöhnlich gewandten Steinwilde oft, sich vor der Lawine weg durch kühne Seitensprünge zu retten oder mit der Masse bergab zu sausen und am nächsten halte mitten durch den aufstäubenden Schnee hindurch sich in Sicherheit zu bringen. Jetzt im Sommer liebt es zur besseren Verdauung der reichlichen Äsung die hier und dort vorkommenden Salzlecken.

Dort zwischen den beiden schroffen Hörnern der Paradiso-Gruppe, zu denen der Jagdsteig unter dem langen Schneefelde hinführt, ist eine salpeterhaltige Ausschwitzung. Bald, wenn der Morgen heraufzieht, werden wir dort ein Rudel auf seinem Rückwechsel Rast nehmen sehen.

Die Nacht ist kurz hier oben. Kaum daß die Westseiten der Gletscher in tiefem Dunkelrot verglüht sind, überzieht auch bereits wieder der erste zarte grüne Widerschein des nahenden Morgens die östlichen Hänge, um bald in kraftvollem Rot tiefer zu gleiten und alle Höhen dann in sieghaftem Rosa erstrahlen zu lassen. Dann wird es lebendig an den Wänden und im Alpenrosengebüsche. Mit trillerartig langgezogenem „trüi trüi" streicht die Flüherlerche über Rosmarin und Thymian dahin, und die Singdrossel schackert im Knieholz dem Morgen entgegen. Zirbenratschen und Schneefinken tummeln sich an den tiefer gelegenen Köpfen, und das Murmeltier schlieft mit scharfem Warnpfiffe blitzgeschwind in seine Kluft, da es am Schatten über der Blöße seinen furchtbaren Feind, den Steinadler, erkannt hat. Ruhig schwimmt dieser im Abglanze der Morgensonne im weiten Blau. Nach den Kitzen wagt er nicht zu stoßen, die im Schutze ihrer Mütter dort unter der Felswand stehn. Und während die Wachtgeiß ihn keinen Augenblick außer acht läßt, geben die andern sich behaglich dem Genusse des köstlichen Salzes hin.

Digitized by Google

Jetzt aber kommt Leben in die ganze Gelselschaft; denn nun geht es zu Wasser über Klüfte und Spalten hinweg, in oft 5 bis 6 Meter weiten Doppelsätzen — „double pas" nennt sie der Jäger — an den glatten, steilen Wänden eines engen Kamines hinauf, an dessen Mündung ein frischer Quell entspringt. Dort schöpfen sie, vom Salzgenusse durstig gemacht, und ziehen dann stetig ihren Einständen auf der Schattenseite zu. Die Kitzen folgen jetzt, obgleich kaum einen Monat alt, ihren Müttern bereits ins wildeste Gewände hinein, und sie verstehen auch bei der geringsten Gefahr sich unauffällig zwischen Gestrüpp und Gestein zu drücken. Und dazu ist leider Ursache genug; denn bei den hohen Preisen, die für jung eingefangene Steinkitzen gezahlt werden, versuchen es immer wieder savoyardische Wilderer, frisch gesetzte Kitzen der Mutter zu stehlen. Freilich gelingt ihnen das nur, wenn sie eine hochbeschlagene Geiß genau beobachtet haben und in ihrem Bett unmittelbar nach dem Setzen überraschen, ehe sie das mit feinen wolligen Haaren bedeckte Kitz hat trockenlecken können. Sobald das Kleine nur einige Stunden lang geatmet hat, sind seine Muskeln so gefestigt und seine Schalen bereits so gehärtet, daß es der Mutter zu folgen und dem Feinde zu entfliehen vermag. Immerhin fürchten Mutter und Kitz den ganzen Sommer über solche Gefahr und sind fortgesetzt auf ihrer Hut. Zu ihrem Standorte nimmt die Geiß in dieser Zeit fast stets eine wohlgeschützte Nische. Und dort, in der Ruhe, säugt sie ihr Kitz bis tief in den Winter hinein. Aber zur ausschließlichen Nahrung dient die fette Milch des zweizitzigen kleinen Euters dem Jungen nur in den ersten beiden Lebenswochen. Jetzt können die ausgelassenen kleinen Schelme schon Gräser und Knospen beknabbern, und sie richten sich, um ein besonders würzig duftendes Kräutlein zu erreichen, schon steil auf den Hinterläufen in die Höhe.

Ab und an ist bei einem dieser Rudel ein leidlich guter Bock, der dann auf dem Heimwechsel die Führung und die Sorge für die Sicherheit des Rudels übernimmt. Aber niemals wird man bei der „Kinderstube" oder bei dem Geraffel von Schneidern den Alten vom Berge sehen, der, unbekümmert um die rings jetzt die Gletscher überflutende Lichtpracht, längst wieder vor Tau und Tage seinen Einstand bezogen hat, ihn, den Steinwildkönig, den „großen Teufel"!

Herbst.

Herbstlich sonnige Tage! Klar, fast allzu hart, stehen die blendend schneeweißen Grate in den tiefblauen Himmel hineingeschnitten. Um Thymian und Hungerblümlein summen die Berghummeln, denen bald der Frost den Garaus bereiten wird. Nur ihre Weisel, die sich in die Tiefe ihres mit Immenbrot ausgepolsterten Baues zurückziehen, werden im Lenze das neue Leben begrüßen. Die Murmentl tragen fleißig den über alles geliebten Fenchel ein. Die haben's gut; laben sich am Sonnenscheine! Und doch ist die Aufregung über sie gekommen wie alle Jahre, wenn es ans Verklüften geht. In den Latschenfeldern balgen sich die Steindohlen, und an der graugrünen Granitwand flattert der rosenflügelige Mauerläufer in die Höhe,

Digitized by Google

um nach jungen Spinnen zu suchen. Der leichte Südost prallt an der Stirn der Gletscher ab und trägt krüselnd den Karen und tiefer gelegenen Graten seine Kühlung zu. Und doch in allem die lebenbejahende Stimmung des Scheiding: Jedes sputet sich, die letzten frohen Stunden der entfliehenden schönen Zeit zu genießen. Rot glüht an sonnigen Hängen die Berghauswurz. Aurikeln senden weithin ihren süßen Duft, und der Farbenschmelz der Bergastern gibt dem düstersten Felsen anmutvolles Kleid. Allzulange, das spürt wohl jedes, dauert die schöne Freude nicht mehr; denn längst ist der Kuckuck als Unglücksbote über die Berge gekommen. Goldamsel und Klapperstorch sind ihm gefolgt und in Scharen die fröhlichen Sänger, Nachtigall und Grasmücke, Plattmönch und Laubsänger, Braunelle und Feldlerche, und wie sie alle heißen, die nun drunten in den Lorbeerhainen und Blütengärten mordlustigen Schießern zum Opfer fallen. Jeden Morgen auch beginnt bereits der Kampf zwischen Licht und Finsternis: auf allen Grasbändern und Alpenrosenbüschen liegt der Reif als Vorbote des schweren Frostes, der bald nun alles Leben in seine Fessel schlagen wird. Noch küßt ihn die Sonne fort, die rote Töne des verbrannten Laubes hervorlockt als Schmuck für die beginnenden Hochzeitstänze des Wildes.

Wie Schall der Äxte im Walde kracht über die Täler hin der laute Prellschlag von den heftigen Hornkämpfen der Böcke. Waren gut feist geworden bei der würzigen Sommerweide! Nun treibt sie die Unruhe von Stand zu Stand. Und obgleich noch keine Geiß nach ihnen fragt, jagen sie einander in tollen Sprüngen über Schluchten und Klippen. Dann wieder kommen Tage und Wochen, in denen der Himmel seinen Wettermantel über Gletscher, Grate und Täler legt und der Nebel, zum Greifen dick, wie Bretter alle Aussicht versperrt. Wie lange Stricke, Faden an Faden, hängen die dicken Regenperlen dann schwer und müde von Latschen und Alpenrosen herab, und in den Felsnischen tropft es langsam wie Pulsschlag der Ewigkeit.

Dann legt das Steinwild sein Hochzeitskleid an. Zunächst wuchern die kurzen, weichen, weißgrauen Grundhaare, dann färben die Grannen sich dunkler und wachsen gleichfalls nach, bis sie schließlich eine Länge von drei bis vier Zentimetern erreichen. Wenn das Staatskleid fertig ist, ist das Fahlbraun, das dem Wilde seinen Namen gegeben hat, in der Gesamtwirkung zurückgetreten, und Schwarzgrau bestimmt den Ton. Die Ziegen, von den Talbewohnern étanges genannt, sind einheitlicher in der Zeichnung, im Sommer heller und im Winter dunkler gefärbt. Der Haarwechsel bringt unter sie Unrast und Flüchtigkeit. Oder ist es die Ahnung der kommenden Liebe, die auch sie jetzt hinauftreibt auf die sonst gemiedenen hohen Schneegebiete? Wenig Nahrung ist dort jetzt für sie zu finden, aber für ihre durch den Haarwechsel gesteigerte Reizbarkeit scheint die Einsamkeit der weißen Wildnis doppelt wohltuend zu sein.

Zuweilen, wenn die ungeheuren Eiswände der Monterosa-Gruppe mit ihren vielkuppigen langgezogenen Firnkämmen aus den Dunstschichten heraufstauchen und die Nebel tiefer und tiefer versinken, kann man das Steinwild in Gruppen auf besonders spitzen Nadeln lagern sehen, bewacht von einer

Digitized by Google

Tatra, August 1906.

M. Steckel phot.

Bezoarwild in der Javorina.
Capra (Capra) aegagrus Gmel.

Digitized by Google

M. Steckel phot.

Bezoarwild in
Capra (Capra) a

Digitized by Google

Tatra, August 1906.

· der Javorina.
egagrus Gmel.

Digitized by Google

M. Steckel phot. *Tatra. August 1906.*

Bezoarbock in der Javorina.
Capra (Capra) aegagrus Gmel.

Tafel 20

Digitized by Google

Altgeiß oder einem bereits beim Rudel stehenden Schneider. Von grünen Bändern durchzogen liegt dann vor ihnen ihr weites Reich. Lawinenstreifige Abstürze prangen in schimmerndem Weiß, dazwischen in duftig blauen Tönen die tiefen Schründe. Ab und an steigt ein weißes Dampfwölkchen an einer Steilwand empor als warnendes Zeichen, daß eben dort eine Lawine aufgeprallt ist. Sonst ringsum das feierliche Schweigen der in bleicher Starrheit bis zur lichten Himmelsbläue hin auftragenden Majestät des Hochgebirges.

Nur das Jungwild lockt es auch um diese Zeit auf die Sonnenseiten, wo es bald in anmutigen Bocksprüngen umhertollt, immerhin sorgfältig die Festigkeit des Schnees beachtend, bald wieder sich niedertut, um sich die liebe Sonne auf den ersten neuen Winterüberzieher prallen zu lassen, der sich nun an Stelle der verlorengehenden Jugendwolle entwickelt.

Bis dann die Stürme kommen, die das Unterste zu oberst kehren. Und blickt die Sonne dann einmal wieder flüchtig durch bleichen Nebel hindurch, so hängen die schweren Schneewächten drohend über den Tanzplätzen, auf denen es nun so wild und toll hergeht und die leidenschaftlichen Freiersleute raufen um den Sold der Liebe. Dann sind auch die ältesten Einsiedler am Platze, die Träger der wuchtigen Gehörne, die das ganze Jahr über nicht zu sprechen waren. Bursche, die ihre vierzig Jahre auf dem Buckel haben, jetzt aber wieder schneidig und jung, allen voran in der Gunst der Geißen und wilde Teufel im Raufen mit den Gegnern!

Jagd und Einbürgerung.

Das im Aosta-Tale herrlich gelegene Schloß Sarre bildet im Spätsommer den Ausgangspunkt für die Steinbocksjagd. In halbstündiger Automobilfahrt erreichen die Gäste des Königs von dort das kleine Dorf, wo die Maultiere ihrer warten, die sie in fünfstündigem Ritte zu dem 2000 Meter hoch gelegenen Jagdhause Valsavaranci bringen. Von hier aus hat Viktor Emanuel II. auf die „großen Teufel" gepirscht und die mühsame Arbeit im wilden Geschröff nicht gescheut. Schon König Humbert zog die Treibjagd als weniger gefahrvoll und erfolgreicher vor, und unter dem regierenden Könige ist diese zur Regel geworden. Das Landesgesetz gestattet nur den Mitgliedern des königlichen Hauses und deren Jagdgästen die Jagd auf den Steinbock, und das Wild genießt im übrigen immerwährende Schonzeit. Eine vortreffliche Jägerei ist auf sorgfältigen Schutz des Wildes bedacht, der durch Anpachtung der Gemeindejagden noch wesentlich verstärkt ist.

Die Treiben werden in großen Bögen angelegt, zu denen etwa 200 Treiber schon nachts auf ihre Stände geschickt werden. Der Colle di Lanzon weist regelmäßig die höchsten Strecken auf. Auf den dort vom Gestein gebildeten engen Zwangswechsel muß das Wild von der mächtigen Wand Rhêmes Notre Dame und vom Gipfel der Roulette her durch alle im Geschröff herunterkraxelnden Treiber sorgfältig hinausgedrückt werden! Harte Arbeit das, die adlerklare Augen und feste Nerven verlangt! Aber die sehnigen

Digitized by Google

braunen Burschen, die ohne Seil über Stellen heruntersteigen, vor denen selbst eine Gams zurückgeschreckt wäre, meinen, daß dies die lustigste Zeit im ganzen Jahre sei. Gerade an den schiechsten und wildesten Stellen jodeln und jauchzen sie, und oft müssen sie zur Pistole greifen, um die alten Bergkönige aus ihren Nischen rogel zu machen.

Daß es dabei nicht immer ohne Unfälle abgeht, kann nicht überraschen. So fand unter dem jetzigen Könige im August 1908 der 28jährige Treiber Augustino Ronc dadurch seinen Tod, daß ein getriebenes Rudel der Schützen ansichtig wurde und unter Führung eines starken Bockes durch die Treiber zurückbrach, wobei Ronc in die Tiefe gestürzt ward. Selbstverständlich mußte die Jagd abgebrochen werden. Viktor Emanuel II. sah sich sogar einmal veranlaßt, für ein ganzes Jahr auf die Jagd zu verzichten, weil vor seinen Augen ein Treiber, der einem angeschossenen Bocke nachgestiegen war, um ihm den Fangschuß zu geben, von dem Verfolgten in die Tiefe geworfen ward. Auch durch Steinschlag sind die Treiber oft sehr gefährdet, namentlich in dem zerbröckelten Gestein am Grand Point du Nomenon, wo das flüchtige Wild oft ganze Muren zu Talgange bringt. Trotz oder vielleicht gerade wegen dieser Gefahren sieht die Bevölkerung der ganzen Umgegend diesen Jagden alljährlich mit größter Freude entgegen.

Der hohe Reiz dieser Jagd und des Steinwildes überhaupt hat seit Jahrzehnten hochgestellte deutsche Jäger zur Einbürgerung dieses Wildes in österreichischen Revieren veranlaßt. Die meisten Versuche sind aber daran gescheitert, daß man auf Hausziegenblut zurückgriff, weil die genügende Anzahl reinblütiger Tiere nicht zur Verfügung stand. Dr. Girtanner hat sehr richtig schon im Hinblick auf die in der Schweiz geplanten Versuche betont, daß „Hausziegen, mit ihrer wilden Verwandtschaft vermischt, immer wieder Haustiere erzeugen werden, freiheitslustiger oder stallbeflissener, je nach der Eltern Lebensweise. Steinbockblut und Hausziegenblut zusammengebracht, wird weder ein gutes Haustier noch ein eigentliches Wildtier hervorbringen, weder in geistiger noch in leiblicher Hinsicht". Dies hat sich in Graubünden bestätigt, wo fünfzehn Bastardböcke ausgesetzt wurden, und auch im Tennengebirge, wohin Fürst Pleß die Reste einer vom König Emanuel II. im Wildparke bei Turin erzüchteten Kolonie gebracht hatte. Von den 25 Stück Steinwild, die im Tennengebirge ausgesetzt wurden, waren acht Böcke und sieben Geißen reinblütig, sieben Geißen und vier Kitze dagegen Bastarde. Nachdem es gelungen war, die Brunft dieses Wildes durch Trennung der Geschlechter bis auf den November und damit die Satzzeit der Kitze bis in den April zu verschieben, fand eine gewisse, aber immerhin sehr geringe Vermehrung statt. Sie reichte nicht hin, um das reinblütige Wild vor dem allmählichen Eingehen zu schützen, und es blieben nur noch Kreuzungserzeugnisse übrig. Der Rest, sechs Böcke und siebzehn Geißen, wurde 1901 dem Fürsten Hohenlohe-Öhringen überlassen und auf dessen Besitz Javorina in der Hohen Tatra überführt. Dort ist dann auch noch angeblich „asiatisches Steinwild" ausgesetzt sowie Sinai-Steinböcke. Von den Asiaten hat sich ein Teil als unbestreitbares Bezoarwild herausgestellt; schließlich aber sind alle, Bastarde

Digitized by Google

wie Asiaten, im Laufe des Winters 1908 eingegangen, so daß in der Tatra heute keinerlei Steinwild mehr besteht. Da die Annahme, als ob in den Hochkarpathen und transsylvanischen Alpen in früherer Zeit eine dem Alpensteinbocke verwandte Art gelebt habe, sich als Irrtum erwiesen hat, so würde auch von weiteren derartigen Einbürgerungsversuchen abzuraten sein. Wohl aber würde das Bezoarwild im ganzen Runde der Hochkarpathen seine natürlichen Lebensbedingungen finden.

Erfolgreicher ist Baron von Born gewesen, der in St. Anna unter dem Loibl an der Krain-Kärntner Grenze in den achtziger Jahren eine Steinwildkolonie ausgesetzt hat, die in den wildzerrissenen Karawanken dort bei 1800 Meter Meereshöhe gut fortkam. Seltsamerweise ist ihr Stammvater gerade ein Bock geworden, der während der Bahnbeförderung aus seiner Holzkiste entkommen und im Gepäckwagen zwischen die Reisekoffer geraten war, wobei er einen Vorderlauf brach, der ihm schließlich abgenommen werden mußte. Dieser „Dreiläufer" hat allerdings dann zunächst Blendlinge beschlagen müssen. Im Verlaufe der Vorkriegszeit war aber das Blut durch Zuführung reinblütigen Jungwildes aufgefrischt worden, und der Bestand hatte sich in so erfreulicher Weise gehoben, daß die Herauszüchtung eines ausreichenden reinblütigen Bestandes als durchaus gesichert betrachtet werden konnte. Deutsche Hege — es war einmal!

Auch im Gebiete der Grauen Hörner im St. Gallener Oberlande ist reinblütiges Steinwild ausgesetzt worden, das dort in der großartigen Hochgebirgswelt des Jagdbannreviers unter dem Piz Sol bestens gedeiht.

Hoffentlich werden diese guten Beispiele dazu beitragen, dem Steinwilde in weiteren Gebieten wieder eine natürliche Heimat zu erschließen und zu sichern. Mit voller Entschiedenheit muß der gedankenlosen Redensart entgegengetreten werden, als ob dies herrlichste Urwild der Alpen sich nicht vertrüge mit der neuzeitlichen Kultur. Allerdings ist der Steinbock ein Kulturflüchter wie kein zweiter in der gesamten Tierwelt. Aber er hat, nachdem Luchs und Steinadler ausgerottet sind, gar keine Feinde mehr im Schneegebirge. Nur vor e i n e m e i n z i g e n muß er geschützt werden, wenn er wieder in weiteren Gebieten den Stolz und die Zierde unserer Bergriesen bilden soll: vor der unsinnigen Verfolgungswut des Menschen!

„Raum für alle hat die Erde . . .!"

Es wurden hier im Jahre 1911 6 Stück ausgesetzt, die sich 3 Jahre darauf schon auf 9 Stück vermehrt hatten. Heute ist der Bestand auf über 40 Stück angewachsen.

Durch diesen Erfolg ermutigt, hat der Kanton Graubünden 1914 am Piz d'Aela ebenfalls reinblütiges Steinwild ausgesetzt, welches ebenfalls gedeiht.

Auch im Unterengadiner Nationalpark soll Steinwild heimisch gemacht werden, ebenso in Reservationen Interlakens.

Im Massiv du Grand Paradis in den Grajischen Alpen war das Steinwild zu Beginn des 19. Jahrhunderts fast völlig ausgerottet.

Am 21. September 1821 wurde von der Regierung Piemonts die Jagd auf dies edle Wild dem königlichen Hause reserviert und während der Jahre 1850—54 von König Viktor Emanuel II. das Schutzgebiet geschaffen.

Digitized by Google

Nach neueſten gewiſſenhaften Schätzungen ſoll der Beſtand in den königlichen Revieren heute noch etwa 2700 Stück Steinwild betragen (im Maſſiv du Grand Paradis 850 Böcke, 950 Geißen, 200 Kitze; in der Terſiva-Emiliusgruppe 200 Böcke, 500 Geißen). Außerhalb dieſes Gebiets ſteht Steinwild — etwa 150 bis 200 Stück — noch in den Hochtälern von Fénis und Champorcher. Im Südweſten (Aig. de Gontière) tritt es gelegentlich auf franzöſiſches Gebiet über.

Leider wurde dies herrliche Wildreſervat im Jahre 1918 vom König verkleinert, die Zahl der Wildhüter beträchtlich verringert, immerhin aber das Verbot der Jagd auf Steinwild noch aufrechterhalten. Das konnte aber nicht hindern, daß bei der ſofort einſetzenden wilden Jagd auf Gemswild das Steinwild ſo vergrämt, beunruhigt und verängſtigt wurde, daß es großenteils ſeine Einſtände und Reviere verließ und auswechſelte. Dann kam der troſtloſe trockene Winter 1918/19, der dem edeln Wild die Weide nahm, ſo daß es maſſenhaft Hungers ſtarb. In Cignet, oberhalb Valſavarenche, in einer Höhe von 1700 m, konnte man das ermattete und ausgehungerte Wild rudelweiſe in den Schluchten der Grivola talwärts ſteigen und ſpäter in den Wieſen und Feldern äſen ſehen. Teils ließen ſich die erſchöpften Tiere widerſtandslos mit den Händen greifen.

Nun ſcheint das Schickſal der letzten großen Alpen-Steinbockkolonie in ein neues Stadium treten zu wollen.

Am 21. Auguſt 1919 ſchenkte der König von Italien dem italieniſchen Staate einen Teil ſeiner im Grand Paradis gelegenen Reviere unter der Bedingung, daß der Staat die dortige Tier- und Pflanzenwelt ſchützen wird.

Der Deputierte Rava ſchlug denn auch vor, das unvergleichliche Geſchenk anzunehmen und einen Nationalpark zu gründen nach dem Vorbild Nordamerikas, der Schweiz, Deutſchlands uſw. Der Antrag wurde angenommen. Am 20. Februar 1920 fand eine Beratung des Projekts in Rom ſtatt; nach Pampanini ſoll die Zuſammenſetzung der Kommiſſion alle Garantien für eine glückliche Löſung der Frage bieten.

Glückt das Unternehmen, realiſiert ſich der Gedanke des erſten italieniſchen Nationalparks, ſo iſt nach menſchlichem Ermeſſen die Erhaltung des urigen Alpenſteinwilds auf lange geſichert. Mit ihm anderer bedrohter Tier- und Pflanzenexiſtenzen jenes wildſchönen Gebiets (Bartgeier, Adler, Luchs uſw.). Das Gebiet iſt Standort ſeltener Pflanzen, ebenſo einziger europäiſcher Standort eines Tertiärrelikts: Potentilla pennsyivanica var. sanguisorbifolia, eines von Naturalienhändlern ſchwer bedrohten Fingerkrautes.

Vorgeſchlagen wurde, nur die vom König geſchenkten Steinbockreſerven als unbedingte Schutzgebiete zu erklären, außerhalb dieſer nur die Jagd und das Sammeln ſeltener Pflanzen zu verbieten. Ein Vorhaben, das bei der ſich ſchwer unter Geſetzesmaßnahmen fügenden Bevölkerung nur bei ſtrengſter Überwachung des Gebiets ermöglicht werden dürfte.

Die Red.

Digitized by Google

M. Steckel phot.

Bezoar-Böcke beim Absteigen an steilem Hang.
Capra (Capra) aegagrus Gmel.

Tatra, Juli 1906.

Tafel 21

Digitized by Google

M. Frei phot. *Graue Hörner (St. Gallen), Juni 1911.*

Reinblütiges Alpensteinwild.

Capra (Aegoceros) ibex L.

Digitized by Google

M. Frei phot.

Graue Hörner (St. Gallen), Juni 1911.

Reinblütiges Alpensteinwild. Geiß.

Capra (Aegoceros) ibex L.

Digitized by Google

M. Frei phot.

Graue Hörner (St. Gallen), Juni 1911.

Reinblütiges Alpensteinwild, äsend.
Capra (Aegoceros) ibex L.

Digitized by Google

Die Wildziege / Von Fritz Bley

In Daghestan.

Dies ist ihr Reich! Über der höllenwelt wilder Steilketten von schwarzem Urzeitschiefer der blendendweiße Schneethron des Botschoch-Gletschers mit seinen Vorgipfeln in überirdisch feierlicher Pracht. Aus finsterer Tiefe drängt der Wald mit schlanken Fichten durch die Schluchten herauf, die wie Spalten der Unterwelt zwischen den nadelartig gezackten und gezahnten Kämmen aufgähnen. Tiefer waldwärts bei weißlichen Birken und hellgrünem Ahorn die Silberbänder der Wildbäche. In engen Windungen gekrümmt und verschlungen, eilen sie hinab zu dem steilen Tafelfalle, wo dunkler Sandstein die echte Schieferung durchbricht. Dort stürmen die wilden Gletscherföhne als Staubfälle, Schleierbäche und wütende Schnellen der Hauptschlucht zu, in der sie tosend sich zum stolzen Bergstrome vereinen. Lange, ehe die nun verschmachtende Steppe aus dem Wogenpralle des Eiszeitmeeres emportauchte, dessen Rest heute der Kaspisee bildet, donnerten diese Sturzbäche ihr unvergängliches Freiheitslied. Aber noch nie ist es emporgedrungen zu der eisigen Unnahbarkeit des Botschoch, in dessen Anhauche jeder Lärm erstirbt. Dunkelrot brennt er seine flammenden Feuermale in den Abendhimmel als Zeichen der letzten Freiheit, die seine Firnen dem trotzigen Steinbocke (Capra cylindricornis Blyth), seine tiefer hinabreichenden Schneefelder und Hochmatten den Wildziegen gewähren.

Dies ist ihr Reich! Von der Nase einer Schneeplatte herab äugt der alte Bezoarbock (Capra ægagrus) auf die Gipfel der Bergspitzen, die wie schwarze Köpfchen aus dem Schneegrunde des Rundblickes herauslugen. Brodelnd steigt zu ihm aus der Tiefe der Schluchten der feine Dunst der Abendnebel herauf, um die Matten zu überschleiern, die ihm nun Äsung bieten sollen.

Tief unter ihm zieht aus dem Alpenrosengebüsche eine Geiß mit ihrem Kitz bergan. Es ist fast nichts mehr von ihr zu sehen als der schwarze Aalstreif, der den gelbgrauen Rücken vom Haupte bis zum Wedel überzieht. Mißmutig verhofft der Bock. Wie er sich einschmiegt in die Farbe des vom Wolkentau gesäugten dunklen Gesteines! Und doch, wie hebt er sich, sobald der Blick ihn nur erfaßt hat, ab von seiner Umwelt, der herrliche Kerl! Trotzig zurückgeworfen das schwarze Haupt mit dem langen Barte und dem mächtigen, sichelförmigen, seitlich zusammengedrückten und mit der Vorderkante nach innen gestellten Gehörne, läßt er im Widerscheine des Gletschers die scharf abgesetzte Zeichnung des Bandes nun deutlich erkennen, das den gedrungenen Hals umschließt und an der Brust sich verbreitert. Was hat

Digitized by Google

er für nackte Schwielen an den stämmigen Knien, und wie der schwarze Flankenstreifen sich an der Vorderseite der Hinterläufe fortsetzt! Und das Gehörn, Himmelsakrament, das hat gewiß seine 28 Werschok (1,24 m) oder mehr! Und wie die Knoten von dem verdickten Unterteile des Gehörnes sich verwachsen haben: ein uralter Bursche muß das sein!

Jetzt wechselt er hinab und setzt dann, der Geiß ausweichend, an der jenseitigen Steinwand hinauf. Herrgott, wie ist solch ein Sprung möglich! Ja, freilich, auf dem Schnee kann man die Lösung des Rätsels spüren: auf der Sohle des Hufes liegt eine elastische Dickhaut, die sich den Unebenheiten des Bodens anschmiegt und den Lauf vor Ausgleiten schützt. Dazu wird die Trittsicherheit noch unterstützt durch schwachwulstige Horneinfassungen der Hufe, die sich nach vorn hakenartig verdicken.

Und schau: dort auf dem Schnee zeigt die Spur des Kitzes auch schon diese Anlage! Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten!

Der Sprung felsauf hat sich gelohnt. Behaglich äst der Bock dort auf dem schmalen Rande seine Lieblingskräuter: Gänsekresse, Miere, Fünffingerkraut, Taubnesseln, Allmannsharnisch und die Trugdolden des Hornkrautes. Nach einer, die ihm zu hoch steht, greift er auf den Hinterläufen stehend und springt, da er sie nicht erreichen kann, kerzengrade in die Höhe.

Dann tut er sich, wiederkäuend, nieder. Allein, ganz allein in weiter Wildeinsamkeit. Tief unter ihm äsen die Mütter mit ihren Kitzen. Tiefer noch in den walderfüllten Nebentälern schreitet der Edelhirsch im Schmucke des Bastgeweihes auf die Grasmatten und tränkt sich in der frischen Säuerlingsquelle. In seiner Fährte den Panther, zu Häupten auf ragender Felsplatte über seinem Wechsel den Luchs. Über die Schluchten streicht auf Fittichen der Nacht der Schrecken der Kleinwelt, der gespenstische Uhu, hin.

Hier oben ist kein Feind zu solcher Stunde. Sichtbar schwebt der Frieden über diesen vom Silberglanze des Mondes verklärten Höhen, diesen nun noch geheimnisreicher beschatteten Tiefen. Kein Wölkchen am tiefblauen Himmel, der wie ein unermeßlicher Dom sich über dem Felsenwirrsale wölbt. Und inmitten der Glitzerpracht das Sternbild des Steinbockes, in hoheitvoller Klarheit alle anderen überglänzend, mitten auf der feinen Kegelspitze des Botschoch-Gletschers als demantener Kronenreif des Alleinherrschers dieser Urweltriesen!

Wie ein Traum seliger Geister umschwebt die Nacht den langbärtigen gehörnten Bergschratt, der den Staubgeborenen in den Tälern drunten als Verkörperung des Höllenfürsten erscheint. Und der zaubervollen Nacht folgt der noch schönere Morgen. Mit blaugrünem Schimmer verkündet des Gletschers Eis das Nahen des Sonnenballes; dann spielt es in allen Tönen des zarten Rot, alle Fernen mit seinem Glanze, alle offenen Halden mit seinem Lichtgruße erfüllend.

Wippenden Fluges streicht der Schneefink zur spaltenreichen Steinwand, wo er nachbarlich der Steindrossel nistet, und sammelt dann leise piepsend die Hochhalden ab nach Atzung für seine Brut. Am Rande der Matte, auf der das Mutterwild äst, beginnen zwei Karmingimpel einander zu locken

Digitized by Google

und flöten sich von Alpenrosenbüschen ihre Sätze zu. Ein Paar Birkhähne *) tanzen in verspäteter Balz mit dachförmig ausgebreitetem gleichmäßig schwarzem Stoße, und obgleich längst keine Henne mehr nach ihnen gockt, springen sie wie verrückt vom Boden auf und schlagen ihre drolligen Dreher. Plötzlich laufen beide ins Gebüsch. Ein Schatten streicht über die Matte. Aber der Bartgeier, der dort oben kreist, kümmert sich nicht um die schwarzen Vögel, sondern späht nach Wildkitzen aus. Diesmal vergeblich, denn die Mütter halten treue Wacht.

Auch für das Kolkrabenpaar, das mit hohlem „Klong, klong!" und schimmerndem Gefieder dahergestrichen kommt, gibt es diesmal nichts.

Die Kitzen, die schon am dritten Tage den Müttern munter folgen konnten, sind bereits viel zu gewandt, um dem gefürchteten Bartgeier oder dem noch gefährlicheren Steinadler zum Opfer zu fallen. So vertraut sie zu äsen scheinen, geben sie doch immer Achtung auf das Reich der Lüfte, und sobald sie einen Schatten wahrnehmen, sind sie mit einem Satze der Mutter zwischen den Vorderläufen. An den Rand der Schroffen werden sie um diese Zeit nie vor Einbruch der Dunkelheit geführt. Und sobald der Tag, wie jetzt, mit stolz prahlender Pracht heraufzieht, suchen sie ihr schattig-kühles Plätzchen im Dickichte auf.

Inzwischen ist auch der Bock talwärts gestiegen. Aber nicht, um dort über Tag zu verweilen, sondern dem salzhaltigen Tone zuliebe, der in einer Verwerfung des Gesteines ansteht. Dort leckt er ein Viertelstündchen, dann steigt er durch den herabflatternden Nebel hindurch steilauf bis in die Schneewanten hinein, wo keine Fliege und kein zudringlicher Sonnenstrahl ihn stört.

Zur Brunftzeit.

Langsam und bedächtig schmückt sich das Hochgebirge zum Hochzeitssaale des Firnenwildes. Längst ist der grollende Schrei des Hochgeweihten auf den Matten im dunklen Fichtenwalde verhallt. In den Tiefen duftet der köstliche Aushauch gefallenen Laubes, das der Wind auf Haufen jagt. Abends löst der Nebel sich in den dunklen Schründen zu feinem kalten Sprühregen auf. Doch wenn am Morgen die Nebelkappe vom Gebirge fällt, glänzen alle Firnen in frischem Neuschnee, dessen Massen der Wind in breiten Furchen zu Tale treibt. Widerstandslos sinkt der Herbst dem Frost in die Arme, der alles Leben in seinen Bann schlägt. Ängstlich gackernd fliegen und laufen die Königshühner von den Bergwänden in tiefere Lagen hinab. Selbst Alpendohle und Flühvogel treibt es aus dem Schneesturme des Hochgebirges waldabwärts. Und die Elster, die auf den Alpenweiden am Waldrande im Sommer einsam lebte, wendet sich nun dem Dorfe im fernen Tale zu. In Scharen verlassen Bergfinken und Karmingimpel die eisigen Höhen. Der Kolkrabe eilt zu den Gestaden des Kaspischen Meeres und der großen Straße, die Mütterchen Wolga seit Jahrtausenden den Zugvögeln gewiesen hat. Selbst

*) Hier Tetrao tetrix Mlokosiewiczi, dem der weiße Spiegel und die weißen Flügelbinden des nordisch-europäischen Hahnes fehlen.

Digitized by Google

der stolze Kaiseradler strebt mit langgezogenem Schweben über die dunklen Spalten und Schluchten hin den tiefer gelegenen Wäldern und Matten zu, wo es keine Wintersnot des Hochgebirges gibt und verspätete Ziesel oder Murmeltiere ihm in Massen zum Opfer fallen.

Immer einsamer wird es auf den Höhen unter dem Botschoch. Aber keineswegs stiller. Alles verfinsternd, tobt der Schneesturm um die Joche und Grate und pflügt den Schnee zu gewaltigen Schollen auf. Dann aber, wenn scheinbar alles Lebende aus seinem Reiche vertrieben und entwichen ist, bricht sich seine Gewalt, und siegend zieht ein klarer Novembertag über das unabsehbare weiße Reich herauf: der Hochzeitssaal steht in feierlichem Schmucke.

Aber in der Luft ist ein Quirl. Oben am Botschoch raufen zwei Winde miteinander. In den Karen krüselt der lose Schnee. An der steilen Wand drüben auf dem schmalen Bande über dem in Eisketten geschlagenen Bergbache tritt eine Bezoargeiß den Schnee los. Das ganze Windblatt kommt ins Rutschen und saust in die gähnende Tiefe hinab, wo es auf dem Eise des Baches mit donnerndem Gepolter aufschlägt. Die Geiß steigt unbekümmert im Gewände auf und erreicht durch einen engen Kamin jetzt eben die zweite Tafel der abgetreppten Wand. Frei steht sie dort, in die gähnende Tiefe hinabäugend. Ihr Kleid ist schon tief rostbraun gefärbt mit weißlichen Spitzen. Gäbe nach Meinung der Didoer einen guten Schlauch zum Aufbewahren ihrer Körnerfrüchte und des geliebten Käse. Einstweilen aber trägt sie es in Sicherheit durch alle Fährnisse ihrer wilden Heimat.

Jetzt stellt sie sich in eine Rinne ein, die zu der höchsten Platte der Wand hinaufführt. Mit dem schmutzigen Weiß des Bauches und der Hinterseite ihrer Schenkel ist sie von dem überschneiten schwarzen Felsen kaum zu unterscheiden, zumal sie bewegungslos lauscht.

Plötzlich saust sie in heftigen Sprüngen herunter. Über ihr rauscht und braust es in der Luft, und mit Knirschen, Poltern, Staub und krachendem Aufschlage fährt die Lawine in einer großen weißen Wolke hinab. Auf der Platte am Fuße ihres Absturzes häufen sich ihre Massen, und langsam senkt die Schneewolke sich darauf nieder. Als der Schneestaub in der zitternden Luft sich verzogen hat, steht die Geiß wieder regungslos wie ein Fels, der sie umgibt, auf dem alten Flecke, als deuchte alle Lawinengefahr sie nur ein lustig Spiel!

Und doch zeigen die Brücken festen Lawinenschnees, unter denen der Bach in der Klamm sich auf lange Strecken hin den Weg bahnen muß, und die klaffenden Lücken der dichten Wälder an den Talwänden die verheerende Gewalt der Lawinenstürze. Wild übereinandergetürmt starren zertrümmerte Baumstämme und dazwischen manch bleichendes Skelett von Bezoarwild, das in seinen Einständen noch weit mehr von Lawinen bedroht wird als das Steinwild auf den eisigen Höhen.

Jetzt steigt die Geiß vollends bergan. Und über ihr auf der Platte tauchen ihrer ein Dutzend auf. Eine von ihnen hat die Lawine abgetreten. Überall ragen die scharfen Zacken des ernsten Urzeitschiefers schwarz aus dem Schnee heraus.

Dort sprengt ein starker Bock einen schwächeren über eine Steilwand

Digitized by Google

M. Frei phot.

Reinblütiges Alpensteinwild.
Capra (Aegoceros) ibex L.

Graue Hörner (St. Gallen), Juni 1909.

Digitized by Google

M. Frei phot.

Reinblütiges Alpenſteinwild.
Capra (Aegoceros) ibex L.

Graue Hörner (St. Gallen), Juni 1911.

Digitized by Google

General v. Kracht.

St. Anna (Krain-Kärntener Grenze).

„Wucki", reinblütiger kapitaler Alpensteinbock.
Capra (Aegoceros) ibex L.

Digitized by Google

Karl Soffel phot. *Ascania nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Junger Kaukasus-Steinbock (Tur).
Lebte frei auf dem Steppenbesitz des Herrn Friedr. Falz-Fein.
Capra (Turus) caucasica Güld.

Digitized by Google

hinunter, daß man meinen müßte, beide würden in die gähnende Tiefe stürzen. Aber der Schneider setzt von Rippe zu Rippe, von Band zu Band, und der Sieger macht nicht lange halt, sondern kehrt zu seinen Geißen zurück. Eine von diesen steht wie ein erzgegossenes Bild, Wache haltend, auf der Schneide des Grates. Zwanzig Schritte unter ihr eine Schmalgeiß ganz schlummerköpfig und mit träge eingeknickten Läufen. Aber bald kommt Leben in sie, als der alte Bock wie der gehörnte Schwarze selber daherfaust und sie über Spalten und Klinten vor sich hertreibt. Da zeigt sich die unbändige Lebenskraft dieses Wildes, für das inmitten seiner Felsgrate kein Hindernis zu bestehen scheint.

Aus den Runsen wallt der feine Duft des Nebels empor und umzieht den Berg mit leichten Schleiern. Die Schmalgeiß strebt in langen Fluchten durch den tiefen Schnee der Höhe zu. Der schwarze Teufel in ihrer Fährte hinterdrein. Da taucht, als er den Grat erreicht hat, ein anderer vor ihm auf mit noch wilder gemähnter Brust und noch wuchtigerem Gehörne, der Sieger in so mancher Schlacht auf dem wilden Kampfplatze in diesen Einödschroffen.

Die schmale Platte auf einem spitzen Kegel bildet ihren Paukboden. In steilen Sätzen, auf allen vieren zugleich, sind beide oben. Im selben Augenblicke erhöhen sie sich und krachen mit den Gehörnen gegeneinander. Abstürzend überschlägt sich der eine, wirft sich aber im Sturze wie eine Katze herum und fällt auf seine Läufe, um sofort in heftigem Sprunge den Angriff mit verdoppelter Wucht zu erneuen. Inzwischen hüllt der Nebel die wilde Kampfszene ein. Doch aus schwergrauem Dunste kracht es noch lange heraus von den Hieben und Stößen der erbitterten Böcke.

Auf Kreta und den Ziegeninseln.

In steilen Schroffen erhebt sich aus der unter dem Nordwinde brandenden See an der kretischen Westküste der Weiße Berg bis zur Höhe von nahezu 3000 Metern. In seinem bröckligen Kalksteine haben Sturm und Wetter tausend schmale und tiefe Rinnen ausgewaschen. Zu seinen Füßen der in zahllosen erbitterten Kämpfen um die Freiheit der Insel mit dem Blute von Venezianern und Türken getränkte rauhe Bezirk Sphakia. Uralte sturmzerzauste Zypressen starren hinab in die tiefen Talspalten, durch deren eine das „Xyloskalon", die berüchtigte Holztreppe, an schwindelnder Wand durch die Schlucht oberhalb des Kirchleins vom heiligen Nikolaus hinaufführt. Eine halsbrecherische Stiege, denn sie ist eben ausgebessert. Auf den Felsbändern oberhalb der Hochebene hier und da einige Legföhren, sonst durchweg der Kalkfels in blendender Nacktheit. Hier und dort klammert sich ein Pflänzlein, wo fingerbreit es nur haften kann, an den Felsen und blüht, dem Sonnenbrande wie dem eisigen Schneesturme trotzend; auch Schneeglanz (Chionodoxa), das Lieblingskind der Taurusberge, als echter Zeuge für den einstmaligen Zusammenhang Kretas mit Kleinasien. Doch nicht als einziger, denn auch die wilden, übermütigen Gesellen dort oben im Gesteine sind doch schließlich nur eine Spielart der echten Bezoarziege des Festlandes.

Digitized by Google

Zwei Geißen sind es, die in der Morgenfrühe dort noch zur Äsung stehen. Sorgfältig haben sie acht zu geben auf ihre Kitzböckchen, die in lustigem Kampfgespiele umhertollen, als gäbe es gar keinen bösen Steinadler im Geschröffe der zerrissenen Klippen. Wie sie jetzt abwechselnd übereinander hinsetzen und sich dann mit komischem Ernste zum Kampfe stellen, sind sie ganz das Ebenbild der alten Einsiedler, die jetzt heimlich in versteckten Spalten stehen und erst im November beim Rudel auf dem Tanz- und Raufboden der Brunst erscheinen.

Eine der alten Geißen äst in Steilstellung die letzten Blattreste einer verkümmerten Feige ab und zieht dann langsam führend voraus in die Runsen der Nordseite hinein, wo sie Kühlung findet vor dem bereits glutrot heraufziehenden Qualenbringer. Unerreichbar ist dieser Einstand für Adler wie für die allezeit lüsternen, aber herzlich ungeschickten eingeborenen Jäger. Und doch fällt gar mancher gute Bock mit schlankem und langem, schön geschwungenem Gehörne, dessen Spitzen sich nach innen nähern, gelegentlich bei einer Treibjagd diesen verwegenen Bergsteigern zur Beute. Noch weit mehr freilich müssen ihrer in der unnahbaren Einsamkeit ihrer Felsschluchten eingehen an Wunden, die ihnen mit den völlig unzureichenden Waffen der Eingeborenen beigebracht sind. Denn der weidwund geschossene Bezoarbock hat unter allen Umständen noch die Kraft, einen Einstand zu erreichen, der ihn jeglicher Verfolgung entzieht.

In der Farbe gleicht die Wildziege von Kreta (C. cretensis) vollständig der Kykladenziege von der Insel Erimomilos (C. picta), doch wird in ihrem höheren Alter die rotbraune Farbe des Hauptes dunkler, um dann später mit Hellgelb und Weiß vermischt einen blasseren Ton anzunehmen, der die schwarze Zeichnung doppelt deutlich hervortreten läßt.

Die Ähnlichkeit mit der Kykladenziege ist, wenn die Vermutung Dr. Krüpers in Athen richtig sein sollte, darauf zurückzuführen, daß vor 500 Jahren aus Kreta nach Erimomilos Kretaziegen eingeführt sind. Bei ihrem kahlen, an das herzegowinische Hochgebirge oberhalb der Waldgrenze erinnernden karstartigen Charakter bietet Erimomilos der Wildziege ja auch ganz ähnliche Bedingungen wie der hauptsächlich noch für sie in Betracht kommende Teil von Kreta. Das Andesitgestein ist vulkanischen Ursprungs, verwittert sehr langsam und bildet wenig Krume, so daß nur wenige stachlige Kräuter und wilde Obstbäume als kärgliche Äsung gedeihen können. Mit Vorliebe stehen die Wildziegen in schmalen Spalten und Unterständen an der Nord- und Westseite der Insel, also genau entgegengesetzt dem auf der Ostseite befindlichen einzigen Landungsplatze. Von dort aus benutzen sie gern die Brackwasser führende Quelle am Meeresstrande. Die Brunstzeit fällt in den August und dementsprechend die Satzzeit in den Januar. Der Stand des Wildes, der noch vor einem Menschenalter viele hundert Stück betragen hat, ist außerordentlich zusammengeschmolzen; doch hat die griechische Regierung neuerdings das seltene und wertvolle Wild unter Schutz gestellt. Ob dieser freilich so wirkungsvoll durchgeführt werden kann, als bei der hohen Gefährdung des Wildstandes wünschenswert und notwendig wäre,

Digitized by Google

mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist die Jagd auf Erimomilos verhältnismäßig leicht auszuüben. Namentlich im Winter, wenn die Ziegen sehr tief stehen und von oben zu Lande, zugleich aber von der See aus in Booten belangt werden können.

Besser sind immerhin die natürlichen Lebensbedingungen für die im Bau etwas kräftigere Sporaden-Ziege (Capra dorcas, Reichw.), über die Professor Knoteck in seinen „Jagdskizzen aus Griechenland" wertvolle Mitteilungen gegeben hat. Sie hat, wie der alte Name der jetzigen Insel Pelagonisi, „Polyägos", d. h. „die Ziegenreiche", bezeugt, in alter Zeit alle Sporaden in größerer Anzahl bevölkert, vor der Verfolgungswut der Menschen aber schließlich sich auf die Insel Joura, levant. Giura, zurückgezogen. Diese ist die nördlichste unter den nördlichen Sporaden, wenn man von der durch ihren Leuchtturm bekannten flachen vulkanischen Insel Psathura absieht. Von der Kretaziege und der von Erimomilos unterscheidet sich die Sporadenziege namentlich durch das Bocksgehörn, das sich über der Mitte in einem Bogen nach hinten und außen dreht, wobei die gratige gewellte Vorderkante eine schneckenartige Dreiviertelwendung beschreibt. Ihre Heimat beschränkt sich auf einige nahezu unzugängliche Teile der Ostküste, wo kümmerliches Gebüsch von Ahorn und immergrünen Eichen in den Karstmulden ihre Äsung bildet, zu der sie erst mit einbrechender Abenddämmerung ihre Einstände unter überhängenden Felsplatten oder Nischen verläßt. Zur Nachtzeit zieht sie dann auch, wie die stark ausgetretenen Wechsel bezeugen, gern zu der einzigen, hart am Meere gelegenen, kleinen Quelle der Insel. Nach Knoteck steht die Jouraziege in Rudeln bis zu zwanzig Stück, denen sich die Böcke nur zur Brunftzeit anschließen, die sehr viel früher fällt als bei der Kretaziege und ihrer Verwandten auf Erimomilos, nämlich in den Monat Juni. Dementsprechend setzt die Geiß im November, und zwar zumeist in einer jedem Verfolger unzugänglichen Höhle. Wenn man berücksichtigt, daß die Kretaziege bis auf den heutigen Tag die in den November fallende Brunftzeit ihrer Verwandten in den asiatischen Hochgebirgen beibehalten hat, so darf man wohl annehmen, daß die Kykladenziege unter der Einwirkung des milderen Klimas zu der frühen, schon im August stattfindenden Brunftzeit gekommen ist, und daß diese einen Übergang zu der der Sporadenziege darstellt. Der November, der die Wildziegen des Kaukasus und Kleinasiens in voller Brunft sieht, bietet für die Sporadenziege mit dem milden Klima und der reichen Äsung der Regenzeit auf Joura die milchreichste Nahrung und bessere Bedingungen für das Gedeihen der Kitze als die Gluthitze des Sommers, unter deren Einflusse das Kalkgestein wie abgestorben scheint.

Einbürgerung.

Unzweifelhaft eignen sich die asiatischen Bezoarziegen und ihre Verwandten von den Inseln sehr viel besser zur Einbürgerung in unsern Alpen als das Alpen-Steinwild. In den Karpathen ist die Wildziege ja heimisch gewesen und in Albanien noch in jüngster Zeit. Ein Blick auf ihren Stand

Digitized by Google

im Kaukasus zeigt deutlich, daß sie die Säume über der Waldgrenze dem ewigen Schnee vorzieht und außerdem ihre Einstände sehr viel besser hält als das Steinwild. Unter den bisher unternommenen Versuchen zur Einbürgerung in die europäischen Hochgebirge stehen zwei obenan.

Bei dem ersten handelt es sich um Abgaben, die der Torpedofabrikant John Whitehead aus seinem in Fiume gelegenen Parke an den Fürsten Auersperg, Herzog von Gotschee, überließ. Es wurden vierzehn Stück, die fast alle sehr zahm waren, in den steilen Felshängen des Morobitzer Berges, einer Pachtjagd des Fürsten in Krain, ausgesetzt. Allerdings hat sich das Wild von dort verzogen, so daß der Fürst dort die Jagd aufgab. Auch ist in den benachbarten Gebieten auf Krainer wie auf kroatischer Seite manches Stück erlegt. Inzwischen hatte es sich aber vermehrt, und es war eine Verständigung der bäuerlichen Pächter mit der fürstlichen Jagdleitung zustande gekommen, derzufolge das seltene Wild geschont ward und nun Aussicht auf seine Erhaltung bestand. Da kam der Krieg und die neue Weltordnung. Unser Herrgott, der sie gelitten hat, mag wissen, was aus den armen Geschöpfen in der Krain geworden ist!

Weniger günstig waren einige andere Einbürgerungsversuche verlaufen, insbesondere in dem hohen Tatrarevier Javorina des Fürsten Hohenlohe. Die dortige Verwaltung hatte neben asiatischem Steinwilde und den Resten der vom Fürsten Pleß im Tennengebirge aufgelassenen Alpensteinbock-Bastard-Kolonie auch einige „Steinböcke" eingeführt, die erst auf Grund eines komischen Zwischenfalls sich als Bezoarwild entpuppt haben. Einer dieser Böcke wurde von einem Angrenzer zur Strecke gebracht, der dann im Prozeßwege belangt und zu einer Entschädigung von 40 000 Kronen verurteilt ist. Bevor ihn diese Strafe traf, hatte er in der Freude seines Herzens den Bock von dem bekannten Präparator Dr. Lendl in Ofen sich hübsch ausstopfen lassen, und auf Grund einer in den Zeitungen veröffentlichten Abbildung dieses Schaustückes stellte Professor Knoteck dies als unzweifelhaften Bezoarziegenbock fest. Die Artmerkmale, insbesondere der um Hals und Brust herumlaufende, kummetartige schwarze Kragen und die Zuspitzung des Gehörnes an der Vorderkante sowie die wellige Form der Wülste im Gegensatze zu den Knoten und dem vierseitigen Querschnitte der Basis des Steinbockgehörnes, sind ja so unverkennbar, daß jedes Mißverständnis ausgeschlossen sein mußte. Die Verwirrung, zu der das Durcheinander von Steinwild aus dem Kaukasus und Sinai, dem Bastardwilde aus dem Tennengebirge und den vermutlich als Steinwild gelieferten Bozoarziegen auf die Dauer hätte führen müssen, ist dadurch erledigt, daß alle miteinander wegen Räudegefahr haben abgeschossen werden müssen, nachdem ein großer Teil bereits an Darmkatarrh eingegangen war.

Sollten rumänischerseits in den siebenbürgischen Karpathen neue Einbürgerungsversuche unternommen werden, so könnte man nur von Herzen wünschen, daß zu diesen Bezoarwild gewählt würde, das dort in seiner alten Heimat zweifellos bei verständiger Hege sich bald wieder verbreiten würde.

Digitized by Google

Geißenvolk / Von M. Merk-Buchberg, München

Wo der Steig gegen die Zundern hin die Reib'n macht, steht der Bleamerln-Professor aus der Stadt und wischt sich die Stirn.

„Hm, puh, heiß ist's, heiß! Aber schön ist's da heroben, wahrhaftig wunderschön! Und ei, da steht ja auch —!"

Der Professor rutscht auf den Knieen herum und grast. Wie er wieder aufgestanden ist, drückt er liebevoll seinen Fund ans Herz und schaut ihn an wie der Bua sein Schatzdirndl.

„Nigritella nigra *) —, prächtig, prächtig!"

„He!"

Aus träumerischem Schwärmen gerissen, fährt auf den unfeinen Anruf der Professor jach herum.

Von den Latschen her schiebt sich den Steig herunter eine verwitterte Gestalt in einer von Wind und Wetter bös mitgenommenen, vielgeflickten Kotz'n. Aus einem grauen Bartwald ragt eine gutmütige Stumpfnase; zwei kleine Schweinsäuglein blinzeln so schalkhaft, als freundlich; an langem, verkrümmtem Rohr baumelt ein verkohlter, qualmender Maserkopf. Ein alter, einmal grün gewesener Hut beschirmt mit herabschlappendem Rand das pfiffig-schlaue Berglergesicht.

Langsam latscht der Alte näher. Dann kommt aus der Kotz'n eine klobige, braune, behaarte Hand, und die Hand hält dem Professor seinen auch schon in ehrwürdigem Alter stehenden Strohhut entgegen.

„Dös is g'wiß dei Huatei!"

Mit langsamem Bedacht und viel Pfeifenrauch bringt der Alte seine Rede hervor.

Mit freudigem Dank nimmt der Professor den Hut entgegen.

„Ich hab' — hm ja, — ich hab' wirklich — — —"

„Hast's Huatei vergessen!" meint ein bißchen spöttisch, aber gutmütig der Alte, „hast bei'n Bleamerlbrocken 's Huatei vergessen, i hab di eh gsiechn, wie 's d' da alleweil umanand g'rutscht bist wie insa alt Wab'n, insa Kräuterwei. Hab mir eh denkt, ob er nöt sei halbat's Graffl vergißt bei sein damischen Bleamerlbrocken, hab mir i denkt, woaßt! Bei enk Stadtleut hat's nöt allweil 's Richtig —"

Der Alte spuckt bedachtsam aus und kratzt sich mit der Pfeifenspitze an der borkigen Stirn.

*) Nigritella nigra Rchb., Brändlein, Ruchbrändl, Schwoaßbleamerl, Sommerblüher aus der Familie der Orchideen.

Digitized by Google

Der Professor aber streckt ihm seine Pflanzen hin und ist schon wieder in allen Gefilden der Seligkeit.

„Nigritella nigra —, sehen Sie — — —!"

„Ja, mei, da muaßt scho entschuldinga; Französch, dös kann i nöt. Bei ins hoaßt ma's Schwoaßbleamerln, weil's a Herg'schau ham wie a Schwoaß von 'n Gams oder von 'n Horner, 'n Hirschen, woaßt, moan i! Un Sie sagst glei gar nöt. I bin dir koan Herrischer nöt, i bin grad der Wast. Dort auf der Buchalm mach i 'n Senn. Mitgeh'n balt's d' magst, kriagst a Milli, un 'n Kasnock'n macht dir d' Cilli aa, da feit si nixn!"

Sie kommen miteinander ins Ratschen, die zwei Alten, und überm Plaudern kommen sie selbzweit hübsch nach und nach auf den Almboden und gegen den Hochleger hin, auf dem die Cilli den beiden entgegensieht.

„Hast oan mit daher bracht, grüaß Gott mitanand!"

„'ß Gott aa, Cilli, da schau nur grad!"

Dem Bleamerl-Professor ist das saubere Weibats in seinem knappen Spenser, der die drallen Arme freiläßt, und in seiner blauen Hos'n nicht zuwider. Auf der Buchalm ist ein gut Rasten; es sind halt brave Leut', die Almerischen.

Der Hütbua, der Loisl, guckt mit neugierigen Augen und jagt die Sched fort und die Bläßl, die sich verdächtig an den Gast und seine Pflanzenschätze herandrängen.

Am Bankl und am Tischerl vor der Hütte legt der Professor seine Siebensachen ab und schaut sich dann einmal um, wie's in einer Almhütte ausschaut und zugeht. Dabei erzählt er von seinen Lieblingen und von manch seltenem Fund. Der Wast hockt am Bankl, hört zu und raucht wie ein Schlot; die Cilli läßt's in der Pfanne bratzeln, macht Gspasseteln dazu, und wenn sie lacht und ihre weißen Marderzähne zeigt, ist's dem Hüttengast nicht zuwider. Dann sitzen sie selbdritt an dem altersgebräunten Tisch, und draußen geht's: dappel, dappel — — —.

Der Wast sagt nix, die Cilli sagt auch nix. Was machen sie sich aus dem Geißenvolk, das lustig hopst und springt, auf Tisch und Bank steigt und bis auf's Hüttendach hinaufkraxelt.

Auch der Professor sagt nichts. Mit dem Gedappel draußen kennt er sich nicht aus. Dazu schmeckt es ihm ganz prächtig; Bergsteigen und almerisch's Lüfterl schaffen Hunger.

Auf einmal aber fährt er auf.

M m m m m mmäh äh mäh!

Am Guckerl taucht ein junger Geißbock auf und guckt mit seinen Glasaugen schelmisch und frech zu der lustigen Gesellschaft hinein.

Und zugleich patschen die Barfüße des Loisl über die Schwelle. Der Bua lichert wie ein Zaunschnerz.

„Du, dö Goaß ham dir deini Bleamerln g'fressen! Da, schau umi!"

Der Professor stürzt aus der Hütte.

Von dem zappeligen Geißenvolk beschnuppert, steht er mit langem Gesicht vor leerem Tisch und leerem Bankl.

Digitized by Google

Und der Strohhut liegt am Boden, respektlos dahin gezerrt, wo Kühe und Geißen zuvor nicht spurlos gewandelt.

„Nigritella — — —!“

Mehr bringt er nicht über die Lippen, der arme Bleamerlprofessor.

Uud die Cilli lacht, und ihre Marderzähne blinken.

Auch der Loisl lacht und bohrt in seiner Stumpfnase.

Der Wast fährt brummig auf den Bua los: „Schau di um deini Diecher und schau, daß d' s' weiter bringst, deini Goaß!“

Dann wendet er sich gutmütig zu dem Professor, wischt mit dem Pfoadärmel über den vom Boden aufgeklaubten Hut und tröstet: „Muaßt nöt daher steh'n wie a Waiselkind. Solchene Bleamerln hat's mehra, i zeig's dir scho. Un 'n Frauenschuh zeig' i dir aa, da wirst schau'n.

Aber mei, dö Goaß! Luada san s'. Amal ham s' mir n Tabak aa g'fressen, a halbats Packl glei gar. Droben an der Schneid is 's gwen, un i hab nix nöt g'spannt.

Dö Goaß, o mei, Luada san s' — — —!“

* * *

Der Brentner sitzt hinterm Tisch und macht ein grantig's G'schau. Nach jedem Zug aus der Pfeife, auf deren bauchigem Kopf der Jaga sein Dirndl busselt, nimmt er das Rohr aus dem Mund und scheuert die Zunge an den Zähnen, als habe er auf Pfeffer gebissen. Sein Gesicht ist lang, Stirn, Backen und Kinn sind gerunzelt und gefaltet. Er schaut ungefähr so aus, als warte er beim Bader-Xaverl aufs Zahnreißen.

Der Grasbauer vom Eck steht in der halboffenen Tür und redet im Fortgehen noch über die Schulter zum Brentner zurück. Aus seinen Zügen spricht Mißtrauen. Darum legt er auch in seine Worte einen besonderen Ton des Nachdrucks. Mit aufgehobenem Daumen drückt er seine Rede noch ganz besonders gewichtig in Herz und Gewissen des Brentnerbauern.

„Micke *), bal s' kemma, dö zwoa, aft gilt's; du g'haltst n Dokter un mir schickst n Advkaten. Da hat a jeder soan Summafrischler. Un bal dein Dokter mit soan Sommergams an meiner Grenz umanandhatscht, aft sag i nix nöt. Aber daß d' n Advkaten zu meiner schickst, dös sag dir i —!“

„Hmm!“ Wieder hat der Brentner auf Pfeffer gebissen.

„Was, hm! Ausg'macht is 's!“ Der Grasbauer vom Eck dreht sich noch einmal um.

„J ja!“ schnarrt der Brentner und macht eine Bewegung, wie sie einer macht, der den andern los sein will. Sein „Pfüat Gott!“ klingt auch danach.

Der Grasbauer vom Eck geht. Aber langsam, sehr langsam. Am liebsten wäre er noch einmal umgekehrt. Wie er über den Hof hatscht, gleicht sein Gangwerk dem des beladenen Mulo, der auf die Hütte aufträgt. Genau so schüttelt er auch den Kopf.

Der Brentner ist aufgestanden und schielt durchs Guckerl.

---

*) Mittwoch.

Digitized by Google

„Aff, damischer!“ Dazu ein spöttisches Lachen. Das war des Brentners Abschiedssegen für den Grasbauern vom Eck.

Der Mittwoch kam, und die zwei Sommerfrischler kamen, der Äskulap- und der Ulpianusjünger. Sie kriegten beide zusammen Einstand und Wohnung — beim Brentner.

Wie der Brentner am Sonntag nach dem Hochamt das Weihwasser nimmt, werden seine Bewegungen auf einmal sehr langsam und andächtig. Denn gerade an der Pforte sieht er den Grasbauern vom Eck, der auch ihn sieht und auf ihn wartet.

Der Brentner aber ist rasch gefaßt. Stramm geht er aus der Kirche, stopft sich draußen die Pfeife und lacht: „Ja, der Grasbauer! Aber heunt ham mir a schön's Weda; laß di grüaßen!“

Der Grasbauer vom Eck nickt ein paarmal; die Falten zwischen Nase und Mund werden immer tiefer. Dann kommt ihm gronend die Grollrede von den Lippen.

„Laßt der Herr Avekat mi leicht aa grüaßen, den wo 's d' so sauber weg-g'schwätzt hast vun meiner, hä?“

Der Brentner wird ganz Wehmut und Bedauern.

„Mei, Grasbauer, da kost bei dö herrischen nix machen. Gar so viel gfreundt san s' mitanand, dö zwoa, grad aus is 's. Da ham s' halt aa mit-anand hausen wollen. Kriagst leicht n andern Stadtfrack aa, n Professor oder n Maler, hähähähä!“

Und lüpfisch verschwindet der Brentner um das Gott'sackermäuerl.

Der Grasbauer hebt drohend die Pfeife.

„Hähähähä! Daß mir zwoa nur nöt aa a so guat gfreundt no wer'n mitanand, Schlawak, drecketer! Nacher bin aber i scho da, da paß auf, mei Liaba!“ —

Mit seiner G'raffljagd, an die der Grasbauer grenzt, macht der Brentner manchmal ein Geschäft. Und weil der Gams ein so viel lieb's und schön's Wild ist, darf der Advokat einen Sommerbock schießen. Vierhundert Mark wär' nicht viel, hat der Brentner gemeint. Da wär' ein Herr Baron aus der Stadt, der leicht mehr gegeben hätt'. Aber der Herr Avekat wär' ein g'rechter Mann und ein kammoder, und der Brentner schaut auf ihn und nicht aufs Geld.

Der junge Bock am Sperbereck bei der Jagdgrenz' hat's schön. Ein guter, sonniger Einstand, Äsung würzig und frisch, und die Geißen, die von des Grasbauern Niederleger da hinauf kommen, stören ihn nicht. Im Gegenteil. Die ewig Neugierigen, die alles wissen, sagen auch alles, woraus ein lebens-froher Gamsbock seinen Nutzen ziehen kann. Und der Bläßl, der nichts-nutzige Frechdachs mit dem Bimmelglöckerl am Hals, ist erst recht so ein neu-gieriger Überall und Nirgends. Man geht nicht miteinander, aber man achtet aufeinander.

Rupp rupp! geht's drunten nahe bei dem alten Ahorn. Der Bläßl.

Rupp rupp! geht's droben nahe bei der alten Wettertanne. Der Gams.

Und in die Latschen geduckt sitzen der Brentner und sein Gamskavalier.

Ziegenherde auf der Alm.

Frl. Fellerer phot. *Bosco (Tessin), Sept. 1919.*

Weide-Ziegen im Schnee.

Digitized by Google

A. Senn phot.

Schweizer Senn, ſeine Ziege melkend.

K. Hecht phot.

Geißenvolk.

Digitized by Google

Der Advokat putzt schon zum drittenmal die Brille und fragt: „Wo?"

Der Brentner hat gespannt und denkt an seine vierhundert Mark.

„Schnallt's beim Herrischen, schnallt's bei meiner aa. Liegen muaß er, der Bock, zahlen tuat er nacher scho, der Avekat, der spinnete Gischpel!"

Wie's beim Advokaten schnallt, schnallt's beim Brentner auch.

„Sakra, sakra, da liegt dei Böckerl, da schau her!"

Wie der Advokat und der Brentner den Gams aus den Latschen ziehen, erstarrt der Brentner, und der Mund steht ihm offen.

Vor ihm steht der Grasbauer vom Eck.

„Hähähähä. I wollt' mein Goaßbock, den wo dei Herr Dokter nauf-g'schossen hat, grad d' Glocken abi tean. 's ander seh'n mir dann nacher scho, gel, Brentner? n Avekat is er ja a so, dein Herr — Goaßbockjaga! Hähähähä — — —!"

* * *

Das Mühlrad klappert, und die Werke poltern. Die Wasseramsel fußt auf einem von Lebermoos und Algen überglitschten Stein; der Eisvogel zeigt sein Prachtkleid so selbstgefällig wie die Wasseramsel ihr Fürtuch. Die Forellen springen, und an Müllers Wiesengraben stelzt würdevoll der Storch. Die Grillen zirpen, und am Hag ruft der Goldammer: Wie, wie hab ich dich lieb!

„Häberle, Häberle, geh!"

Ihre Geißen lockend, geht die Jungdirn den Steig her. Sie geht barfuß und leicht geschürzt. Rot sind Lippen und Wangen; bräunlich ist die Haut der Jungdirn in lebfrisch-gesunder Schönheit. Munter und emsig springen die behenden Finger; der Strickstrumpf wird rasch länger und länger.

„Häberle, Häberle, geh!"

Die Jungdirn rennt.

„Schau, du!"

Geißenvolk ist naseweis und genäschig. Man geht manchmal leichter mit zwanzig Flöhen als mit zwei Geißen fürbaß. Und die Jungdirn hat auf vier aufzupassen. Gerade jagt sie mit ihrem Zuruf die weiße aus Müllers Kleestück, da rennt die braune durch die offene Pforte in Müllers Garten. Die schwarze will quer durch den Weißdornhag, und das Scheckerl will wieder anderswohin in die Welt reisen.

Endlich sind die vier Trabanten wieder auf einem Fleck beieinander, wie vier halbwüchsige Kinder, die ganz brav sein wollen, und langsam geht's das Grasband unter den Obstbäumen am Wegrand entlang.

„Häberle, Häberle, geh!"

Beim Kreuzbild an der Wegscheid lehnt die Jungdirn an einer Lärche und schaut mit ihren Kirschenaugen sinnend in den flimmernden Sommer-sonnenglast. Die Immen summen, die Hummeln brummen. Falter gaukeln auf Blüten und Halmen. Eine Eidechse huscht an der Jungdirn Fuß vorbei. Und die Jungdirn sinnt und schaut.

Sie hat sich wacker getummelt, die Jungdirn, für die alte Mutter, seit-

Digitized by Google

dem die stürzende Fichte auf dem Schlag am Tobel den Vater, den Ernährer, mitten aus Werken und Arbeiten gerissen. Da hat's dann früh geheißen das Leben anpacken und sich nicht werfen lassen. Klein, ganz klein war das Leben der zwei Leutchen in dem winzigen Häuserl droben am Kohlbrand, aber Arbeit schafft Sonne, Gesundheit und Zufriedenheit.

Jetzt kommt sich die Jungdirn fast wohlhabend vor. Vier Geißen, ei, das ist schon was! Und auf der Sparkass' — — —

Die Jungdirn sinnt. Was ein junges Weiberleut sinnt, wenn manchmal ein starker, kerngesunder, junger Bursch daherkommt und Augen macht.

Der Müller in der Mühl' braucht eine Hauserin. Ja, eine Hauserin will er und ein riegelsames, lebfrisches Weib. Auch der Vater hatte einmal nach seinem Kopf gefreit, und noch auf der letzten Liegerstatt hatte er gelacht und zur Mutter gescherzt: „Alte, schön ham mir's g'habt, un bal i wieder werd', nacher geh'n mir auf St. Kathrein tanzen!"

Auf St. Kathrein lag der erste Schnee auf seinem Hügel, und die Mutter saß still und ernst im Stuhl und drehte die Rosenkranzperlen.

Dort saß sie auch heute und nickte mit dem Kopf, wie durchs offene Fenster der Ruf hereindrang: „Häberle, Häberle, geh!"

Der Müller trat in die Stube.

„Mutter!"

Die Mutter nickt und lächelt still vor sich hin.

„Der Laubheimer hat die Scheck jetzt doch g'holt. Ich hab's ihm aber nit billiger lassen. Warum auch?

Und von der Kreitner-Lies hat er alleweil forttan. Fünftausend Taler und —"

„— und das Glück vom Ödhofer, den der Kreitner auf die Gant hat bracht!"

„Beim Berghamer —"

„— wo 's Hofner-Reserl ins Wasser gangen is, weil der Bauer — —. Bub, ich sag' dir was': die wären alle zwei bei deinem Vater nit in die Mühl' gekommen, die Kreitnerschen nit und die Berghamerschen gleich gar nit!"

Der Müller tritt ans Fenster und blickt den Weg hinunter. An der Lärche beim Kreuzbild an der Wegscheid steht die Jungdirn.

„Häberle, Häberle, geh!"

Wie ein Glöcklein klar klingt das Rufen.

„'n wunderschönen Buschen hat auf den Frauentag die Schallmoser-Lies wieder dem Vater aufs Grab gelegt."

„Beim Schallmoser waren sie immer richtige Leut'. Mitsamt dem, daß sie sich haben plagen müssen im Leben."

Der Müller reibt Daumen und Zeigefinger und blickt fast zagend zur Mutter hinüber.

Da richtet sich die alte Frau still und stolz auf.

„Wie mich der Vater, Gott tröst' ihn, geholt hat, hat er Schulden gehabt, und ich hab' Arbeitshänd' und ein Gewand mitbracht. Und noch auf dem

Digitized by Google

Todbett hat dein Vater g'lacht und g'spasselt. Die Schallmoser-Mutter is mit mir in d' Schul gangen und hat mit mir kummliziert*); die Art kenn' ich, 's ist eine gute Art. Bub, das sagt dir die Mutter!"

„Und ich dank' dir, Mutter. Is dir's recht, wenn ich und die Lies — —?"

Der baumstarke Müller wird verlegen wie ein Bub, den der Herr Pfarrer in seinem Kirschbaum erwischt.

Die Mutter aber streichelt ihrem Einzigen Hand und Wange.

„Geh nur, Bub, geh nur!"

„Ob mich aber die Lies mag?"

Mit mildem Lächeln schiebt die Mutter den Prügelmenschen zur Tür hinaus. Dann sprengt sie ihm ein paar Tropfen aus dem Weihbecken nach und faltet die Hände.

Sie blickt zu dem Bild ihres Seligen hinüber.

„Gelt, dir wär's auch recht?"

Dann kommen die Tränen. Frauentränen, Muttertränen.

Bei d e r Heirat ist die Großmutter nimmer weit. Und Großmütter werden im Enkelkind wieder jung und glücklich. —

„Häberle, Häberle, geh!"

Auch auf dem Rückweg ist das näschige Geißenvolk so unbändig wie zuvor.

Wie die schwarze in das Kleestück will, kommt ein Helfer, der Müller.

Der Müller lacht, die Lies lacht.

Auf einmal blickt die Lies ernst, fast erschrocken aus ihren Kirschenaugen. Der Müller hat ihr den Arm um ihren ranken Leib gelegt.

„Du!"

Und schon will sich der Müller ein Busserl langen, da reißt sich die Lies los.

Alle vier Geißen witschen durch eine Lücke in der Weißdornhecke.

Der Helfer hilft. Und die vier Ausreißer sind bald wieder auf der Straße.

„Häberle, Häberle, geh!"

„Du aber gehst auch, Lieserl, gelt? Mit zur Mutter!"

Ein Busserl, halb genommen, halb gegeben, und fröhliches Lachen.

Und nur zerstreut und lange nicht mehr so pflichteifrig wie zuvor klingt der Ruf: „Häberle, Häberle, geh!"

* * *

Lausbubenvolk ist's, das Geißenvolk, aber gern hat man's doch. Wie jener Förster von seinen Dackeln sagte: „Mistviecher san s', aber mögen muaßt 's do!" Ganz nach dem Jägerspruch: „Wer einen Dackel schlägt, der schlägt seine eigene Großmutter auch noch!"

Lausbubenvolk, aber gern hat man's doch. Ich denke da nicht an die „Arme-Leute-Kuh" und auch nicht daran, zu welch hohen Preisen die Ziege

*) Kommuniziert.

Digitized by Google

in den Zeiten des Krieges und noch lange nach dem Krieg gehandelt wurde. Mir gilt unser Hederl nicht das, was es kostet, sondern das, was es ist. Und da komme ich wieder auf mein voriges Wort zurück: Lausbubenvolk ist's, aber gern hat man's doch.

Aber mit Unterschied. Die im engen, dumpfen, muffigen Stall eingepferchte und mit Heckenlaub und anderem minderwertigen Zeug dahingequälte und kümmerlich durchgefrettete Meckerin in schlechtem Haar mit halb handlang ausgewachsenen Klauen und mit trübem, stumpfem Blick, die ist nicht das und gibt nicht das, was eine echte, so eine richtige bergleriſche Goaß geben kann. Auf der Alm droben, da wächst die richtige War', die Gefährtin der Hütbubenstreiche, der Kobold für Bergfahrer und Sommerfrischler, die Verursacherin oft bittersten Förster- und Jägerärgers, und doch ist dem gesunden und lebfrischen Geißenvolk keiner gram, der noch „Hamur" hat und dann noch lachen, herzlich lachen kann, wenn er selber der Gefoppte ist und auch einmal einen kleinen Schaden einsackeln muß.

Da steht er, der hoffnungsvolle Jungbock, mit schiefgehaltenem Kopf und guckt aus seinen Glasaugen auf den klapperigen Bergfahrer, der froh ist, endlich eine Hütte zu Rast und Labung auf dem Almboden entdeckt zu haben. Mit freundlicher Gebärde sucht er dem vor ihm stehenden Kerl seine Neigung zu bekunden; auf die Sennerin wird solch Tun gerade keinen schlechten Eindruck machen, — ein Fahrer, und der Bock ist hinter dem zärtlichen Wandersmann, rennt ihm unzart in den Allerwertesten, hurr schurr, fort ist er, reißt im Vorbeisausen einer Sommerfrischlerin den bunten Buschen aus der Hand, verzettelt Blätter und Blumen, hurr schurr geht's über Bank und Tisch, ein Waidling wird umgerannt, daß der weiße Labestrom sich bodenwärts ergießt, und bis die Lenzi, die Lilli, oder wie sonst die Schwagerin heißt, schimpfend auf ihren Holzschuhen herbeiklappert, steht der Mußjö droben zwischen den Steinen auf dem Schindeldach und meckert wie voll Schelmerei und Schadenfreude und zugleich wie ein echter, rechter Loder, der da meint, die Welt wär' grad nur für ihn da.

Und weil der Hütbua irgendeinmal für eine Lauserei vom Jaga-Loisl eine Watsch'n g'fangt hat, wer hülfe ihm da besser zum Vergeltsgott wie seine Geißen! Zum Dienstjubiläum soll der Herr Forstrat auf Einladung des Jagdherrn einen Feisthirsch schießen, und wie der Heimliche endlich ersessen und derhockt ist, geht's durch die Stauden: mäh und meck, und bimmel bamm bimmel, und ho hojoh, Goaß, Goaß!, und der Horner ist heidi, und auf dem Steig dappelt das Geißenvolk daher. Der Bua drückt sich hinten herum durch Stein und Stauden; er ist nicht neugierig aufs Wiederschauen mit dem Herrn Forstrat und mit dem Jaga-Loisl erst recht nicht. Der hat so große Bratz'n, und wenn er damit ausfährt, geht's ganz „schwungmaßi" dabei her.

Wenn's auf dem Boden und den Hängen grünt und blüht, wenn Althotz und Jugend sich begrünt haben, dann hebt nach dem fröhlichen Auftrieb für das Geißenvolk die lustige Zeit an. Würzige Weide in Fülle, Spiel und Scherz und Freiheit, und der Hütbua ist gewiß kein gestrenger Wächter.

Digitalisiert Google

hat er doch ſelber etwas in ſich von Geiß und Gams, und wenn er ſie um ſich ſieht, die luſtige, lüpfiſche, wendige Schar, ei, dann kann er nicht anders: auf den Händen ſtehend, ſtangelt er mit ſeinen nackten Beinen in die Luft, dann ſchlägt er ein Rad ums andere mitten durch ſeine zappelige Schar durch, und ein luſtiger Jodler klingt und ſingt in den Hochberg hinein, daß es grad ſchallt.

Dazu hüpft und ſpringt und turnt und klettert das Geißenvolk rund um ihn her —, almeriſch leben heißt luſtig leben, für den Bua und für ſein Geißenvolk: Lausbuberei hier und Lausbuberei da, aber zerm halt und zünftig. Ju juhu!

Digitized by Google

Die Geschichte der Hausziege / Von Dr. Max Hilzheimer

Auf europäischem Boden scheint die Hausziege jünger zu sein als Hund, Schaf, Rind und Schwein. Wenigstens hat Winge ihre Reste in den untersten Schichten der Asfaldsdynger nicht gefunden, während er dort diejenigen der andern genannten Haustiere nachweisen konnte. Dagegen sind Ziegenreste zahlreich in den der Mitte der jüngeren Steinzeit angehörigen ältesten Pfahlbauten gefunden worden. In dieser noch recht ärmlichen Kultur überwiegen noch die Ziegenreste über die des Schafes; später ändert sich das allmählich. Besonders während der reicheren Bronzekultur findet man stets das umgekehrte Verhältnis zwischen beiden Tierarten. Diese älteste sogenannte Pfahlbauziege (Capra hircus rütimeyeri Duerst) war ein kleines, unscheinbares Tier mit säbelartig in einer Ebene gekrümmten Hörnern, welche die Schneiden einander zukehrten, so daß die Spitzen auseinanderwichen.

In den jüngeren Pfahlbauten fand Studer eine größere Rasse mit ebenfalls säbelartig gekrümmten Hörnern, die jedoch parallel verliefen und höchstens die Spitzen einander zukehrten.

Etwa gleichzeitig mit letzterer erscheint in Mitteleuropa eine ganz andere Ziegenform, bei der die Hörner korkzieher- oder schraubenartig gewunden sind. Ihr ältester Vertreter ist aus der Stein-Kupferzeit des Mittelrheins bekannt geworden und erhielt den Namen Capra hircus kelleri Duerst, nachdem schon zuvor ähnliche Hornzapfen aus dem bosnischen Pfahlbau-Ripac bei Bihac beschrieben waren, deren prähistorisches Alter zwar, aber deren Kulturzeitzugehörigkeit nicht feststeht.

Diese „schraubenhörnigen" Ziegen haben die erste Gruppe der „säbelhörnigen" Ziegen, von denen nur noch einige spärliche Reste, wie in Schweden, leben, fast ganz verdrängt. Fast alle jetzt lebenden Ziegen gehören zur Gruppe der schraubenhörnigen Ziegen, welche namentlich in Asien eine große Anzahl Vertreter hat, deren berühmteste die Angora- und die Kaschmirziege sind. Während Asien hervorragende Fellziegen herangezüchtet hat, hat man in Europa mehr Wert auf die Milchproduktion gelegt und in der Ziege des Schweizer Saanentales, aber auch in anderen Ziegen, wie der Harzer Ziege, Toggenburger Ziege usw., hervorragende Milchlieferanten herangezüchtet. Der leichteren Handhabung halber hat man bei diesen wie auch bei anderen Ziegenschlägen das Gehörn weggezüchtet. Bemerkt mag noch werden, daß bei horntragenden Ziegen die ausgesprochene Schraubenform des Gehörns häufig nur beim Bock auftritt.

In Asien scheinen diese schraubenhörnigen Ziegen stets eine besondere Rolle gespielt zu haben. Selbst die ältesten mesopotamischen Siegelzylinder stellen sie dar, häufig freilich in einer heute fast ganz verschwundenen Rasse

mit tatsächlich schraubenartig gewundenen Hörnern, während sie bei den modernen Vertretern meist korkzieherartig gewunden sind. Auch diese Form war den alten Assyrern und Babyloniern schon wohlbekannt. Daß übrigens auch die säbelhörnige Ziege in Asien nicht ganz fehlt, zeigen die Untersuchungen der Haustierreste von Anau in Turkestan, wo die Pfahlbauziege, allerdings als fremder Import zur Kupferzeit nachgewiesen wurde. Ihre Nachkommen sind auch wohl heute in Sibirien noch nicht ganz verschwunden.

Auch in Afrika erscheint die Ziege zur jungen Steinzeit, und zwar in zwei Rassen: die Zwergziege (Capra hircus reversus), vielleicht eine Verwandte der Pfahlbauziege, und der Thebaischen Ziege, die sich durch kleine halbmondförmige Hörner leicht von der später aber noch im alten Reich erscheinenden Mamberziege (Capra hircus mambricus) unterscheidet. Die letztere Art erlangte eine besondere Bedeutung als Kulttier, weil sie berufen war, im Mendeskult an Stelle des im jüngeren Reich allmählich aussterbenden altägyptischen Schafes (s. dort) zu treten. Daher finden wir die Mamberziege auch unter den mumifizierten Tieren, die beiden andern Arten nicht. Auch stellt diese Ziege mit ihrem stark verkürzten Oberkiefer, der häufig die unteren Schneidezähne frei zutage treten läßt (Mopsform), ihren ins ungeheure verlängerten Ohren, zumal wenn sie dann noch hornlos ist, die am stärksten abgeänderte Ziegenform dar. Ihre Wüstenanpassung beweisen die langen Beine. Sie bewohnt nämlich vorwiegend die afrikanisch-asiatischen Wüstengegenden bis nach Nordindien, während die Zwergziege sich über den ganzen afrikanischen Kontinent ausgebreitet hat.

Nachdem wir so die wichtigsten Formen der Hausziegen kennen gelernt haben, werden wir nach ihrer Herkunft fragen. Die säbelhörnigen Hausziegen werden wir nur von säbelhörnigen Wildziegen ableiten können. Die einzige säbelhörnige Wildziege, die wir kennen, ist die in den Gebirgen Kleinasiens vom Kaukasus und Baluchistan aus nach Westen bis zu den Inseln Kreta, Rhodos und Erimomilos (Antimelia) in den Zykladen wohnende Bezoarziege (Capra hircus L.). Bei der Mehrzahl der asiatischen Vertreter stehen die Hornzapfen parallel, die Hornspitzen wenden sich auswärts; bei einigen jedoch, besonders bei der Erimomilosziege, divergieren die Hornzapfenspitzen. Wir finden also eine große Übereinstimmung mit den beiden säbelhörnigen Formen der Pfahlbauten, die wohl erlaubt, auf Verwandtschaft zu schließen.

Über die Ableitung der schraubenhörnigen Hausziegen war man lange im unklaren. Wohl gibt es eine Wildziege mit Schraubengehörn, den Markhor (Capra falconeri Hügel), aber bei dieser verlaufen die Hornwindungen gerade umgekehrt wie bei der Hausziege, so daß sie als Stammquelle nicht in Betracht kommen kann. Da wurde 1914 in altalluvialen Schichten Ostgaliziens eine jetzt ausgestorbene Wildziege entdeckt, die Capra prisca Adametz, die in Hornwindung und Schädelbau aufs genaueste mit der schraubenförmigen Hausziege übereinstimmt, so daß deren Herkunft nicht mehr zweifelhaft zu sein scheint.

Digitized by Google

Das Muffelwild / Von Oscar L. Tesdorpf

Das Muffelwild gehört zu den Wildschafen. Die lateinische Bezeichnung ist Ovis musimon. Der Franzose nennt es: Mouflon de Corse, der Italiener: Mufflone, Muflona, der Korse: Mufre, Mufra.

Der Naturforscher Geßner bezeichnet es schon 1550 mit dem Namen Muffeltier oder Weißarsch. 1793 nennt auch Ph. A. Nemnich in seinem Wörterbuch der Naturgeschichte das Ovis musimon das Muffeltier, der „Weißarsch der Alten". Beide deutschen Bezeichnungen gehen aus scharfer Beobachtung hervor; denn das Tier muffelt tatsächlich, wenn es äst, und der Spiegel ist weiß. Die Bezeichnung „Muffelwild" ist in die Wildschongesetze aufgenommen.

Der Franzose bezeichnet mit Mouflon (wie das Ovis musimon gewöhnlich auch von den deutschen Tierhändlern bezeichnet wird) durchweg jedes Wildschaf, insbesondere aber das nordafrikanische Mähnenschaf (Ovis tragelaphos). Es ist ein ziegenähnliches Felsenschaf. Seine Mähne liefert das von dem Kürschner mit „Muflon" bezeichnete langhaarige, hellgelbe Pelzwerk.

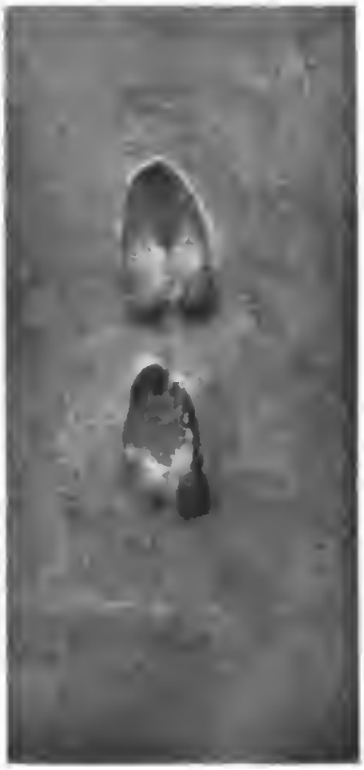
Die Wildschafe haben mit den Hausschafen nur sehr wenig gemein. Sie haben kein ausdauerndes Wollvlies, sondern eine kurzhaarige Decke wie Rotwild; sie haben keinen langen Schwanz, sondern einen kurzen Wedel; sie haben einen Spiegel wie Rot- und Rehwild und sind nicht „schafdumm", sondern klug, überlegend. Das Hausschaf ist zwar zweifellos aus wilden Schafformen herausgezüchtet worden; das geschah aber schon in vorgeschichtlicher Zeit. Das jetzige Hausschaf ist das Ergebnis jahrtausendelanger, den wirtschaftlichen Bedürfnissen des Menschen angepaßter Auslese und künstlicher Fortzüchtung von Formen, die die natürliche Auslese nicht zuwege gebracht haben würde. Bereits im 5. bis 6. Jahrtausend vor Christi Geburt gab es Hausschafe, die sich scharf von den Wildschafen unterschieden, wie noch jetzt. Das zeigen die bildlichen Darstellungen aus der vorpharaonischen Negadahzeit Ägyptens, wo sich schon langgeschwänzte Hausschafe mit schraubenartigem Horn vorfinden, deren Nachkommen noch jetzt am oberen Nil zu finden sind. In Assyrien zeigen die alten Bildnisse im Tempel des Tiglatpelisars von 745 vor Christi Geburt bereits ein Hausschaf, das unserem jetzigen Landschaf mit dem langen Schwanz und spiralig nach außen gewundenen Hörnern vollkommen gleicht.

In Europa kommt in den Resten der schweizerischen Pfahlbauten ein ziegenähnliches Hausschaf vor, das sogenannte Torfschaf, Ovis palustris, das den bildlichen Darstellungen auf einer Elfenbeinplatte von Menidi (Mykene) sehr verwandt ist und somit über Kleinasien mit den Pfahlbauern ein-

Digitized by Google

Wildlamm.

Wildschaf.



Bock.

Fährten des Muffelwilds Aufgenommen von der Kgl. Ung. Forstwartschule Vadaszerdö.

M. Behr phot. *Oberförsterei Harzgerode, Oktober 1911.*

Muffelwild. Junger Bock im Bett, daneben junges Wildschaf (reinrassig).
Ovis musimon (Pall.).

Digitized by Google

Muffelwild (reinraſſig). Junger Bock und Wildſchaf äſend.

M. Behr phot. *Oberförsterei Harzgerode, Okt. 1910.*

Muffelwild (reinraſſig). Zwei trollende Wildſchafe und ein junger Bock.
Ovis musimon (Pall.)

Digitized by Google

gewandert zu sein scheint. Auch unsere Heidschnucke, die mitunter noch als das deutsche Urschaf gepriesen wird, muß von Asien eingewandert sein. Sie hat (reinblütig) kein Fett in der Wolle und kann in unseren Breiten nicht dauernd ohne Pflege, ohne Schur und ohne Stall fortkommen, was die vielen malerisch schönen Schafställe der Lüneburger Heide beweisen. Auch tragen die frischgesetzten Lämmer während der ersten Tage ein persianerartiges, schwarzes Vlies (die sogenannten Heidemaschen) ähnlich dem der Lämmer des Karakulschafes aus der Bucharei. Dort bis zum Kaspischen Meer sind regenlose Steppen, die die Heimat des Arkalschafes sind, aus dem die Heidschnucken vermutlich mit Kreuzung von Ovis vignei und Ovis ammon poli oder karelini (mit weißem Horn) in langer Auslese herausgezüchtet worden sind *).

Die Erdschichten Europas enthalten nur wenige zuverlässige Reste von Wildschafen aus vorgeschichtlicher Zeit. Die Erdschichten Asiens und die dortigen Höhlenablagerungen sind zurzeit noch wenig erforscht, so daß noch kein klares Bild über die Entstehung der Tierform Schaf wie auch der nahverwandten Ziege hat gewonnen werden können. Aber es ist die Annahme berechtigt, daß der Entstehungsherd beider Tierformen, die wohl zu den jüngsten gehören, im Innern Asiens zu suchen sei, und zwar in der großen Gebirgsmasse um den Pamir, dem westlichen Himalaja und Hindukusch bis zum Tienschan. Hier ist die Heimat von 17 der 24 bekannten Wildschafarten der Erde. Von hier strahlen die übrigen Arten aus, einmal weit nach Osten über den Altai und die angrenzenden Gebirge bis nach Kamtschatka und in denselben Formen über die Beringsstraße hinüber nach Alaska bis hinunter nach Mexiko und das anderemal weit nach Westen über das Randgebirge, Elbrusgebirge, Armenien und Kleinasien nach dem Mittelmeer bis zu den Inseln Zypern und Korsika und Sardinien.

Es lassen sich unter den Wildschafen der Erde vier gesonderte Gruppen unterscheiden. Im vermutlichen Entstehungsherd, dort, wo die Bergesgipfel sich bis zu den größten Höhen der Erde erheben, leben auch die größten Wildschafe, die Ovis ammon, in etwa acht Arten im Pamir, Tibet, Altai- und Alatangebirge. Sie leben in Höhen von 10 000 Fuß und mehr. Einige Arten, wie z. B. das Ovis ammon poli, ziehen sogar über 18 000 Fuß hinauf. Dieses Wildschaf hat die Größe eines zweijährigen Rindes, ein Gewicht von 300 kg, und seine Hörner wiegen bis $11\frac{3}{4}$ kg. Das sehr starke Gehörn, das sich in weiter Schneckenwindung vom Kopf abbiegt, hat große Verwandtschaft mit dem Gehörn der meisten unserer Wollschafe.

An diese Gruppe schließen sich, weit nach Osten reichend, über Ostsibirien und Kamtschatka und sodann weiter in Alaska, Britisch-Kolumbien, den Rocky

*) Es haben in den letzten Jahren mehrere Großgrundbesitzer angeblich reinblütige Heidschnucken verwildern lassen und als „jagdbares" Wild gerühmt. Wenn es möglich wäre, daß aus verwilderten zahmen Wollschafen in der Freiheit ausdauernde wilde Schafe werden könnten, so müßten die Alpen, z. B. die Miminger Alpen, eine Unmenge solcher Schafe bergen; denn von den jährlich zu Berg getriebenen Herden verwildern im Laufe des Sommers etliche Stücke. Diejenigen aber, die im Herbst nicht eingetrieben werden können, gehen jedesmal rettungslos zugrunde.

Digitized by Google

Mountains bis hinunter nach Mexiko die Oves kanadensis, die Dickhornschafe, in neun verschiedenen Arten an.

Vom Entstehungsherd im Pamir nach Westen und Süden sich ausbreitend, lebt die Gruppe der Urielschafe, Oves vignei, die kleiner und feiner im Bau und in Form und Behang ziegenähnlicher sind. Sie kommen in den Bergen von Afghanistan, im Randgebirge in Persien, Nordbelutschistan und Turkistan vor. Bis jetzt sind vier Unterarten bekannt.

Die vierte Gruppe ist am weitesten nach Westen vorgedrungen; das sind die sogenannten roten Wildschafe, die Oves orientalis, die sich in vier Unterarten über Nordpersien und Armenien nach Kleinasien und weiter nach Zypern und den Inseln Korsika und Sardinien ausgebreitet haben. Zu dieser Gruppe gehört das Ovis orientalis ciliciensis Kleinasiens, dessen in der Sonne goldglänzende Sommerdecke das goldene Vlies lieferte, das einst Jason auf seiner Argonautenfahrt nach Colchis dem Aietes raubte.

Zu dieser Gruppe ist auch das Ovis musimon, das Muffelwild, zu zählen, das einzige europäische Wildschaf.

Das Muffelwild in seiner Heimat.

Das Muffelwild ist nächst dem Zypernschaf das kleinste Wildschaf; aber es ist das feinste und, wie Burton sagt, „das rassigste" von allen. Es ist 65 bis 70 cm hoch, 1,20 m lang. Der Wedel ist ganz kurz, 10 cm. Es wiegt aufgebrochen bis 38 kg.

Das Horn des Bockes beginnt im vierten Monat zu wachsen. Dasjenige der kapitalen Widder erreicht, auf der Krümmung gemessen, 80 bis 85 cm bei einem Gewicht bis 5 kg. Es ist im Querschnitt dreikantig und stark gerunzelt in 30 bis 40 Wulsten. In den ersten Jahren stehen die Spitzen nach innen, gegeneinander, als wollten sie in den Hals einwachsen; im vierten und fünften Jahre biegen sich die Spitzen auseinander und schieben sich gleichlaufend mit dem Hals weiter. Dann biegen sie sich in die Höhe, entweder gleichlaufend zu Seiten des Geäses oder etwas nach außen, in einzelnen Fällen auch gegen den Hals. Bei reinblütigem Muffelwild wachsen die Hörner niemals in den Hals hinein. Wo es geschieht, ist immer der Verdacht der Beimischung von Wollschafblut begründet, ebenso, wenn das Horn weiß ist; denn das Horn des reinblütigen Muffelwildes ist schwarz. Die vordere und die obere Fläche ist nach außen gewölbt, die untere nach innen. Sie verliert sich gegen die Spitze hin, so daß am Ende des Horns nur noch zwei Flächen vorhanden sind. Die Wulste treten vorn stark, hinten wenig hervor; sie sind bei alten Widdern ebenso wie die Hornspitzen durch Kampf und Auslassen des Kampfesmutes an Bäumen mehr oder weniger stark abgeschliffen. Das Horn schiebt bei jeder Haarung im Herbst und im Frühjahr, und es lassen sich die Jahresringe erkennen, an denen man ungefähr das Alter der Böcke feststellen kann, wenn man die Hälfte dieser Absätze zählt. Aber ungenau bleibt die Feststellung immer. Das Horn ist nur einmal im Kreise gebogen, nicht in Schneckenform wie beim Hausschaf. Erst mit dem zehnten bis zwölften

Digitized by Google

Jahre erreicht es seine Vollendung; aber auch dann nimmt es noch an Stärke zu.

Weder die Böcke noch auch die Wildschafe lassen sich dauernd zähmen. Zwar werden die Bock- und Wildlämmer zutraulich und entzücken den Pfleger, dem sie wie ein Hund folgen, durch allerhand tolle Späße. Sie leisten Unglaubliches in ihrer Sprungkraft, schnellen aus dem Stande auf die Oberkante der Türverschalung und auf Schränke; bald aber treiben sie solchen Unfug, daß man mit Entsetzen die wahre Natur der Wildlinge erkennt. Da glaubt solch junger Bock im Dielenspiegel einen Gegner zu sehen, nimmt ihn an, und die Glassplitter fliegen. Da liegen sie entzückend ruhig im Sofa, plötzlich ein Laut, ein Schreck, und abgedampft sind sie durch die Fensterscheiben. Draußen verhauen sie die Hunde; alles heult. Gelegentlich wissen sie auch den Eingang zur Speisekammer zu finden; da wischen sie die Einmachegläser von den Börtern und tun sich gütlich am Inhalt. Auch wissen sie ganz genau, was im Gemüsegarten gut schmeckt. Die jungen Böcke werden aber schon mit 1½ Jahren gefährlich für Tier und Mensch.

Die Behaarung des Muffelwildes ist kurz (keine Wolle!), ähnlich dem des Rotwildes, im Winter sehr dicht und weicher als im Sommer.

Der Bock hat in der Winterdecke eine kurze hirschartige Mähne; im Sommer ist die Decke fuchsig rot mit dunkelbraunem Anflug auf dem Rücken. Geäse, Drossel, Stich, Bauch und Innenseite der Läufe sind weiß. Auf den Flanken befinden sich bei den Böcken je ein mehr oder weniger deutlicher grauer bis weißer Fleck, der gewöhnlich Sattel genannt wird, aber richtiger als Schneefleck bezeichnet werden müßte, weil er offenbar eine Anpassung an den Boden ist; denn er ist in der Winterdecke weißer und größer als auf der Sommerdecke, wo er meist ganz fehlt. Dieser Schneefleck bewirkt oft große Täuschung. Er ist den Schneeverhältnissen auf Korsika und Sardinien glänzend angepaßt. Länger als in Deutschland liegt dort im Frühling in den Bergwaldungen der Schnee in einzelnen mehr oder weniger großen Flecken. Auf dem Waldboden liegen außerdem viele graue, mit weißen Algen besetzte Felsstücke herum. Genau so wirken in unseren Waldungen die Baumstümpfe, wenn sie feucht sind. Die auf solchen Flächen liegenden Böcke sind außerordentlich schwer zu erkennen, besonders auch, weil das Horn wie ein grauer Kiefernast wirkt. Im Winter ist die Decke dunkler, von Rötlichbraun übergehend in Kastanienbraun, während Teile an Kopf, Nacken, Drossel, Brust, ein Band an den Flanken, ein Teil am Widerrist, ein Fleck oberhalb der Keulen hinter dem Schneefleck und die Seiten der Vorderläufe sowie ein Streifen auf den Vorderläufen und die innere Seite der Hinterläufe schwarz sind. Das Gehör ist grau umrandet, innen weiß. Der Spiegel ist im Sommer und im Winter schneeweiß. Er ist auch beim Muffelwild „die Leuchte" für die im Dunkeln Nachflüchtenden und ist bei Gefahr größer als in der Ruhe. Der Wedel ist braun, unten weiß. Die Wildschafe sind weniger bunt gefärbt, mehr ins Fahle spielend, auch im Winter dunkler, aber mit Grau untermischt und am Kopfe gezügelt. Manche haben im Winter auch einen Anflug von Schneefleck. Es kommt vor, daß Wildschafe geringe Hörner tragen von 5 bis

Digitized by Google

6 cm Größe. Jungwild ist gleichfarbig hellbraun im Sommer, dunkelbraun im Winter.

Die Verfärbung erfolgt dadurch, daß im Herbst eine dichte, kurze, seidenweiche Unterwolle unter den Grannen hervorwächst. Sie löst sich im Frühjahr in Fetzen und Flocken ab, die von den Laubsängern eifrig zum Nestbau verwendet werden. Die Grannen sind stark mit Fett getränkt, besonders im Winter, so daß die Niederschläge abrieseln, ohne die Unterwolle zu erreichen.

* * *

Die beiden Inseln des Mittelmeeres, Korsika und Sardinien, sind die Heimat des Muffelwildes. Es kommen in beiden Heimatländern verschiedene Spielarten vor, die eine verschiedene Biegung des Hornes, dunklere oder hellere Winter- und Sommerdecke, kleinen oder großen grauen oder weißen Schneefleck, auch etwas abweichende Größe zeigen.

Im allgemeinen hat das korsische Muffelwild mehr seitlich abstehendes und dann gegen den Hals biegendes Horn mit dunklerer Decke, während das sardinische sich durch meist sehr starkes, in der Biegung mit dem Hals gleichlaufendes Horn und einen im Sommer fast verschwindenden Schneefleck auszeichnet. Das korsische Muffelwild überspringt in der Flucht die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellen, während das sardinische Muffelwild zunächst zu kriechen versucht, in der Gefahr aber auch Hindernisse von 2,20 m Höhe und bis zu 5 m Breite glatt überspringt. Die Verschiedenheit hängt mit den örtlichen Verhältnissen der beiden Inseln zusammen.

Es ist nicht aufgeklärt, auf welche Weise das Muffelwild zum Inseltier geworden ist. Berücksichtigt man aber, daß die Gestaltung des Mittelmeeres auf einen früheren Zusammenhang beider Inseln mit Kleinasien hinweist, was durch eine Menge kleiner niederer Tiere, die auf den Inseln und in Kleinasien vorkommen, zur Gewißheit wird, so tritt der Weg ziemlich klar hervor. Hinzu kommt, daß beide Inseln in vorgeschichtlicher Zeit verbunden waren. Die jetzt trennende Meerenge von Bonifacio ist nur 70 m tief. Die Gebirgsbildung ist auf beiden Inseln ziemlich gleich. Sie besteht aus Granitmassen mit Hochebenen. Während Sardinien noch verhältnismäßig gut bewaldet ist, hat der Vernichtungskrieg der korsischen Ziegenhirten gegen den Wald wegen der Weidebeschränkung den größten Teil der Insel entwaldet. Beide Inseln haben nur wenig Ackerbau; der größte Teil liegt in wildem Urzustand oder ist infolge der vielen Bürgerkriege dem Urzustande wieder verfallen. Dort wuchert überall die Macquia, ein eigenartiger Heidebuschwald. Sie besteht aus einer unendlichen Fülle von giftigen, stacheligen, scharfduftenden Blumen, die bis 5 Fuß hoch werden und vielfach untermischt sind mit Heidekraut, wilden Rosen, Stachelginster und Cistus-Arten. Sie ist durchzogen von einem irrgartenartigen Gewirr schmaler Wege, die sich die zahmen Herden der Ziegen und Schafe zu den vielfach inmitten der Macquia liegenden Weideflächen gebahnt haben. Die Macquia reicht bis 800 m; von 800 m bis 1800 m wächst die echte Kastanie, deren Früchte die hauptsächlichste Nahrung der

Digitized by Google

M. Behr phot.

Oberförsterei Harzgerode, Okt. 1910.

Muffelwild: Bocklamm und Wildlamm reinrassig.
Ovis musimon (Pall.).

Digitized by Google

M. Behr phot. *Oberförsterei Harzgerode, Febr. 1911.*

Kapitaler Muffelbock, geringer Bock und drei Wildschafe (gegen das Schonungsgatter gedrückt).
Ovis musimon (Pall.).

O. L. Tesdorpf phot. *Göhrde 1905.*

Muffelböcke, verhoffend.
Ovis musimon (Pall.).

Focke phot. *Harz, Selketal 1906.*

Muffelwild: ſichernder Bock und äſende Wildſchafe.
Ovis musimon (Pall.).

Digitized by Google

Inselbewohner ausmachen; dann folgen Seekiefer und Buchenhochwald, daran anschließend Krummholzschläge und Alpenweiden mit spärlichem Graswuchs.

Das Muffelwild ist auch in Sardinien und Korsika ein ausgesprochenes Waldtier. Es geht niemals über 2000 m hinauf. Am Tage ruht es im Walde und tritt abends und frühmorgens, vor Sonnenaufgang, auf die Alpenweide aus. Im Winter weicht es dem Schnee aus und zieht in die Zone der Macquia hinab; manche Rudel bleiben aber auch im hochgelegenen Walde, der ihnen Schutz und Äsung bietet, und lassen sich dort während des Winters einschneien. Sie äsen Fichtenspitzen und Flechten.

Der Irrtum der meisten Naturforscher, die von dem Muffelwild als von einem Fels- und Grattier sprechen, ist wohl hervorgerufen durch die Berichte der Korsen und Sarden, die das Muffelwild als ihr rechtliches Eigentum betrachten, an dem sich der Fremde nicht zu vergreifen braucht. Deshalb werden die fremden Jäger, besonders die „Inglese", in die Schroffen der Berge verwiesen, wenn sie Böcke schießen wollen, wo ihnen kaum ein Stück vor das Rohr kommt. In Sardinien hat sich das leider seit etwa 20 Jahren geändert, seitdem die englischen Hornschießer mit ihrem reichen Geldbeutel sich dorthin gewendet haben und ganze Dorfschaften anwerben, wenn sie Treibjagden veranstalten. Bei solchen Jagden wird das Wild auf die kahlen Flächen getrieben, und es werden dann nicht nur die Böcke, sondern auch alle Wildschafe und das Jungwild rücksichtslos heruntergeknallt, um sie den Treibern als Lohn hinzuwerfen. Dadurch sind viele Bestände des prächtigen Muffelwildes auf Sardinien so gelichtet worden, daß die gänzliche Ausrottung nur noch eine Frage der Zeit ist. Allerdings haben die Kriegsjahre, in denen die meisten Wildschützen im Heeresdienst standen, eine beträchtliche Zunahme des Muffelwildes bewirkt; aber die Freude wird nicht lange dauern. Während noch 1850 Rudel von 100 bis 200 Stück anzutreffen waren, sind jetzt Rudel von 10 bis 15 Stück eine Seltenheit, und viele Gebirgskuppen sind schon ganz entvölkert. Die italienische Regierung hat scharfe Gesetze zum Schutze des Muffelwildes erlassen, aber der Arm der Justitia reicht nicht bis in die unwirtlichen Gegenden. Mehr Erfolg haben die Bestrebungen der französischen Regierung auf Korsika gehabt. Man kann den Bestand dort wieder auf etwa 3000 Stück schätzen, soweit sich das heimliche Wild überhaupt schätzen läßt. In den großen Staatswaldungen Korsikas sind dem Wilde jetzt einigermaßen sichere Zufluchtsstätten bereitet. Nur die große Klugheit, die Sinnesschärfe und die Flüchtigkeit haben das viel gehetzte Wild bisher vor gänzlicher Vernichtung gerettet.

In Korsika kommt das Muffelwild im Süden der Insel in den Waldungen von Aracali bei Levie und Bavella, ferner in den Waldungen bei Serra di Scapomene und bei Zicavo noch in größeren Mengen vor. Bei Ajaccio birgt der Wald von Aitone und der von Lonza (Mufalo und San Leonardo) nur noch einige kleine Rudel, während es im Norden nur noch im Walde von Valdoniello anzutreffen ist. In Sardinien kommt es hauptsächlich im Südosten der Insel in der waldigen, auch an Macquia reichen Berggruppe des Genargentu und seiner Ausläufer vor, in der Barbagia, dem wildesten Teil

Digitized by Google

der Insel, bei Ogliastra, bei Arzana, Ozueli, Orgosulo und im Norden auf zwei Inseln bei Terranova, den Jagdgeländen des Cavaliere Girolamo Tamponi. Nirgends ist es zahlreich vorhanden. Ein weiterer Grund der raschen Abnahme sind die Krankheiten, Seuchen aller Art, die die zahmen Schafherden verbreiten; besonders ist es die Lungenseuche, die verheerend wirkt und sich häufig auf das Muffelwild überträgt. Auch kommt die Schleuderkrankheit vor, die ihre Ursache in plötzlichem Wetterwechsel hat und darin zutage tritt, daß die erkrankten Tiere hinten gelähmt und schwankend werden. Auf beiden Inseln bildet die Schafzucht seit den ältesten Zeiten den hauptsächlichsten Erwerbszweig. Auf jeder der beiden Inseln beläuft sich die Zahl der Wollschafe auf etliche hunderttausende. Sie zeigen fast noch dieselbe Rasse wie zu Römerzeiten.

Weder auf Korsika noch auf Sardinien kommen auf natürlichem Wege Blutmischungen zwischen dem Muffelwild und den Hausschafen vor. Solche Mischlinge sind, wo sie überhaupt vorkommen, immer nur auf menschliche Einwirkung zurückzuführen.

Winter mit sehr hohem und lange andauerndem Schnee, wie z. B. in den Jahren 1892 und 1897, lichteten die Bestände an Muffelwild auf beiden Inseln stark, obwohl es mit gespreizten Schalen die Schneeflächen leicht und gewandt überschreitet. Auf beiden Inseln ist das Wetter in den höheren Lagen so eisig wie in den Polargegenden, und doch liegt die Küste von Afrika nur 150 Meilen entfernt.

Wenn im Frühjahr die Hirten mit ihren Herden wieder zu Berg ziehen, weicht das Muffelwild den Herden aus und bezieht höhere Einstände. Die großen, vielfach wildernden Hunde sind dem Muffelwild über alles verhaßt, noch mehr als die immer schußbereiten Hirten. Daraus erklärt sich die eigentümliche Tatsache, daß das Muffelwild im Winter lange nicht so heimlich ist wie im Sommer.

Die vielseitige Vernichtung, die dem prächtigen Wilde das ganze Jahr hindurch durch die Eingeborenen und die Schießer droht, ist größer, als die zerrissenen Bestände vertragen können. In Sardinien trägt jeder Bergbewohner zum eigenen Schutz eine Flinte auf dem Rücken. Seine Landesbrüder sind immer bereit, die Taschen anderer zu untersuchen und ihn gelegentlich auch von allen Krankheiten zu befreien. Der Korse dagegen ist vollkommen zuverlässig dem Fremden gegenüber. Er verachtet die Landarbeit; einwandernde Italiener müssen sie besorgen. Er ist stolz und träge, aber mit Vorliebe Hirte und leidenschaftlicher Jäger. Dabei ist er sehr genügsam und kann monatelang von dem Ertrag seiner Kastanienbäume leben. Die Flinte ist sein Stolz, und er versteht von Jugend an mit ihr umzugehen wie der geschulteste Scharfschütze. Alles, was da kreucht und fleucht, vom kleinsten Vogel bis zur Fledermaus verfällt den sicher angebrachten Kugeln. Das weiß die ganze Tierwelt und hält sich deshalb mit erstaunlicher Kunst verborgen. Naht ein Mensch, so drückt sich jeder Vogel hinter den Baumstamm, bis er vor dem bösen Feind sicher zu sein glaubt, um dann doch dem Tode zu verfallen.

Digitized by Google

Die Macquia bildet im Frühjahr einen großen Gefahrenherd für das Muffelwild, weil die Hirten allerorten die Heidebuschwälder in Brand setzen, um die Weideflächen zu vergrößern.

Ende März bis Ende April trennen sich die hochbeschlagenen Wildschafe von dem Rudel und setzen an verborgenen Stellen ein Lamm. Dieses steht sofort auf den Läufen und folgt schon nach einigen Stunden der Mutter überall hin, indem es sich ängstlich zwischen deren Hinterläufe drückt. Nach einigen Wochen tritt das Wildschaf mit seinem Lamm wieder zum Rudel. Wenn wildernde Hunde das Gelände beunruhigen, begibt sich das Wildschaf mit seinem Lamm unter den Schutz eines oder mehrerer Böcke, die es sonst meidet, weil sie oft unzart mit den Lämmern umgehen. Ist das Lamm in den ersten vierzehn Tagen durch Wind und Wetter eingegangen oder abgeschossen worden, so sucht das Wildschaf nach etwa sechs Wochen den Bock wieder auf und setzt im Herbst (fünf Monate nach dem Beschlag) ein zweites Lamm. Dadurch ist die Vermehrung des Muffelwildes größer und sicherer als diejenige anderer Wildarten. Die Wildschafe finden die Böcke und diese wiederum die Wildschafe leicht auf, weil zwischen den vorderen Klauenzehen sich eine kleine Drüse befindet, die eine fettartige Masse von eigenartigem Geruch absondert. Diese Masse drückt sich zwischen den Schalen hindurch auf die Spur und weist damit den Weg. Die Wildschafe sind mit 1½ Jahren beschlagfähig, also im zweiten Herbst, die Böcke erst mit 2½ Jahren, also im dritten Herbst.

Wenn die hochbeschlagenen Wildschafe vom Rudel weggetreten sind (gewöhnlich bleibt das vorjährige Wild- oder Bocklamm bei ihnen), so bleibt bei den alten Böcken das zweijährige Jungwild; nach einiger Zeit aber sondern sich die ältesten Semester wiederum davon ab und führen entweder allein oder zu dreien und vieren, genau wie die Rothirsche, während des Sommers ein ganz verborgenes Leben.

Die Führung des Rudels übernimmt immer ein Wildschaf. Dieses ist beständig wachsam. Während des ganzen Tages hält sich das Rudel mehr oder weniger verborgen. Gegen Sonnenuntergang tritt es auf den Waldesrand aus. Vor Sonnenaufgang verläßt es die Äsungsplätze wieder. Während die alten Wildschafe äsen, spielen die Wildlämmer in tollen Sprüngen herum, veranstalten Wettläufe bis zu einem scheinbaren Ziel und kehren gelassen zurück, boxen die Mutter, bis sie sich auf einen Scheinkampf einläßt, überspringen sie und erhalten dafür Püffe als Strafe. Es ist entzückend, diesem Spiel zuzuschauen. Sie geben dabei ab und zu einen Laut von sich, der ein Mittelding ist zwischen dem Meckern der Ziege und dem Blöcken des Hausschafes. Auch die alten Wildschafe lassen sich mitunter in der gleichen Weise, aber mit tieferem Laute vernehmen. Der Sarde nennt es „Belare" und ahmt es täuschend nach, um den Bock anzulocken. Ist Gefahr in Sicht, so stößt das Leitschaf einen dem Fauchen und Niesen ähnlichen Ton aus; schreckt das Wild, so pfeift es, ähnlich wie die Gemse, und fort ist die ganze Sippe in leichten anmutigen Sprüngen. Ist ein Rudel auf seinem Wechsel gestört worden, so meidet es diesen längere Zeit, kehrt aber dann wieder dahin zurück. Diese Eigenart wissen die eingeborenen Jäger und Hirten geschickt auszunutzen.

Digitized by Google

Buxton sagt von dem Muffelwild: „Von allen Wildarten, die ich gejagt habe, ist es am besten dazu befähigt, sich eine heile Haut zu bewahren. Es kennt alle Kniffe der Jagd und einiges mehr.“ Das trifft natürlich nur dort zu, wo das Wild beschossen wird, nicht, wo es übermäßig geschont wird. Die alten Böcke lassen sich durch nichts aus ihrer Ruhe und Überlegung bringen; immer suchen sie Deckung oder verharren lautlos und lassen sich aus den Dickungen nicht herausdrücken. In die Enge getrieben, durchbrechen sie die Treiberkette in toller Fahrt. Sie sind außerordentlich widerstandsfähig gegen Schußwunden. Sie zeichnen die erhaltene Kugel meist nicht, sondern stürmen in der Flucht weiter. Deshalb ist eine Nachsuche mit dem Schweißhunde stets erforderlich, wenn der Jäger glaubt, daß er die Kugel angetragen hat. Die Widerstandsfähigkeit gegen Schußwunden ist so groß, daß es keine Seltenheit ist, wenn alte Böcke deren zwanzig und noch mehr aufweisen.

Mit großer Vorsicht wählen die alten Böcke ihren Einstand und benutzen sehr geschickt jede Deckung. Sie prüfen lange, bevor sie sich niedertun. Bei kalten Winden und überhaupt im Winter suchen sie südliche Hänge und wärmere, sonnenbeschienene Täler auf. Im Sommer dagegen ruhen sie an heißen Tagen im Buchenhochwald, sonst aber in Fichtendickungen und Buchen- und Eichenschlägen. Auge und Gehör sind so scharf, daß das Wild schon auf 600 bis 800 Meter Entfernung alles Verdächtige wahrnimmt. Dabei hat das Wild eine gewisse Neugier, die allen Wildschafen eigen ist, besonders bei schlechtem Wind. Man darf das aber nicht mit Vertrautsein verwechseln; andererseits verhalten sich die Böcke und auch die Wildschafe mitunter regungslos inmitten eines Heidebusches oder in dessen Schatten, bis sich der Jäger bewegt; dann flüchten sie davon. Eine der beliebtesten Kniffe, besonders der alten Böcke, besteht darin, daß sie ihren Stand an der Windseite der Bergrücken wählen, wo der Wind kräuselt. Dort sind sie, wenn die Gegend auch noch so günstig für den Jäger ist, unnahbar. Auf dieser Geschicklichkeit, dem Jäger auszuweichen, beruht der Umstand, daß die starken Böcke viele Jahre zur Brunft gelangen und eine kräftige Nachzucht hervorbringen, und daraus erklärt sich wohl wiederum die Tatsache, daß das Muffelwild, obwohl es seit Jahrtausenden Inseltier ist, keine Spur von Entartung zeigt.

Auf Sardinien bilden sich mitunter eigenartige Tiergemeinschaften zu gegenseitigem Schutz. Man trifft Rotwild (nicht größer als Damwild), Damwild, Sauen und Muffel in einem Rudel, und die Sinnesschärfen des einen ergänzen diejenigen des andern. Die Sarden glauben, daß das Haar, welches dem Jäger ausfällt, vom Keiler gewittert, vom Hirsch vernommen und vom Muffel geäugt wird.

Im September sind die Bock- und Wildlämmer schon fast so groß wie die alten Wildschafe. Gegen Ende des Monats beginnt die Unterwolle unter den Grannen hervorzuwachsen, und die Decke färbt sich allmählich in die dunklere Winterfärbung um.

Im Oktober kehren die alten Böcke zu ihren bewährten Brunftplätzen zurück und halten Umschau nach der holden Weiblichkeit. Sie suchen die Wildschafe. Dabei kommt es vor, daß sie sich recht unvorsichtig benehmen.

Digitized by Google

Focke phot. *Harz, Selketal (Gehege), 1906.*

Sicherndes Muffelwild.
Ovis musimon (Pall.).

Digitized by Google

M. Behr phot. *Oberförsterei Harzgerode. Febr. 1911.*

Reinraſſiger kapitaler Muffelbock in freier Wildbahn ſich am Schonungsgatter reibend.
Ovis musimon (Pall.).

M. Behr phot. *Oberförsterei Harzgerode, Febr. 1911.*

Reinraſſiges Muffelwild
zur Äſung ziehend. Kapitaler Bock, geringer Bock und vier Wildſchafe.
Ovis musimon (Pall.).

O. L. Tesdorpf phot. *Göhrde 1911.*

Korſikaniſcher Muffelbock. **Überſprang aus dem Stande das 2,20 m hohe Gatter.**
Ovis musimon (Pall.).

M. Behr phot. *Oberförsterei Harzgerode, Febr. 1911.*

Reinraſſiges Muffelwild. **Kapitaler Bock, geringer Bock und drei Wildſchafe.**
Ovis musimon (Pall.).

Digitized by Google

M. Lehr phot. *Oberförsterei Harzgerode, Okt. 1910.*

Junger Muffelbock im Bett; daneben junges Wildschaf (reinrassig).
Ovis musimon (Pall.).

Schaul-Hamburg phot. *Göhrde, Hofjagd, Nov. 1911.*

Strecke Links Korsikaner (kleiner Sattel), rechts Sardinier (großer Sattel).
Ovis musimon (Pall.).

Digitized by Google

Sobald sie sich aber einem Rudel angeschlossen oder sich ein Rudel erkämpft haben, ist die Klugheit und Umsicht wieder erwacht.

Die Brunft fällt in der Heimat in die Zeit nach dem ersten Herbstregen, das ist Oktober oder November. Sie dauert bis Ende Dezember. Die Böcke bekämpfen sich mit Wut und Ausdauer. Sie laufen etwa 20 Meter rückwärts und springen dann in mächtigem Anlauf aufeinander los. Hörner und Schädel knallen gegeneinander, als seien Pflasterschläger an der Arbeit. Mit blutunterlaufenen Augen beginnen sie immer wieder von neuem, und der Kampf dauert stundenlang, bis der eine oder beide erschöpft sind, oder bis der eine den andern betäubt und abgefangen hat. Mitunter drängt ein Bock den andern auch in den Abgrund. Während des Kampfes sind die Wildschafe wachsam. Mitunter bemerken aber die kämpfenden Böcke das Abdampfen des Rudels nicht und kämpfen weiter, bis des Jägers Kugel dazwischentritt. Der Bock ist nicht nur eine prächtige Jagdbeute, sondern er ist auch ein sehr geschätzter Braten, da der schwache Bockgeruch sich leicht im Wasserbad verliert.

Das Muffel auf dem europäischen Festlande.

Schon zu Zeiten des alten Rom fing man das Muffelwild auf Sardinien ein und sandte es zu Hunderten in die festliebende Stadt, um sich in der Arena bei den Tierkämpfen an der Kampflust und Kraft der alten Böcke zu erfreuen. Man ließ sie mit wilden Tieren aller Art kämpfen. Eine altrömische Bildhauerarbeit im Museum zu Basel zeigt einen Muffelbock im Kampfe mit zwei Löwen; aber auch bei den beliebten Wettkämpfen des niederen Volkes wurden sie benutzt. Plinius ist der erste, der über das Muffelwild in seiner Naturgeschichte berichtet. Flavius Vopiscus, der klassische Vorgänger Carl Hagenbecks, brachte so viele Wildschafe nach Rom, als er auftreiben konnte, und hielt sie auch in seinem Tiergarten mit Steinböcken und anderem edlen Wild zusammen.

Auf den Gedanken, das Muffelwild an andern Orten heimisch zu machen, scheint man merkwürdigerweise nicht gekommen zu sein. Dieses Verdienst kommt keinem Geringeren als dem Prinzen Eugen von Savoyen, dem edlen Ritter, zu. Er war längere Zeit Statthalter auf Sardinien und brachte von dort allerhand Tierarten in die Menagerie im Belvedere bei Wien. In dem Buche der Kaiserlichen Hof-Handbibliothek zu Wien: Représentation des animaux de la ménagerie de S. A. S. Monseigneur le prince Eugène François de Savoye et de Piemont Part II et I. Augsburg 1734, von Samuel Kleiner, mit prächtigen Kupferdruckbildern, sind die Abbildungen der im Jahre 1732 in der Menagerie enthaltenen Tiere vorhanden, darunter auch starkes Muffelwild. Im Jahre 1752 wurde das Muffelwild, das sich in dem größeren Gatter, in dem es sich befand, gut vermehrt hatte, in den Wildpark zu Lainz bei Wien ausgelassen. In diesem herrlichen Bergwaldgelände von 2600 Hektar Größe, umgeben von einer hohen Mauer, gedieh das Wild über alle Erwartung gut, und der Bestand war von etwa 90 Stück (25 Böcke, 50 Wildschafe, 15 Wildlämmer) von hervorragender Güte, obwohl nur im Jahre 1840

Digitized by Google

etwas frisches Blut zugeführt zu sein scheint. Es zeigt keine Spur von Entartung, und die Entwicklung des Horns ist sehr stark. Seit dem Jahre 1857 wurden Schußlisten geführt, aus denen hervorgeht, daß zusammen 381 Böcke, 203 Wildschafe und 32 Wildlämmer bisher zur Strecke gelangten. Auch Fürst Bismarck schoß hier Ende August 1864 zwei Böcke. Der Bestand ist 1919 durch Kommunistenhorden fast ganz vernichtet worden.

Das Gelände dieses Tiergartens, das hier zu 514 Meter ansteigt, ist dicht bewaldet; das Wiesengelände ist reichlich feucht. Trotzdem ist das Muffelwild nur selten von Seuchen befallen worden. Es war zuletzt im Jahre 1899, als die Leberegelseuche derartig unter dem Muffelwild auftrat, daß die Hofjagdverwaltung den ganzen Bestand bedroht glaubte und sich infolgedessen veranlaßt sah, dem Grafen Andrassy auf der Herrschaft Betlèr in Ungarn 47 Stück abzugeben. Die Herrschaft umfaßt etwa 25 000 Hektar Bergwald im ungarischen Gebirge mit Erhebungen bis zu 1200 Meter. Zunächst setzte man sie in ein Gatter; es starben aber so viele Stücke an der Seuche, daß man sich kurz entschloß, den Rest von etwa 20 Stücken auf gut Glück in die freie Wildbahn auszulassen. Der Rest des Wildes war dadurch gerettet, und die starke Zunahme bewies bald, daß es sich den veränderten Verhältnissen vollkommen angepaßt hatte. Der jetzige Bestand wird, sofern eine Schätzung in dem Gelände überhaupt möglich ist, auf etwa 400 Stück geschätzt. In Betlèr haben dem Muffelwild anfangs die Wölfe vielen Abbruch getan, während Luchs und Bär ihm nur wenig Schaden zufügen konnten. Die Eigenschaft, auch nach oben zu äugen, kam ihm dem Luchs gegenüber zustatten. Wenn die auf der Herrschaft gehegten Bären ein Rudel Muffelwild treiben, nimmt der stärkste Widder die Gefahr auf sich. Er schließt das Rudel anfangs, verlangsamt seine Flucht und läßt sich einkreisen, während das Rudel davonstiebt. Wenn man oft schon glaubt, daß der Bock sicher ein Opfer seiner Verfolger werden wird, springt er plötzlich in hohem Satz über seine Gegner hinweg und wird so flüchtig, daß ihn die Verfolger nicht einholen können. Ganz ähnliche Vorgänge konnte man im trocknen Sommer 1911 in der Göhrde (Provinz Hannover) mit den Sauen beobachten. Aus Mangel an Pilzen und anderer Äsung wurden sie zu Raubtieren. Auch sie kreisten das Muffelwild ein, meist mit dem gleichen Mißerfolg, während Rehwild- und auch Rotwildkälber in großer Zahl gerissen wurden. Kleinere Hunde und Fuchs werden sofort angenommen und mit wuchtigen Schlägen aus den Vorderläufen und Stößen vertrieben. Angeschossen nimmt der Bock den Jäger an.

Von Betlèr verbreitet sich das Muffelwild über das ganze ungarische Gebirge und seine Ausläufer.

Schon dreißig Jahre früher hatte Graf Forgach auf der Herrschaft Ghymes in den Weißen Karpathen in Ungarn das Muffelwild eingebürgert. Zunächst setzte er neun Stück in ein Verwilderungsgatter von 45 Hektar. Als sich die Zahl auf etwa 150 Stück vermehrt hatte, ließ er im Jahre 1883 zunächst 50 Stück und dann den ganzen Rest in die freie Wildbahn aus, einen 5400 Hektar großen Bergwald. Hier breitete sich das Wild rasch aus und trat allmählich auch auf die Nachbargelände über. Von 1871 bis 1904 kamen

Digitized by Google

auf Ghymes 759 Stück Muffelwild zum Abschuß. Heutigentags sind sie über die ganzen angrenzenden Berggelände verbreitet nach Felsö-Elefant beim Grafen Edelsheim-Gyulay, in Kovarz beim Fürsten Odescalchy, in Nagy-Appony beim Grafen Appony usw.

Auf der zweiten Internationalen Jagdausstellung in Wien im Jahre 1910 waren über 200 in freier Wildbahn in Ungarn gestreckte Böcke ausgestellt und gaben den Beweis, daß sich das Muffelwild auf dem europäischen Festlande eingebürgert hat und sich einer großen Beachtung in Jägerkreisen erfreut.

Im Jahre 1901 machte Herr Friedr. Bertschinger aus Wallisellen in der Schweiz einen sehr interessanten Einbürgerungsversuch auf seinem Besitz, dem Fluhberg (2097 Meter), bei Einsiedel im Kanton Schwyz in der Schweiz. Der Wald reicht bis 1500 Meter; darüber ist wildzerklüftetes Kalkgebirge. Herr Bertschinger setzte 10 Stück Muffelwild auf dem Berge aus. Trotz den schweren Schneefällen (oft 11 Fuß) und einer Kälte von 27 Grad Celsius und mehr erwies es sich als vollkommen ausdauernd. Bei sehr großer Kälte macht es einen Katzenbuckel und bewegt es sich mit steifen Läufen wie auf Stelzen. Es vermehrte sich stark. Da kam aber der strenge Winter von 1906/07 mit langandauernden Schneemassen und schweren Lawinen. Das trieb das Wild zu Tal, und sofort begannen die Fleischjäger eine rücksichtslose Schießerei, die den Bestand arg lichtete und eine weitere Ausbreitung des Wildes auf die benachbarten Berge unmöglich machte. Da entschloß sich Herr Bertschinger, das Muffelwild mit unglaublichen Mühen, List und Ausdauer so weit als möglich einzufangen und auf ein neuerworbenes Jagdgelände, den Wildpark am Rohrbach bei Kaiserstuhl im Badischen Schwarzwald, zu bringen. 19 Stück fing er ein, 1500 Meter hoch. Sie wurden in Säcke verpackt (!) mit dem Hörnerschlitten zu Tal gefahren und dann auf seinem Auto nach dem neuen Jagdgelände befördert. Nur einem alten Bock wurde die Sackluft zu finster, und er ging ein. Weidmannsheil!

Herrn Bertschingers Urteil über das Muffelwild lautet: „Das Muffelwild ist viel schwerer zu jagen als die Gemse. Es klettert ebenso gut." Es ist sehr bedauerlich, daß Herrn Bertschingers erfolgreicher Versuch in der Schweiz durch die Aasjägerei, die nur aus Unverstand als ein Recht des freien Bürgers gepriesen wird, mißlang.

Auch in Italien befindet sich bei Toscana in der Foresta Casentinese Campigna in dem Jagdgelände des Königs von Italien ein guter Bestand von sehr starkem Muffelwild.

Inzwischen hat auch in Deutschland die Einbürgerung des prächtigen Muffelwildes sehr gute Fortschritte gemacht, seitdem man erkannt hat, daß es ein Wild ist, das alle Vorzüge in sich vereinigt, die man nur wünschen kann. Denn es richtet im Forst und in den Schonungen weniger Schaden an als das Rehwild; es tritt nicht auf Felder aus; es ist unglaublich wetterhart und zäh; es bedarf keiner Pflege; es paßt sich den verschiedensten Bodenverhältnissen an; es hält eisern an seinen bewährten Einständen und kehrt immer wieder dahin zurück; es vermehrt sich außerordentlich stark und gibt einen sehr schönen Braten; endlich ist der alte Bock eine prächtige, nicht leicht

Digitized by Google

zu erlangende Jagdbeute. Im übrigen hat das Muffelwild noch die vorzügliche Eigenschaft, daß es sich mit Rotwild, Damwild und Sauen ausgezeichnet verträgt und vielfach mit ihnen zusammen in einem Rudel äst.

Um die Vorzüge des Muffelwildes zu erkennen, bedurfte es des Nachweises durch Einbürgerung in einigen deutschen Wald- und Jagdgeländen. Der Schreiber dieser Abhandlung hatte zu diesem Zwecke im Jahre 1905 und 1906 den Jagdverwaltungen des Königlich Preußischen Hofjagdgeländes Göhrde, Provinz Hannover (6300 Hektar umgattert), und des Herzoglich Anhaltischen Jagdgeländes bei Harzgerode im Harz (gegen die Dorfschaften abgegattert), die zur Einbürgerung erforderliche Anzahl Muffelwild, und zwar mit je etwa 20 Stück, zur Verfügung gestellt, auch die Einbürgerung zunächst geleitet, bis die Erfolge Vertrauen einflößten. Die Einbürgerung gelang leicht, weil die sechs Monate alten Wildlämmer bereits selbständig sind und ohne alle Pflege in einem Verwilderungsgatter fortkommen, auch schon nach einigen Monaten so scheu werden, daß man sie auslassen kann. Das Verhältnis von Bock zu Wildschaf war 1 : 2, wie es auch in den Heimatländern die Regel ist, wenn man die abgeschlagenen jungen Böcke mitzählt. Die Bestände in der Göhrde und im Harz haben sich schätzungsweise auf je 150 bis 200 Stück vermehrt, und sowohl die beiden von S. M. dem Kaiser im November 1911 gestreckten Böcke als auch die später zur Strecke gebrachten haben den Beweis erbracht, daß der deutsche Boden und die Witterungs- wie auch die Äsungsverhältnisse dem Wilde so ausgezeichnet zusagen, daß die Entwicklung und Hornstärke derjenigen der Heimatländer nicht nachsteht, sondern sie sogar übertrifft. Während das Muffelwild in der Gefangenschaft in kleinerem Gatter an mangelnder Bewegung und ungeeignetem Futter, besonders durch Brot, leicht zugrunde geht, erweist es sich in der freien Wildbahn ausdauernder als Rotwild. In den sehr schneereichen Wintern 1911 und 1912 gingen in der Göhrde trotz reichlicher Fütterung ca. 80 bis 90 Stück Rotwild ein, während nur ein einziger schwacher Muffelbock verendet gefunden wurde, trotzdem das scheue Wild die Fütterung überhaupt nicht angenommen hatte. Es äst im Winter Ginster, Moose, Flechten, hochstehende Gräser und Fichtenspitzen; auch scharrt es Bucheckern und Eicheln aus dem Schnee. Im Herbst schlagen die Böcke mitunter gegen den Stamm junger Eichen, um das Fallen der Eicheln zu bewirken. Im Sommer äst das Wild harte Gräser unter Kiefernstangenholz, Heidekraut und Grasspitzen (es nährt sich von des Grases Blüten); immer ist es sehr genügsam. Es hält sich gern auf Kahlschlägen auf. Das reinblütige Muffelwild schält nicht.

Die Einbürgerung des Muffelwildes ist überall da zu empfehlen, wo große geschlossene Waldungen mit trockenem Boden und nicht zu lange andauernder Schneedecke vorhanden sind. Je größer das Waldgelände ist, desto besser gedeiht das Wild. Kleine, durch Felder zerrissene Waldgelände eignen sich nicht. Gelände, in denen Wollschafherden gehalten werden, sind ebenfalls ungeeignet.

Der Verein hirschgerechter Taunusjäger hat es seinem verdienten früheren Schriftführer, Herrn Edgar Andreae zu Frankfurt a. Main, zu verdanken,

daß auch im Taunus das prächtige Muffelwild eingebürgert wurde und hoffnungsvoll gedieh. Es war in mehrere Gatter zunächst Jungwild eingesetzt worden, das später ausgelassen wurde, und als dieses Vorgehen Erfolg gezeitigt hatte, wurden noch etliche Stücke hinzugekauft, die aus der freien Wildbahn in Ungarn stammten und gleich ausgelassen werden konnten. Der Bestand war bereits auf 200 Stück angewachsen; da kam der Umsturz mit Aufhebung aller Rechtsbegriffe, und eine wüste Wilddieberei setzte ein. Die Bestände lichteten sich stark; als aber die französischen Besatzungstruppen ins Land zogen, hielten sie es für ihr Recht, alles Wild, was ihnen auf ihren Streifzügen vors Rohr kam, niederzuknallen, und da ist denn von dem Muffelwild nicht viel nachgeblieben.

Weitere erfolgreiche Einbürgerungen sind im Solling, im Bückeburger Wald, im Mecklenburg-Strelitzschen Forst bei Lüttenhagen und im Riesengebirge auf dem Jagdgelände des Reichsgrafen Schaffgotsch gemacht worden, während die Einbürgerung im Moritzburger Tierpark in Sachsen nicht gut vorankam, weil das Gelände zu viele feuchte Wiesen mit Leberegelgefahr besitzt und einen übergroßen Bestand von Schwarzwild hatte, der dem Muffelwild starken Abbruch tat. Nachdem man dort die Sauen stark abgeschossen und dem Muffelwild höherliegende, trockene Gelände zugängig gemacht hat, scheint das Muffelwild wieder hochzukommen.

In Westfalen ist in dem 2700 Morgen großen Gatter Conradsruh des Herrn Dr. v. Donner auf Lehmkuhlen ein schöner Bestand von etwa 50 Stück Muffelwild vorhanden.

Die Ausbreitung des Muffelwildes im Harz, wo das Wild durch die während des Krieges morsch gewordenen Gatter vielfach hindurchkroch, ist höchst erfreulich. Es steht jetzt als Standwild auf dem ganzen Gelände zwischen Harzgerode, Wippra, Stolberg, Ilfeld, Rothensütte, Stiege und Bodetal und wird von den Forstleuten und Jagdbesitzern hochgeschätzt.

Alles im letzten Jahre vor dem Kriege in die deutschen Gelände gebrachte Muffelwild stammt aus dem 5000 Morgen großen Jagdgelände des Grafen Edelsheim-Gyulay in Felsö-Elefant im Neutra-Gebirge in Ungarn. Der Schreiber dieser Zeilen hatte seinerzeit den Grafen Edelsheim gebeten, den wegen starker Vermehrung erhöhten Abschuß wieder zu beschränken und den Überschuß einfangen und käuflich abgeben zu lassen, um die weitere Einbürgerung des auch von ihm sehr geschätzten Wildes zu fördern. Es war vorauszusehen, daß die Kosten des schwierigen Einfangs kaum durch die erzielten Preise würden gedeckt werden können. Dennoch unterzog sich der Graf dankenswerterweise Ende Januar 1914 der schwierigen Aufgabe. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang zunächst der Fang von 28 Wildschafen und 5 Böcken, zu denen später noch eine größere Zahl hinzukam, die sämtlich an den Tierhändler Julius Mohr jun. in Ulm gingen. Es waren beim Einfang 30 Netzträger angestellt, von denen jeder 10 Meter Netz von Schulterhöhe mit Spannschnur und Stützgabeln trug. An der unteren Schnur waren Bleigewichte angebracht. Das Netz war derartig busenreich gehalten, daß, wenn ein Stück hineinsprang, es viele Meter nachgab. Sobald das sehr

Digitized by Google

weit angesetzte Treiben von den Treibern, die wie beim Kesseltreiben abliefen, umstellt war, richteten die Träger schnell und geräuschlos ihre Netze auf, und als die Netzwand von 300 Metern fertig war, stellten sie sich versteckt auf, um sowohl das zunächst herankommende Rot-, Dam- und Rehwild zu verscheuchen oder aus den Netzen zu befreien, als auch das sich in die Netze verstrickende Muffelwild loszulösen, zu binden und zu den Wagen zu tragen. Einige Stücke gingen dabei an Verletzungen ein. Die Zahl der Treiber war rund 100. Im allgemeinen ergibt sich das gefangene Muffelwild schnell in sein Schicksal und nimmt das gebotene Futter an.

Unter dem aus Felsö-Elefant bezogenen Wild waren merkwürdigerweise ab und zu Böcke, die keinen Schneefleck auf den Flanken trugen. Ich habe nicht feststellen können, welche Ursache das hat, möchte aber empfehlen, die „Teufelsböcke" nach Möglichkeit auszumerzen; denn der weiße Schneefleck (Sattel) auf den Flanken ist eine ganz besondere Eigenart des reinrassigen Muffelwildes.

Leider hatten sich vor dem Kriege mehrere Tierhändler als nicht zuverlässig erwiesen und wohl mehr aus Unkenntnis denn aus Leichtfertigkeit und Geschäftseifer Muffelwild verkauft, das starke Beimischung von Wollschafblut hatte. Mitunter ist die Beimischung schwer zu erkennen, weil das Wildschafblut stark durchschlägt. Die im Tiergarten zu Hernstein in Tirol mit ungarischem Zackelschafblut durchmischten Bestände, die später in den Besitz des Herrn von Wessely auf Zinkau in Böhmen übergingen, und von denen dann viele Stücke in böhmische Jagdgelände ausgesetzt wurden, sind zwar durch streng weidmännische Behandlung und weiteren richtigen Abschuß vor den Schäden des Mischblutes nach Möglichkeit bewahrt worden; es ist auch eine Form Wildschaf erzielt, die dem Muffelwild ähnlich ist in Farbe, Höhe, Länge und Gewicht, aber das Horn weicht stark ab, und das Wild ist plump und nicht edel wie das reinrassige Muffelwild; es ist ein Unterschied wie zwischen Wapitihirsch und dem edlen deutschen Rothirsch, dem König unserer Wälder.

Alle und jede, auch die kleinste Beimischung von Wollschafblut ist vom Übel. Die Zeit der aus Unverstand hervorgegangenen Sucht, Mischrassen zu züchten, ist bei Mensch und Tier endlich überwunden, seitdem man erkannt hat, welche Nachteile damit verbunden sind.

Auch die Beimischung von Wildschafblut anderer Gattung ist ein Fehler, so nahe das Muffelwild auch mit den roten Wildschafen Kleinasiens und Persiens (Oves orientalis) und mehreren Ovis vignei wie dem Kreishornschaf (Ovis vignei cycloceros) und dem Urielschaf (Ovis vignei typica) verwandt zu sein scheint.

Das Muffelwild ist unter dieser Bezeichnung durch hannoversche Verordnung vom 12. März 1912 als jagdbares Tier erklärt worden mit Schonzeit für Böcke vom 1. Februar bis 31. August und für Wildschafe vom 16. Dezember bis 15. September. Die gleiche Schonzeit führte das Großherzogtum Hessen ein, während das Herzogtum Anhalt die Schonzeit auf Böcke auf die Monate Oktober bis Dezember und für Wildschafe auf August und September beschränkt hat.

Digitized by Google

Das Hausschaf / Von Conrad M. v. Unruh

Kein Tier hat mehr als das Schaf zum Aufstieg des Menschen von niedriger Gebundenheit an die Zwangsgewalten der Natur zu hoher Kultur beigetragen, die den Menschen zuerst nur äußerlich, dann aber auch innerlich frei und über allen Zwang erhaben macht. Zu seiner Ernährung haben ihm fast alle Tiere dienen müssen; seine Kraft und seine raumüberwindende Schnelligkeit hat das Pferd ihm gesteigert, der Hund ihm die Schärfe seiner Sinne und seine wehrhafte Hilfe geliehen. Aber erst das Wollvlies des Schafes hat ihm besser als Wildfelle und Bälge zur Befreiung von seiner frostigen Nacktheit durch schmiegsame Bedeckung seiner Blößen und dann auch bald zu den Anfängen von häuslicher Behaglichkeit verholfen. Dabei hat das Schaf ihm zeitweis, vereinzelt auch heute, nahrhafte Milch und zuletzt immer noch gute, reichliche Fleischnahrung geliefert, in den schön gewundenen Widderhörnern eine klassische Kunstform vorgezeichnet und — dies letzte ist nicht das Unwichtigste — in seinen langen, zum Zusammendrehen besonders geeigneten Därmen den besten Rohstoff zu den klingenden Saiten dargeboten, die sich den verschiedensten Spannungsgraden anpassen und dadurch die Entfaltung der Musik als der edelsten Kunst erst ermöglicht haben. Die Formen der Lyra und des Jupiter Ammonshorn sichern den Urzeiten des Schafs eine Klassizität, gegen die das nordische Pferdekopf-Ornament fast ganz zurückgetreten ist und der gehörnte Rindskopf sich nur noch in einigen Wappen erhalten hat, z. B. im Mecklenburgischen und in dem der fürstlichen Nachkommen der ehemals monagassischen Seeräuber an der Azurküste.

Die Menschen scheuen sich nicht, auf der einen Seite die Enge ihres Horizonts und die Voreiligkeit ihrer Urteilsgewohnheiten dadurch bloßzustellen, daß sie in dem „dummen Schaf" ein Sinnbild bemitleidenswerter geistiger Unbedeutendheit und töricht selbstloser Unterwürfigkeit erblicken. Auf der andern Seite haben sie, ausgehend von Feierstimmungen, die das „Osterlamm" in ihnen weckte, ihrem Gemütsbedürfnis nach mystischen Symbolen nur geahnter, aber dem kahlen Verstande nicht deutbarer, göttlicher Zusammenhänge durch die Schaffung des kreuztragenden Gotteslamm-Sinnbildes genügt. In diesem agnus Dei vermutet aber die neueste, kühnste Forschung wieder nur ein Überbleibsel urältester Feueranbetung, das heißt des Sonnenkults der Urmenschen. Zahlreiche „Gebildete" wittern Unheil, wenn sie eine begegnende Schafherde auf ihrer rechten Seite vorüberziehen lassen müssen — — — „Vorüber, ihr Schafe, vorüber!" — sagt Goethe, aber er meint nicht die Gotteslämmer. —

Digitized by Google

In der Tat ist das Bild eines schneeweißen, von Kinderarmen geliebkosten Lämmchens von ungemein poetischer Lieblichkeit, ein Sinnbild gegenseitiger vorbehaltloser Hingabe, das durch das Fehlen jeglicher Nebenbeziehungen eindeutig und einheitlich wie kein zweites wirkt. Dabei ist es so naturwahr und fast alltagsmäßig, weil man das Urbild jederzeit sich vor Augen stellen kann, wenn man Kind und Lamm in entsprechender Weise zusammenbringt. Das Kind schmiegt sich instinktiv dem weichen warmen Lebensträger eng und herzlich an; das Lamm fühlt ebenso instinktiv sein angeborenes Bedürfnis nach engstem Zusammenschluß durch die kindliche Umarmung befriedigt. Der bloße Herdentrieb erhöht sich dadurch zum Gefühl von Zusammengehörigkeit mit dem Menschenkinde, die es, einmal daran gewöhnt, aller Gemeinschaft mit seinesgleichen vorzieht. Das kann man immer wieder beobachten, wenn ein Lamm aus der Herde zum Gespielen gutartiger Kinder, die es nicht quälen, gemacht wird, wie ungern es sich dann wieder in den Stall bringen läßt, wie eifrig es am nächsten Morgen nach den Gespielen von gestern sucht, und wie freudig es zu den endlich Gefundenen hineilt. Dennoch welkt die Frühlingsblume dieser Freundschaft rasch. Das Lamm wächst schneller als die Kinder und wird ihnen dann durch seine Schwere, die harte Schärfe seiner Hufe und manche unbewußte Äußerung überlegener Kraft lästig. Dann hat das Idyll bald ein Ende; Lämmlein muß bei seinesgleichen bleiben, und die Kinder haben es bald vergessen. Nur einige Wochen Trennung genügen, um bei einem gegenseitigen Wiedersehen jedes Wiedererkennen auszuschließen. Die Gedächtniskraft der Schafe scheint nur sehr schwach angelegt und entwickelt zu sein.

Doch mit Unterschied! Die in kopfreichen Herden aufgewachsenen und gehaltenen Schafe haben gar keine Veranlassung, ihr Gedächtnis anzuwenden und zu üben; in ihrem Massendasein ergibt ja jeder Augenblick von selbst, was zu tun oder zu meiden ist; Hirt und Hunde sind ja allgegenwärtig und greifen überall ein. Ganz anders tritt auch den Schafen das Leben gegenüber, wenn es mit nur ein paar Gefährten oder gar ganz allein gelebt werden muß. Dann heißt es aufmerken, aus dem Erlebten lernen und von dem Grade der Freiheit, der dem einzelnen Tiere gelassen wird, den Gebrauch zu machen, der ihm nützlich ist und zugleich vor Gefahren sichert. Deshalb machen die in der Vereinzelung aufgewachsenen „Heidschnucken" aus der Lüneburger Heide und die Tüderschafe der nordischen Kleinwirte fast immer den Eindruck, als seien sie lebhafter, selbständiger und klüger als die Herdenschafe. Das ist aber doch nur die Wirkung der ganz andern Lebensgewöhnung, die nur besser entwickelt, was als Anlage auch in den Herdenschafen und allen Tieren der gleichen Art mehr oder weniger vorhanden ist. Schafe, die getüdert, das heißt an einem härenen Strick auf der Weide — oft auch im Schnee — angepflöckt werden, also an einen ganz engen Umkreis gebunden sind, bleiben in ihrer geistigen Entwicklung weit hinter den sich meistens frei bewegenden Heidschnucken zurück, deren Nahrungsbezirk sich in der Regel so weit erstreckt, wie sie vom heimischen Gehöft sich auf eigne Hand forttrauen. Das macht sie helläugig und lehrt sie alles beachten, was

Digitized by Google

W. Focke phot. *Forstrevier Harzgerode, 1910.*

Muffelbock.
Ovis musimon (Pall.).

Digitized by Google

Schafe auf der Weide.

K. Hecht phot.

Vor der Schafschur. (Die Tiere werden gebadet.)

Digitized by Google

um sie her vorgeht. Zeigt sich nun etwas Neues, bisher noch Ungesehenes, so entlädt sich die Spannung im ganzen, sonst regungslosen Körper und starr auf das Neue gerichteten Blick in der eigenartigen Bewegung kurzen Aufstampfens mit dem rechten Vorderfuß, die man auch bei Ziegen, Rehen, Damhirschen, manchmal auch bei Hunden und sogar Pferden *) beobachten kann.

Diese stampfende Reflexbewegung zeigt aber Abstufungen und kann je nachdem ausdrücken: Komm nur näher, ich bin zur Abwehr bereit, oder: Ob ich lieber fliehe? Doch die Neugier hält zurück. Stampft der alte Bock auf, so ist es meistens eine Herausforderung — ohne daß sie gerade sehr ernst gemeint wäre. Junge Tiere fordern sich damit öfter zum Spiel auf. Zuletzt entwickelt sich daraus jenes possierliche Freudenspringen mit allen vier Beinen gerade in die Höhe, wenn Weide und Wetter gut waren und die Schafe in der Herde auf dem Heimwege sich freuen, bald wieder im Stalle Ruhe und vielleicht noch eine volle Raufe zu finden. Stets machen nur einzelne Tiere den Freudensprung — ein Zeichen, daß sie sich besonders wohl fühlen, und ein Beweis, daß der Nachahmungstrieb, der den Schafen nachgesagt wird, doch nur bei hinreichendem Anlaß wirkt. So hebt man oft hervor, wie dumm die Schafe nachzuahmen pflegen, indem sie da, wo die Leittiere einen Satz oder Sprung gemacht haben, diesen auch dann, wenn inzwischen das veranlassende Hindernis längst beseitigt ist, zwecklos nachmachen. Diese Behauptung ist aber beinah ein Musterbeispiel der unzulänglichen Beobachtung, woraus voreilige Schlüsse gezogen und Urteile gefällt werden. Gewöhnlich sieht man die Schafe scheinbar zwecklos springen, wenn beim Austreiben aus dem Stalle anfangs die Toröffnung mit einer Hürde oder einem Koppelrick verstellt war, die beiseite gezogen werden, nachdem die ersten ungeduldigsten Tiere darüber hinweggesprungen waren. In dem Kopf an Kopf dicht nachdrängenden Haufen können aber die nachfolgenden Tiere gar nicht sehen, ob die Hürde noch im Wege steht, oder ob die Bahn frei ist. Sie haben nur bemerkt, daß die Vorgänger an der bestimmten Stelle haben ein Hindernis überspringen müssen, und da der Drang, nur ja nicht zurückzubleiben, sondern im Schutze der großen Herdengemeinschaft mit hinauszuziehen, alles andere überwiegt, wollen sie sich durch nichts zurückhalten lassen, am wenigsten durch eine Hürde, die ihre Vorläufer ja schon übersprungen haben — also springen auch sie an der Stelle, wo die andern

*) Schon von Urzeiten her haben Zirkusgaukler diese Reflexbewegung der Tiere sich zunutze gemacht, indem sie daraus eine angelernte Orakelsprache mit Klopfzeichen geformt haben. Man braucht nämlich gelehrigen Tieren nur mit einer Gerte auf die Pfote zu tupfen, so machen sie damit unwillkürlich die stapfende Bewegung und begreifen dann leicht, daß sie, je nach Geheiß durch bloße Gebärden oder unmerkliche Lautzeichen, das Klopfen beginnen und beenden sollen. Ebenso werden sehr intelligente, folgsame Hunde zu Domino- und Kartenspielern ausgebildet, natürlich nie durch Zwang, sondern nur durch liebevolle Anleitung, Lob und Lohn; denn dann strengen die vierbeinigen Lehrlinge sich eifrig an, auch die allerleisesten, kaum noch merklichen Zeichen zu beachten, während sie vor lauten, herrischen Befehlen scheu zurückweichen. Wer die volle Feinheit und Schärfe der tierischen Wahrnehmungskräfte entfaltet sehen will, muß verstehen, die Tiere so zu behandeln, daß es ihnen selber Freude macht; er muß ein Herz für sie haben!

es taten, und wo vor der Menge andrängender Schafleiber nicht zu sehen ist, ob das Hindernis noch besteht. In alledem liegt also das Gegenteil gedankenlosen Nachahmungstriebes; denn die Schätzung der Abmessungen bis zu und an der Sprungstelle erfordert doch eine Willensregelung nach Maßgabe der beobachteten Umstände. Übrigens ist der ganze Vorgang nur bei den älteren Tieren, die schon eine gewisse Erfahrung besitzen, eine regelmäßige Erscheinung, die also gewissermaßen als Lernergebnis aufzufassen ist.

Daß der Entwicklung geistiger Fähigkeiten des Herdenschafs so enge Grenzen gesteckt sind, beruht auf ihrem übermächtigen Drange zur Herdengemeinschaft, der wiederum aus ihrer Wehrlosigkeit hervorgeht. Das Stoßen mit dem Kopf ist mehr ein Spiel als eine Wehr und auch nur ein Nachklang aus den Zeiten, in denen jeder Schafkopf mit Hörnern bewehrt war, wie sie jetzt nur noch bei Heidschnucken und andern weniger verfeinerten Rassen vorkommen. Die züchterische Verfeinerung hat den Schafen aber nicht nur die Hörner genommen, sondern auch den ursprünglich kahlen harten Kopf, hinter dem erst bei den Ohren der Wollpelz ansetzte, mit einem dichten weichen Wollpolster fast bis zu den Nasenlöchern herab besetzt, so daß der Stoß mit dem Kopf vollends wirkungslos wird. Also bliebe den Schafen, wenn sie sich wehren wollten, nur das Schlagen mit den kleinen schwachen Läufen übrig, das aber von keinem andern Tier ernstlich beachtet werden würde, und beißen können sie ja wegen der Beschaffenheit und Stellung ihrer Zähne auch nicht. Die feinen Schneidezähnchen sind zwar gut geeignet, die jungen Triebe von Gräsern und Kräutern ganz dicht über dem Erdboden scharf abzuschneiden (weshalb der Landwirt sich wohl hütet, Schafe auf Flächen neu angelegter, junger Futterkräuter wie Klee, Luzerne, Esparsette usw. weiden zu lassen, die sie bis ins Herz verbeißen würden), aber als Waffe so wenig brauchbar wie die Back- und Mahlzähne, die hauptsächlich das Wiederkäuen besorgen müssen. Bei der Verteilung des Waffenarsenals der Schöpfung ist es den Schafen also ähnlich gegangen wie dem Dichter im Schillerschen Gedicht, der materiell leer ausgeht. Das Schafideal ist daher schöne, schmiegsame Sanftmut in friedlicher Gemeinschaft — „Lämmlein ist so fromm und sanft" —, und in rauhe Wirklichkeit übersetzt: wehrlos Schutz in der Flucht suchende Untertänigkeit. Für solche alles willig erduldenden Wesen ein „guter Hirte" zu sein, ist natürlich eine ebenso leichte wie unter Umständen dankbare und einträgliche Aufgabe. Schwer erfüllbar scheint nur — wenigstens den einseitig großstädtisch Gerichteten — die Forderung, daß der Hirt jedes einzelne seiner Tiere kennen und von den andern sicher unterscheiden soll. In Wirklichkeit ist das nicht schwerer als die sichere Unterscheidung zwischen einer größeren Zahl ganz gleich gekleideter Volksgenossen oder im Anfange eines Aufenthalts in fremden Landen zwischen den dortigen Artgenossen, die allesamt gleichmäßig fremdartig anmuten und zunächst schwer auseinanderzuhalten sind. Der Grund dazu liegt aber nicht in ihnen, sondern in der Gewöhnung des Betrachtenden an eine äußerst oberflächliche, mehr summarische Art des Sehens und Beobachtens, die sich nicht die Zeit und Mühe nimmt, die großen individuellen Unterschiede in den Einzel-

Digitized by Google

erscheinungen festzustellen und zu würdigen. Viele Großstädter lernen überhaupt nicht sehen, sondern nur bestimmte Einzelheiten wahrnehmen, weil sie sich sonst vor der gleichsam tosenden Fülle der sinnverwirrenden Eindrücke um sie her nicht retten könnten. Lernen sie aber das bloße Begriffsehen „in Bausch und Bogen" in einfacherer, ruhiger Umgebung durch genaueres sachliches Sehen der Einzelerscheinungen zu ersetzen, dann werden sie auch einer Schafherde gegenüber mit Staunen gewahr, daß die Einzeltiere sich ebenso deutlich durch ihre Erscheinung wie durch den Stimmklang ihres Bäh — bäh — bäh unterscheiden, und daß jedes nicht nur seine besondere Figur, sondern auch sein besonderes Gesicht hat. Manchmal sind die Unterschiede allerdings recht gering, aber sie sind unleugbar vorhanden und bei einiger Übung auch leicht herauszufinden, wenn auch weniger leicht zu beschreiben.

So könnten nun auch die Unterschiede der vielen Schafrassen durch Beschreibung höchstens angedeutet werden, während auch der Unkundige beim Anblick von Tieren verschiedener Rasse sofort den Eindruck erhält, ganz verschiedenartige Tiere vor sich zu haben. Die einzelnen Rassen in Europa sind aber wahrscheinlich alle auf ein und dieselbe Urform zurückzuführen; sie haben sich voneinander in der Entwicklung ebensosehr durch die Besonderheiten des Bodens und des Klimas wie durch die Einwirkungen der züchterischen Maßnahmen, insbesondere der Kreuzungen, entfernt. Vorherrschend feuchtmilde Luft begünstigt das schlichte Langwachsen eines geschmeidigen, nicht allzufeinen Wollhaars; vorwiegend warme Trockenheit, wechselnd mit spröder Kälte, gibt dem Haarstand, aus dem der sogenannte Wollstapel sich zusammensetzt, die Neigung, sich zu verdichten, das einzelne Haar nicht so lang, aber feiner und dabei in zunehmendem Maße zur Wellenform gekräuselt wachsen zu lassen. Die klassischen Hauptländer für diese beiden Richtungen waren ehemals und sind teilweis noch heute Irland und Spanien. Im spanischen Merinoschaf entwickelte sich zuerst die erstrebte Kräuselung des Wollhaars, bei der die Biegungen ebenso weit auseinanderstehen, wie sie sich seitlich von der Längenrichtung des Haars entfernen, das heißt also, daß die Windungen so breit wie hoch sind. Diese geschlängelte Bildung der Einzelhaare hat zur Folge, daß sie beim Verspinnen der Wolle sich gleichsam in- und aneinanderschrauben und einen ganz feinen, dabei doch sehr haltbaren Faden ergeben, aus dem sich sehr leichte, feine und dabei doch, je nach der Webart, sehr dichte Stoffe herstellen lassen, die feinsten Tuche sowohl wie die spinnwebfeinen Tücher des Orients. Zu letzteren dienen allerdings noch mehr die überkräuselten Wollen, bei denen die Haarwindungen zusammengequetscht erscheinen. Nebenher spielen die verschiedenen Grade von Fettigkeit und seidiger Geschmeidigkeit des Wollhaars ihre bedeutsame Rolle, die nur teilweise durch hochentwickelte Fabrikationsmethoden ausgeglichen werden kann. Schwach gekräuselte Wollen, die in feuchter Luft mehr lang und gerade ohne viel Fettschweiß gewachsen sind, bilden den bevorzugten Rohstoff für die Herstellung von Kammgarnen und den zu einem schwachen Glanz neigenden Stoffen daraus. Zwischen diesen beiden Hauptarten planmäßig gezüchteter Wollen und der ganz grobfädigen von unverfeinerten

Digitized by Google

Landrassen gibt es natürlich eine ganze Reihe von Abstufungen, an deren Ausgleichung die Wolle verarbeitenden Gewerbe, solange sie auf den Wollertrag der heimischen Schafhaltungen angewiesen bleiben, viel Mühe und Kunst wenden müssen. Denn die den Wuchs der Schafe und ihres Wollvlieses beeinflussende Bodenbeschaffenheit wechselt viel rascher und wirksamer, oft von einer Feldmark zur andern, als die klimatische Verschiedenheit. Auf kalkhaltigen Böden entwickelt sich das Knochengerüst der Schafe zu oft erstaunlicher Größe, aber das Wollhaar bleibt trockner und härter; es widerstrebt mehr der züchterischen Verfeinerung durch Kreuzung, die bei den schwächer entwickelten Schafen auf manchmal recht dürftiger, sandiger Weide viel leichteren Eingang findet.

Als nun um die Mitte des 19. Jahrhunderts in fast allen europäischen Ländern ein wirtschaftlicher Aufschwung begann und damit auch der Drang nach Ausnutzung überseeischer Gebiete, bot sich als einfachstes Mittel dazu die Haltung großer Tier- und namentlich Schafherden. Die Anfänge dazu waren schon lange gemacht, aber nun schaffte man edles Zuchtmaterial zur Rassenverbesserung hinüber und bezahlte namentlich deutsche Zuchtböcke mit Preisen, für die man sonst eine ganze Herde hätte erwerben können. Das alles zusammen brachte die europäischen Schafhaltungen in eine ganz andere Richtung. Ohnehin vertrug sich der Bedarf der Schafherden an großen Weideflächen nicht mit dem durch Anwachsen der Bevölkerung aufgedrungenen Streben nach intensiverer Ackerausnutzung durch Fruchtbau. Die Brachen verschwanden; Stallfütterung sollte den Weidegang nicht nur der Rinder, sondern auch der Schafe ersetzen. Viele Schafhalter gingen deshalb zur Anzucht des englischen Fleischschafes aus den Niederungen in Südengland (south downs) über. Die grobe Wolle dieser Tiere ließ sich aber nicht so leicht wie gehofft veredeln, und wo überreiche Fütterung einjährige Tiere bis zu Zentnerschwere erzielt hatte, enttäuschten die erlangbaren Preise, da das in England beliebte Übermaß von Fett im Schaffleisch keinen Anklang fand. So verschwanden die Southdowns wieder, und ein Landwirt nach dem andern gab die Schafhaltung überhaupt auf; denn auch die Wollpreise sanken rasch mit dem Steigen der überseeischen Masseneinfuhr sehr gleichmäßiger Wollen, die den Fabrikanten das schwierige, umständliche Ausgleichen der vielen kleinen Posten heimischer Herdenwollen ersparten. Mit der Zeit ist das Schaf, wenigstens in Deutschland, beinah ein seltenes Tier geworden, während in Südwestafrika, in Australien und Argentinien die Schafherden unübersehbar zugenommen haben, obwohl ungünstige Jahre auch gewaltige Rückschläge bringen. In Australien bedeutet hochgradige Dürre das Eingehen von Schafen zu Hunderttausenden in wenigen Wochen. Auch die andauernden Verluste durch Raubtiere sind beträchtlich, werden aber durch die Fruchtbarkeit der vor jeder Verzärtelung bewahrten Herden ausgeglichen.

Diese Art der Massentierhaltung führt unvermeidlich zu Schonungslosigkeiten, die uns fast roh anmuten, aber den Lebensstand der Herden im ganzen heben, indem jedes nicht hinreichend widerstandsfähige Einzeltier, das sich den Strapazen des Freilebens ohne Stall doch nicht gewachsen erweisen

Digitized by Google

würde, schon im ersten Lebensbeginn dem Verderben preisgegeben und damit jede schwächliche Nachzucht ausgemerzt wird. Wenn im Frühjahr die Zeit des Lammens herankommt, wird den schwerfälligen Muttertieren zuliebe nur der Weidegang etwas verlangsamt, indem den vorwärts drängenden leichtfüßigeren Tieren und ihrer Gier nach frischer besserer Weide von den Hirten und Hunden etwas Einhalt geboten wird. Dann tun sich hier und da die Mutterschafe, deren Stunde gekommen ist, einfach nieder, gewähren, sobald das Lammen überstanden ist, dem Neugeborenen die erste Milchnahrung und trotten dann der vielleicht schon weit vorangezogenen Herde nach. Den Lämmchen bleibt also nichts übrig, als auf den noch ungelenk wackeligen Beinen ihren Lebenslauf — buchstäblich — anzutreten und der Mutter nachzutrippeln. Können sie das nicht, so bleiben sie unbeschützt und unversorgt zurück, und ihr Dasein findet ein rasches Ende. Den Menschen, denen die Fürsorge solcher Herden anvertraut ist, und deren Lebensverhältnisse kaum bessere als die ihrer Tiere sind, machen diese und alle ähnlichen Verluste nicht den geringsten Eindruck; sie gelten als unvermeidlich und daher belanglos. Wissen doch diese Leute niemals genau die Zahl ihrer Herdentiere anzugeben; da kommt es eben auf etliche mehr oder weniger nicht an. Der Wert des Einzeltieres ist ja ohnehin in solchen menschen- und verkehrsarmen Landen kaum nennenswert; er entsteht erst durch die zunehmende Berührung mit Menschenmassen, die Bedarf nach der nutzbaren Sache verspüren und die Mittel besitzen, für ihre Überlassung ausreichend Entgelt zu leisten.

Hat das Aufkommen der überseeischen Riesenherden die Lebensmöglichkeit der inländischen Artgenossen arg beschränkt, so hat es den noch lebenden Überbleibseln doch in einer Beziehung Erleichterung gebracht: die Qual der Schafwäsche hat so gut wie ganz aufgehört und ist durch die fabrikmäßige Wollwäsche ersetzt worden. Sie war ein Idyll, diese Schafwäsche, doch meistens eine Tragikomödie. Und nicht bloß für die Tiere! — Solange die Tuchfabrikanten keine Gelegenheit zur chemischen und mechanischen Wollwäsche finden konnten, kauften sie und die Händler nur handgewaschene Wollen, und da geschorene Wollvliese in der Handwäsche durch Verfilzen unbrauchbar werden, waren die Schafhalter gezwungen, die Wäsche an dem volltragenden Tiere selbst vorzunehmen. Das Wasser ist aber des Schafes Feind, insofern diese Tierart die Gabe des Schwimmens nie erworben oder vielleicht schon verloren hat, so daß sie von selbst nie ins Wasser geht und der Zwang dazu dem Tiere Todesangst verursacht. Dennoch hätte die Schafwäsche einen großen Teil ihrer Schrecken verloren, wenn sie zur wärmsten Jahreszeit in leidlich angewärmtem Wasser hätte vorgenommen werden können. Aber der Zwang von Gewohnheit und Herkommen, den die Menschen nicht entbehren zu können scheinen, duldete das nicht — es mußte so früh im Jahre gewaschen werden, daß Menschen und Tiere von Glück sagen konnten, wenn die Luft schon milde über die Erde strich, die Sonne schon wieder Behagen ausstrahlte und das Wasser am Waschtage nicht mehr eisig war. Weil nämlich die uralte Gewohnheit, wirtschaftliche Einrichtungen nach den Hauptabschnitten des Sonnenlaufs zu regeln, die Menschen dazu gebracht hatte,

Digitized by Google

Pacht- und Zinszahlungen auf die beiden Sonnenwendzeiten Weihnachten und Johanni zu legen, und weil die nur einmal im Jahre wiederkehrende Wolleinnahme den meisten Schafhaltern zu solcher Zahlung dienen mußte, waren alle Wollmärkte auf die Zeit kurz vor Johanni zusammengedrängt. Wollte der Schafhalter also seine Wolle marktfähig zur rechten Zeit anfahren, so mußte die Wäsche schon Ende Mai bis höchstens Mitte Juni erledigt werden — zu einer oft nicht einmal frostfreien Zeit.

Nicht überall stand geeignetes fließendes Wasser zu Gebot. Feldtümpel und schlammige Dorfteiche mußten sogar genügen, wo es an Landseen mit flachen Ufern mangelte. Ungeachtet der hohen Kosten wurden hier und da hölzerne oder gemauerte Langtröge zum gleichzeitigen Waschen von zehn bis zwölf Schafen hergestellt, damit die waschenden Leute selbst im Trocknen stehen konnten, während sie sonst viele Stunden lang bis zu den Hüften im Wasser bleiben mußten. Aber dann machte die Erneuerung der Wasserfüllung des Troges in der Regel große Schwierigkeiten, und die Wolle wurde nicht rein genug. Die völlige Säuberung der Wolle von dem mit dem Fettschweiß zu einer dunklen Kruste verkleisterten Staube, von eingedrungenen, mit dem Haar verfitzten pflanzlichen und Holzteilchen und von dem etwaigen Übermaß von Haarfett war ohnehin durch die Handwäsche höchstens annähernd zu erreichen. Kamen die Tiere aus der Wäsche, und trockneten Sonne und Luft das triefende Vlies rasch genug, so sahen sie wohl sehr schmuck und sauber aus, namentlich im Vergleich mit ihrem dunkeln Aussehen vor der Wäsche, aber weiß und rein waren sie nicht, und in der Zeit zwischen dem Waschen und Scheren drang von neuem Staub und Schmutz genug in den Wollpelz ein. Doch man kannte es eben nicht anders und mußte sich mit dem Erreichbaren begnügen.

Das tragikomische Idyll der Schafwäsche begann gewöhnlich mit der Herrichtung eines Pferchs aus Hürden dicht am Ufer und häufig einer Leitbahn zwischen zwei Stangengerüsten durch das Wasser hindurch, um den Leidensweg der Schafe festzulegen. Am Morgen des Waschtages wurde die Schmutzherde in den Pferch getrieben, die Leute stiegen ins Wasser und besetzten, paarweise sich gegenüberstehend, die Leitbahn. Ein Schaf nach dem andern wurde ergriffen und dem ersten Wäscherpaare im Wasser zugereicht zum „Einweichen" des Schmutzvlieses, wobei auch der Kopf naß gemacht werden mußte, ohne ihn unterzutauchen und dadurch die Angst des Tieres noch zu steigern. Dennoch kam dies oft vor, namentlich wenn das Tier, erschreckt durch das kalte Wasser auf der warmen Haut, mit aller Kraft strampelnd sich zu befreien suchte und den Händen entwand, die den Kopf über Wasser halten sollten. Man konnte dabei tierpsychologische Studien über die Sonderart der Einzeltiere machen: manche ließen geduldig alles mit sich geschehen und stießen häufig nur ein kurzes schreckhaftes „bäh" aus, wenn sie ins Wasser kamen, andre gebärdeten sich wild widerstrebend, die meisten sträubten sich nur anfangs, wenn sie keinen Halt mehr mit den Beinen fanden, ergaben sich aber bald darein, daß Menschenhände sie im Wasser schwebend hielten und durch Reiben, Kneten und Streichen ihren Pelz auszuspülen und

Digitized by Google

zu säubern suchten. Von Paar zu Paar im Wasser weitergereicht, werden die Tiere am ganzen Körper immer heller aussehend, aber häufig auch immer matter; denn die Kältewirkung des Wassers auf der sonst gegen jede Temperaturveränderung so dicht abgeschlossenen Haut, dann die Angst und dazu oft noch das Wasserschlucken setzt die meisten Tiere in einen bemitleidenswerten Zustand, wenn sie das Ende der Leitbahn und damit ihres Leidenswegs erreicht haben. Die wenigsten sind dann noch kräftig genug, um freudig trotz der noch im Pelz steckenden Wasserlast auf die am Ufer gebotene Weide zu eilen, wo sie trocknen und sich stärken sollen. Die meisten stehen, wenn das letzte Wäscherpaar sie am Ufer freigegeben hat, wie betäubt da und versuchen erst, wenn die Hauptmenge des Wassers in dicken Strähnen aus dem Pelz getroffen ist, sich durch Schütteln noch mehr davon zu befreien. Dann schreiten sie langsam den schon dort weidenden Genossen zu und beginnen zu äsen. Viele sind aber auch dazu zu schwach; sie können nicht mehr laufen, nicht einmal stehen und müssen aus dem Wasser getragen und am Ufer hingelegt werden. Waren Wind und Wasser kalt, die Tiere zu aufgeregt und die Wäscher nicht sehr aufmerksam und vorsichtig, so stand wohl manches der matt hingelegten Tiere überhaupt nicht wieder auf. Rechnet man den unvermeidlichen Verlust an Kräften und am Körpergewicht, den auch die überlebenden Tiere durch das an sich naturwidrige, etwa halbstündige kalte Bad erleiden so kann man es nur als großen wirtschaftlichen Fortschritt betrachten, wen, mehr und mehr von der Handwäsche abgesehen und die Wolle ungewaschen zur chemischen Reinigung gebracht wird. Um das idyllische Bild der Waschn zeremonie ist es nicht schade; das Gegenstück dazu, das Bild der Schafschur bleibt ja doch unter allen Umständen bestehen. Für die Tiere ist auch das, eine Qual, wenn sie gebunden auf dem Schoße der scherenden Menschen wie ein Paket hin und her gewendet und dabei nur allzu häufig in die Haut geschnitten werden, aber es strapaziert doch nicht so wie die Wäsche und dauert auch nicht so lange, wenn geübte, geschickte Scherer am Werke sind. Ohne Frostempfinden geht freilich der plötzliche Verlust des dicken Wollpelzes für die Schafe nicht ab; aber daran ist wohl noch nie ein Schaf gestorben.

An Versuchen, den Tieren und Menschen die Mühseligkeiten der Wollgewinnung zu erleichtern, hat es natürlich nicht gefehlt; man hat, wo starker Wasserdruck dazu nutzbar gemacht werden konnte, Spritzwäschen eingerichtet, auch erwärmtes Wasser zu verwenden gesucht, aber für den Massenbetrieb großer Schäfereien blieb das alles unzulänglich, und den Leuten, die dabei ebenso wie die Schafe durchnäßt wurden, nur noch unangenehmer als bei der Handwäsche im stillen Wasser, war es kaum zu verübeln, wenn sie die Mitarbeit ablehnten. Schließlich gingen bei allen diesen Verfahren unglaublich große Mengen des feinen Wollfettes, das jetzt aus den Schmutzwollen gewonnen und als Lanolin in den Handel gebracht wird, nutzlos verloren, und der Grad der Entfettung des Wollhaars, der sich bei der chemischen Wäsche annähernd den Anforderungen der Wollverarbeitung anpassen läßt, hing von den Zufälligkeiten jedes einzelnen Sonderfalles ab. Zu weitgehende

Digitized by Google

Entfettung macht das Wollhaar spröde, hart und brüchig, ergibt also minderwertige Fäden und Gewebe; ungenügende Entfettung macht Haar, Faden und Gewebe schmierig und schwer vor dem festhaftenden Staube zu schützen, während die Farben, die der Wolle vor der Verarbeitung gegeben werden sollen, weniger gut und dauernd darauf haften. Der unvergängliche Farbenglanz echter alter persischer Teppiche beruht wesentlich auf dem rechten Grade von Fettgehalt des Wollhaars, der sich aus der angewendeten, dort üblichen Behandlung der Wolle ergibt und die Färbung eindringen läßt.

Wollene Stoffe zu allen Zwecken des menschlichen Bedarfs haben weder durch die Leinen- noch die Baumwollgewebe ganz verdrängt und ersetzt werden können. Das Schaf bleibt allen neuen Erfindungen zum Trotz der Kulturspender der Menschheit, wird aber als solcher kaum geachtet und von der unkundigen Oberflächlichkeit des großen Haufens als minderwertiges „dummes" Geschöpf angesehen. Insoweit dies mißgünstige Urteil scheinbare oder wirkliche Berechtigung hat, ist es nur die Folge der Art, wie die Menschen diese Tiere zu leben zwingen. In Massenherden kann sich so wenig bei den Tieren wie bei den Menschen eine individuelle Aufwärtsentwicklung durchsetzen; nur die rein animalischen Antriebe schieben sich vor und überwuchern jedes darüber hinausgehende Einzelstreben.

Noch niemals hat man gehört, daß Herdenschafe verwildert und der Gemeinschaft mit den Menschen absichtlich entronnen wären, wie es bei Rindern und Schweinen gar nicht allzu selten vorkommt. Das Bedürfnis des Hausschafs nach Gemeinschaft, in erster Linie mit seinesgleichen, dann aber auch mit den für sie sorgenden, sie schützenden Menschen ist so groß, daß die Einsamkeit augenscheinlich gefürchtet wird. Hat der Zufall ein Schaf von der Herde versprengt, so springt es ratlos hin und her, sobald es sich verlassen sieht, äugt angstvoll nach allen Seiten und stößt Laute der Hilflosigkeit aus. Hört es dann aber die Stimme des Hirten oder einen Ruf aus der Herde, so stürmt es beglückt darauf zu. Überhaupt hören die Schafe auf die Stimme des Menschen mehr, als es gewöhnlich scheint; warten sie des Morgens auf das Austreiben, und der Hirt meldet sich schon von weitem mit dem Lockruf „Tirrrrrrr" an, so antwortet die ganze Herde mit einem vielstimmigen Bäh-Chor als deutlichem Ausdruck von Freude. Auch sonst wird dieser Lockruf angewandt und befolgt, wenn die Aufmerksamkeit der Tiere von einer drohenden Störung abgelenkt werden soll. Eine der schlimmsten Störungen ist das Vorbeiziehen großer bewegter Massen, z. B. vorbeimarschierender Truppenkörper. Diesem mitziehenden Reiz widersteht kein Schaf; alle, die ganze Herde läuft unbedingt und trotz allem Abwehren des Hirten und der Hunde mit — blindlings, planlos. Ist das nicht furchtbar dumm? Wer aber genauer und unbefangener beobachtend in die Welt sieht, findet, daß die Menschen bei allen Aufzügen, nicht bloß von Militär, es ebenso machen.

Digitized by Google

Geschichte des Hausschafes / Von Dr. Max Hilzheimer

Das Schaf ist dasjenige Haustier, dessen Abstammungsverhältnisse am wenigsten geklärt sind. Es kommt dies daher, weil sowohl die Systematik der wilden Schafe als auch die der Hausschafe vorwiegend auf äußere Merkmale, wie Hornform, Behaarung, Farbe, gegründet ist, eingehende osteologische Untersuchungen zurzeit aber noch fehlen. Soviel steht aber jetzt schon fest, daß die Hausschafe nur von echten Wildschafen der Gattung Ovis abstammen können, daß also Halbschafe wie der Nahur oder gar das afrikanische Mähnenschaf, an die man hier und da einmal gedacht hat, wegen zu großer anatomischer Verschiedenheit nicht in Betracht kommen können.

Echte Wildschafe bewohnen heute die Gebirge Asiens von Kleinasien bis nach Ostsibirien und Nordamerika. Zwei zerstreute Kolonien in Kreta und auf Korsika und Sardinien sind wohl als Relikte einer ehemaligen weiteren Verbreitung anzusehen, die auch durch Knochenfunde bestätigt wird, nach welchen Schafe im Diluvium bis England vordrangen. Jedenfalls aber verschwanden sie früh, wohl schon im älteren Diluvium, aus Westeuropa, da sie den paläolithischen, französisch-spanischen Tierdarstellungen fehlen. So kann sich auch die Erwähnung von Wildschafen in Spanien oder den Seealpen bei römischen Schriftstellern höchstens auf verwilderte Schafe beziehen. In Westeuropa ist also das Schaf nicht für den Hausstand gewonnen worden.

Aus anatomischen Gründen kommen nur die europäischen Wildschafe und westlichen asiatischen Wildschafe für die Aszendenz der Hausschafe in Betracht. Die östlichen, das heißt die ostsibirischen und besonders die amerikanischen Formen sind davon wegen abweichender Hornform auszuschließen. Bei ihnen ist nämlich die innere Kante der vorderen Breitseite abgerundet, was bei keinem Hausschaf vorkommt. Wenn hier zweischneidige Hörner auftreten, so kommt diese Form durch Fehlen der äußeren Kante zustande, wie beim zyprischen Mufflon und den Weibchen, soweit sie überhaupt gehörnt sind, und Jungen der andern Arten.

Da das älteste Hausschaf auf europäischem Boden zweischneidige Hörner hat, welche ihm der Ähnlichkeit halber den Namen „ziegenhörniges Schaf" verschafft haben, so bringt man es mit den zyprisch-kleinasiatischen Wildschafen in Verbindung. Es findet sich schon in den untersten Schichten der Affaldsdynger, ist aber aus Pfahlbauten als Torfschaf „Ovis aries palustris" durch Rütimeyer besser bekannt geworden. Danach muß es ein kleines, wenig ertragreiches Tier gewesen sein. So verschwand es mehr und mehr und ist heute bis auf wenige Reste in abgelegenen Gegenden, wie in Island, ausgestorben. Seine Verdrängung beginnt schon gegen den Ausgang der

Digitized by Google

jüngeren Steinzeit durch ein größeres Schaf mit stärkerem Gehörn, das freilich erst in der Kupferzeit in größerer Menge erscheint und deswegen als Kupferschaf (Ovis aries studeri Duerst) bezeichnet wird. Wegen der Ähnlichkeit in der Hornform leitet man es vom europäischen Mufflon ab. Seine Nachkommen sind jene kurzschwänzigen, nordeuropäischen Schafe, deren Schwanz, Kopf und Beine mit kurzem Haar, nicht mit Wolle bedeckt sind. Am bekanntesten davon sind in Deutschland die Heidschnucken der Lüneburger Heide, denen ein französischer Reiseschriftsteller des 18. Jahrhunderts andichtete, daß sie eine wilde Völkerschaft wären, welche die Kultivierung der Heide verhinderte. Auch das ungehörnte Marschschaf wird aus derselben Quelle hergeleitet. Es ist das einzige Schaf, das in feuchten Niederungen, und zwar nur in ihnen, zu leben vermag. Als einziges deutsches Milchschaf verdient es unser besonderes Interesse.

Ebenfalls kurzen Schwanz, aber eine bezeichnende Fettablagerung in den Hinterkeulen besitzen die nach dieser Eigentümlichkeit benannten Fettsteißschafe, die vorwiegend das mittlere Asien bewohnen, aber auch bis nach China einer- und Ostafrika anderseits vorgedrungen sind. Sie besitzen zum Teil heute noch ganz gewaltige Hörner, die schon durch ihre Größe auf den wilden Stammvater, den Argali der mittelasiatischen Gebirge, hindeuten. Interessant ist, daß hier wieder die Chinesen, ähnlich wie beim Schwein, im hornlosen Ongtischaf eine besonders fruchtbare Rasse gewonnen haben, die zwei bis fünf Junge wirft.

Weit wichtiger als die bisher behandelten Schafe sind die Nachkommen des Steppenschafs geworden, das sich wohl deswegen besonders gut zur Domestikation eignete, weil es im Gegensatz zu den andern Schafen auch in der Ebene lebt. Im Norden seiner Verbreitung steigt es bis zu den Ufern des Kaspisees, im Süden in Ostindien, wo es im Pandjab, Sind und Belutschistan gefunden wird, bis zum Meeresspiegel herab. Die gezähmten Nachkommen des Steppenschafs haben im Hausstande sämtlich einen langen Schwanz erworben. Mit Ausnahme einer Gruppe, der Haarschafe, tragen sie sämtlich Wolle, und gerade zu den Nachkommen der Steppenschafe gehören die Schafrassen, die durch die beste Wolle ausgezeichnet sind. Offenbar verdankt ihnen Kleinasien die frühe Blüte seiner Wollschafzucht, auf die schon die Sage von den Argonauten mit dem goldenen Vlies ebenso wie die von Helle und Phrixos deuten. Babylonische, medische, persische, parthische Wollstoffe galten jederzeit als die feinsten und teuersten. Man sagte sprichwörtlich: „Wolle nach Damaskus führen" in demselben Sinne wie: „Eulen nach Athen tragen". Besonders Milet zeichnete sich durch seine vortreffliche Wolle aus. Das feine kleinasiatische Wollschaf, das die Griechen nach Süditalien gebracht hatten, wurde von den Römern nach Spanien eingeführt und legte hier den Grund zu der nachmals so berühmten spanischen Merinozucht, die wohl unter maurischer Herrschaft herausgebildet wurde.

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts breiteten sich die spanischen Merinos über Europa aus, wobei sie weiter veredelt wurden. Es entstanden so in den verschiedenen Ländern berühmte Schläge, wie die Rambouillets in

Digitized by Google

Frankreich, Electorals in Sachsen und Negrettis in Österreich. Aber nicht nur auf diesem Wege, sondern schon früher in prähistorischer Zeit waren die Nachkommen des Steppenschafs nach Europa gelangt und legten hier den Grund zu den mannigfachen Landrassen, von denen in Deutschland Rhön- und Frankenschafe besondere Bedeutung haben. Auch das in Frankreich in Aveyron beheimatete Larzacschaf gehört hierher, aus dessen Milch der Roquefortkäse bereitet wird.

Die Wolle ist es auch, welche gewissen südwestsibirischen Schafrassen besonderen Ruf erworben hat. Freilich handelt es sich hier nicht um die abgeschnittene Wolle, sondern es wird das ganze eigenartig gelockte Fell des ganz jungen Lammes zu kostbaren Pelzwerken verwendet. Es sind das die unter der Bezeichnung Breitschwanz, Persianer, Astrachan usw. in den Handel kommenden Felle von höchstens acht Tage alten Lämmern — sobald diese älter werden, öffnet sich die eigenartige Locke —, von denen die aus Buchara stammenden Karakulschafe besonderen Ruf haben. Diese Schafe besitzen in ihrem langen Schwanz eine starke Fettablagerung, wonach die ganze hierhergehörige Gruppe als Fettschwanzschafe bezeichnet wird. Diese Fettschwanzschafe sind sonst in Asien mehr am Südabhang der großen Kettengebirge von Tibet, nach Westen bis weit nach Afrika hinein verbreitet. Als eine besonders eigenartige Verwendung sei hier erwähnt, daß man die Huniaschafe Tibets zum Lastentragen verwendet. Man unterscheidet bei den Fettschwanzschafen solche mit langem Schwanz, bei dem sich das Ende wieder aufwärts biegt, und solche mit halblangem Schwanz, bei denen er etwa bis zum Hacken reicht. Diese Fettschwanzschafe haben besondere Bedeutung für die Mohammedaner, wie sie es schon für die alten Israeliten hatten, nämlich als einziger Fettlieferant, da ja diese Völker das Schwein verschmähen.

Diese Fettschwanzschafe gehören in Afrika erst zu den jungen Einwanderern. Das vorpharaonische Ägypten und das Alte Reich kannten nur Vertreter der sogenannten Haarschafe, das sind Schafe mit langem, dünnem Schwanz ohne Wolle, oft mit langer Halsmähne, und oft auch mit eigenartig horizontal verlaufenden, schraubenzieherartig gedrehten Hörnern. Ein solches Gehörn hatte auch das einzige Schaf des Alten Reiches in Ägypten, dessen berühmteste Darstellung der heilige Bock von Mendes ist, der erst später, als die Rasse in Ägypten ausstarb, durch einen Ziegenbock ersetzt wurde. Dies war nur möglich, weil man den nicht wolletragenden Ziegenbock für ähnlicher hielt als das im jungen Reich die alte Schafrasse allmählich verdrängende, mit Wolle bedeckte Fettschwanzschaf. Sind diese Schafe, die ebenfalls von Steppenschafarten abgeleitet werden, auch im heutigen Ägypten verschwunden, so sind sie doch noch weit über Nord- und Ostafrika verbreitet. Der bekannteste Vertreter ist wohl das Fessanschaf. In Form von Kreuzung sind sie möglicherweise auch nach Südeuropa gedrungen, wo man die eigenartigen, allerdings Wolle tragenden Zackelschafe mit geradem, korkzieherartigem Gehörn mit ihnen in Verbindung bringt.

Erwähnen wir schließlich noch die sonderbaren, in der Südostecke des Mittelmeeres wohnenden Stummelschwanzschafe, bei denen das obere Ende

Digitized by Google

des kurzen Schwanzes durch ein Fettpolster verbreitert ist, so sind wohl die wichtigsten Formen genannt worden.

Amerika erhielt die Schafe von der Alten Welt, und zwar Südamerika schon durch Kolumbus, Nordamerika erst 1609 mit der Kolonisation von Virginien. Dort haben die Linasschafe der südamerikanischen Anden eine Zeitlang besondere Aufmerksamkeit erregt. Ihrer eigenartige Behaarung halber, und da vielfach in den Herden der Linasschafe Ziegenböcke als Leittiere gehalten werden, wollte man in ihnen Kreuzungen von Schaf und Ziege sehen. Jedoch ist es nach unseren Erfahrungen mehr als unwahrscheinlich, daß es solche Kreuzungen überhaupt gibt.

Ganz besondere Bedeutung erlangte die Schafzucht in Australien, wo es gegenwärtig das wichtigste Haustier ist, obwohl es erst verhältnismäßig spät dorthin kam, nämlich erst 1788.

Digitized by Google

Der Wisent / Von Egon Freiherr v. Kapherr

I. In grauer Vorzeit.

Die warme Sommersonne glutet über der endlosen Grassteppe.

Noch ist das neue, grüne Gras nicht hoch emporgeschossen — das graugelbe Altgras des vorigen Sommers steht noch, nur zum Teil geknickt, in Büscheln und Horsten in der ganzen, öden Prärie, deren Hügelreihen und Geländewellen im Glast der Maisonne flimmert.

Die kleinen, buschigen Birken tragen glänzendgrüne Blätter; gelbe und blaue Blumen blühen um die Tümpel der Senken, und von den Wipfeln der schütteren Kiefern am Südhange der Berge jubeln die Heidelerchen. In den Pfützen quarren die braunen Frösche, Eidechsen schlängeln sich durch das Gras, einige Falter flattern über den Blumen dahin, und unter dem grünlichblauen Himmel schweben und rütteln verschiedene Raubvögel — auf der Suche nach Nagern, von denen die Steppe wimmelt.

Am Hange eines Hügels weiden vertraut einige Wildpferde, großköpfige, gedrungene, zottige Tiere; weit hinten, wo der Föhrenwald das Tal eroberte, stehen einige Hirsche. Es sind Rothirsche im Bastgeweih. Drüben, wo das niedere Weidicht sich am Flußufer entlang zieht, äsen einige geringe Riesenhirsche, deren Geweih noch mit Bast bezogen ist. Die starken, rotbraunen, weißgefleckten Leiber heben sich hell vom Hintergrunde der Uferföhren ab.

Weiter hinten, mitten im Gewirr niedrigen Gebüsches, verhofft ein starker Hirsch derselben Art. Auch sein weit ausgelegtes Geweih ist noch mit grauhaarigem Bast bedeckt und zeigt noch plumpe, stumpfe Kolben.

Auf der andern Seite, unter einigen Birkenbüschen, äst ein Alttier, dessen frischgesetztes Kalb wohl im Schilf des Flußufers verborgen auf die Mutter wartet.

Dort, wo die große, kahle Hochfläche sich zwischen den Hügeln hinzieht, bewegen sich viele große, dunkelbraune Gestalten. Vierzig Haupt stark mag wohl die Herde der zottigen Urwisente sein, die dort an den Schößlingen der Weiden und am jungen Grün der Gräser äst. Ein mächtiger Bulle steht an der Spitze der Herde; dahinter grasen einige Altkühe mit ihren Kälbern; etwas gesondert äsen Jungkühe und geringe Bullen.

In weitem Bogen ist der alte Grauwolf, der hier noch am Morgen beutelüstern umherschlich, dem Trupp zottiger Leiber ausgewichen, und auch der starke Bär, der unten im Waldtale seine Heimat hat, hütet sich wohl, der Bisonherde zunahe zu kommen.

Nur die Krähen fürchten sich nicht. Sie umschwärmen die Herde: so manche Made mag noch unter dem dichten Pelzwerk der Rinder stecken. Sie

Digitized by Google

schwärmen krächzend hinüber zu den Riesenhirschen, sie kehren zurück zu den Wisenten.

Es ist nicht gar lange her, da noch das Klima unwirtlicher war als eben. Da bedeckte noch Moos den Boden, und nur wenige Gräser wagten sich schüchtern hervor. Noch heute grünt und graut hier stellenweise der Rest der Nordmoose, und auch die Polarbirke ist noch nicht verschwunden. Rasch hat sich das Klima in letzter Zeit verbessert. Immer mehr hat der Baumwuchs zugenommen; der nordische Blumenflor wich allmählich südlicherer Flora; der Falter und Vögel wurden mehr. Und auch die Tiere wechselten in schneller Folge: verschwunden sind die Rentiere bis auf geringe Reste, die sich noch im Waldlande halten; verschwunden ist der Vielfraß von den Flächen und hält nur noch oben in den fernen Bergen stand. Dafür aber sind mächtige Bären zugewandert, edelgeweihte Rothirsche, Riesenhirsche und Elche mit gewaltigen Schaufeln an langen Stangen, Nachkommen des Breitstirnelches, der hierher zog aus fernem Lande.

Als letzter aber von den neuen Siedlern zog der gewaltige Wildstier mit den Seinen ein. Seine Heimat lag bis vor wenigen Jahren weit westlich, jenseits der Bergkette, die das Land von Mittag nach Mitternacht durchzieht. Zwischen diesen Bergen und dem großen Meere war seine Heimat gewesen, die Heimat, die er mit all den Tieren teilte, die heute die neue Landschaft bevölkern.

Die alte Heimat jenseits der Westberge war den Wisenten verleidet, und nur ein Teil der zottigen Riesen hatte sich an die veränderten Verhältnisse gewöhnt. Das Land war Waldland geworden, das Klima wärmer. Und nur die Rothirsche und einige der Elche hatten den Wechsel überstanden und sich angepaßt, die Bären und einige andere Tiere. Er, der Urbison, mochte die freie Steppe lieber als den dunklen Tann. Und darum zog er den Riesenhirschen und breitgestirnten Elchen nach, den Wildpferden — in ein freieres Land. Im Hochsommer boten die schütteren Wälder der Täler ausreichend Kühlung; die Flüsse waren breit und wasserreich genug, und der frische Nord scheuchte die Mücken und Fliegen weit besser hier als im dichten Walde des Westlandes.

Noch ein Grund zum Wandern war schwer ins Gewicht gefallen: immer mehr hatte das Tier mit der nackten Haut und dem aufrechten, unheimlichen Gang im Westen überhandgenommen, und überall auf den Lichtungen der Wälder zeigten sich die Geschöpfe mit dem unheimlichen, schrecklichen Geruch. Hier aber lebten nur wenige der bösen Tierart. Sie lebten in den Höhlen der Uferberge und zeigten sich nur selten auf den Hochflächen, über die der eisige Nord während dreier Vierteile des Sommerjahres strich.

* * *

Als die Sonne heller und wärmer schien, hatte sich die kleine Herde niedergetan. Die Lichter halbgeschlossen, beschäftigten sich die Wildrinder mit gemächlichem Wiederkäuen.

Nach einer Weile steht ein Teil der kleinen Herde auf. Langsam bewegen sich die mächtigen Leiber dem Flußtal zu, zur Tränke. Nur der alte Stier

Digitized by Google

und einige Kühe bleiben liegen. Die Sonne steht hoch im Mittag, als auch der Rest der Herde gemächlich folgt.

Plötzlich verhofft der alte Leitbulle: ein bekannter, verhaßter Geruch war ihm in die Nüstern gekommen — Geruch vom Zweibein, vom Menschen . . .

Auch die Riesenhirsche haben aufgeworfen und sichern nach der Bodensenke hin, wo die Birkenbüsche und Zwergkiefern wachsen — mitten zwischen ihnen und dem Strom. —

Dann machen sie kehrt und flüchten eine kleine Strecke und äugen zurück. Die Wildpferde drüben fallen in schnellen Trab, schräg gegen den Wind, dem Flusse zu. Plötzlich aber stutzen sie; hell wiehert der Leithengst. Und in donnerndem Galopp brechen die Pferde nach links aus. —

Es war nicht nur der Geruch der Zweibeine, was sie scheuchte — es war viel Schlimmeres. Dem Zweibein konnte man entgehen, wenn man es rechtzeitig bemerkte. Zweibein ist langsam, und seine Schleuderwaffen reichen nicht weit. —

Aber es ist dort etwas anderes — etwas, was stets mit dem Zweibein zusammen ist, etwas, was kommt, wenn die Steppe dürr: der rotgelbe Schein mit der schrecklichen Hitze und dem dunklen stinkenden Nebel, der rote Schein, der das Dürrgras verzehrt und knistern läßt, rauschen, donnern . . . .

Auch die Wisente haben das Feuer bemerkt. Auch sie suchen seitwärts zum Flusse zu kommen, denn sie wissen — drüben sind die steilen Abhänge . . .

Die Pferde sind schnell. Sie eilen zwischen Abhang und Feuer hindurch — trotz des Schreiens der braunen Gestalten, die sich ihnen entgegenwerfen. Als aber der Trupp Wildrinder ankommt, schlagen die Flammen zusammen — eine prasselnde Wand von Feuer und Rauch . . .

Rasend vor Angst kehren sie um, donnern über die Steppe dahin.

Sie rasen am Abhange hin und her. Kein Ausweg. Und immer näher rauscht die feurige Wand.

Sie suchen seitwärts zu entkommen — überall schlagen ihnen Flammen entgegen.

Mit keuchenden, schmerzenden Lungen, zitternd, taumelnd, halberstickt, suchen sie umzukehren. Umsonst — überall ist Feuer; es nähert sich, es umgibt schon die Nächsten. Qualm benimmt die Aussicht.

Blindlings toben die Tiere fort — irgendwohin — nur fort vom Feuer . . .

Und krachend schlagen die schweren Leiber unten in der Schlucht auf den Steinen auf. —

Dort aber umringen halbnackte, nur in Tierfelle gehüllte Menschen ihre zuckenden Opfer. Steinärte hauen, Steinmesser schneiden und schürfen. Es riecht nach Blut, nach Därmen. —

Und das Volk der Urmenschen hält sein Mahl.

* * *

Tausende und Abertausende von Jahren sind verrauscht. Da arbeiten Leute am Steinbruch. Und sie finden unter Steingeröll und Schwemmkalk die Knochenreste des mächtigen Urs, des Altwisents, der Riesenhirsche und

Digitized by Google

der Wildpferde. Emsig, doch vorsichtig arbeiten Pickel, Schabeisen und Schaufel.

Bis die ganze alte Jägerstätte aufgedeckt nebst Feuersteinwaffen, Bärenzähnen und Wildknochen. Und der Mensch der Neuzeit liest im offenen Buch der Natur.

Und er zeigt die Funde den anderen in den Museen, er schreibt Bücher, Zeitungsartikel, er untersucht die Höhlen der Urbewohner seines Landes, er findet die Bilder, die die alten Jäger in die Höhlenwände geritzt, die sie gefärbt mit Ocker. Und er zeichnet sie ab, er macht Aufnahmen und gibt sie wieder in seinen Schriften. Und die staunende Welt liest, schaut, begreift oder begreift nicht, glaubt oder zweifelt und schüttelt die Köpfe über jene sonderbaren Geschöpfe, die einst hier gelebt. Über Mammut und Wildpferd, über Rentier und Bär und über den alten Urbison, der einst hier geweidet und vor den Flammen geflohen . . .

Es ist alles anders geworden in der Welt, viel anders. Sie sehnen sich nicht nach der Zeit zurück, da noch der Urwisent lebte und der Riesenhirsch. Nur der Jäger und der Gelehrte. Die werden traurig, wenn sie daran denken, was die Welt einst barg, und wie arm, wie bettelarm sie heute geworden . . .

II. Geschichtliches.

Jahrtausende, Jahrhunderttausende sind verrauscht, seit der Urbison, der bison priscus, unsere Welt bevölkert hat. Man findet seine Reste in Frankreich, hauptsächlich aber in Mähren (Joslowitz und Predmost und an anderen Orten — der „Mousterien- und Solutrézeit" angehörend, die sich in besonders klarer Form in Südwestfrankreich — Dordognetal — zeigen und auch nach dortigen Orten benannt sind), neuerdings bei Sirgenstein, im „Aurignacien" der Ofnet, usw.

Die altbekannten Erfunde von Taubach, Süßenborn und Mosbach seien hier erwähnt, Funde in Böhmen, in Rußland, Litauen, Livland. Besonders schöne Stücke befinden sich im Museum zu Kiew. Auch Moskau, Poltawa und Kasan haben schöne Stücke, die unter anderem am Dnjestr bei Tiraspol, am Ufer der Kama, im Gouvernement Perm, im Wjatkaschen, bei Ufa und Simbirsk und im Gouvernement Samara gefunden sind. Das Bergbauinstitut von Petersburg hat Reste aus dem Gouvernement Rjäsan; im Museum zu Jekaterinburg befinden sich Schädel aus dem Nordural; auch in Tobolsk, Tjumen und an anderen Orten Sibiriens befinden sich ziemlich viele Erfunde, von denen der beste, vollständigste ein ganzes Skelett ist, das im Museum zu Tjumen aufbewahrt wird. Das Museum zu Riga hat verschiedene livländische Stücke (Kokenhof, Daiben usw.); in Warschau finden wir Reste des bison priscus aus Polen. Viele Stücke sind bei Kaluga, bei Gurjew am Ural usw. gefunden. Es besteht schon eine umfangreiche Literatur; Gelehrte haben sich eingehend mit dem Urwisent beschäftigt.

Die Stücke zeigen zum Teil große Unterschiede, besonders in den Schädelmaßen. Der Urwisent hat also in den verschiedenen Zeiten — von Ausgang des Spättertiärs bis zu Ausgang der Eiszeiten (Zwischeneiszeiten) und wohl

Digitized by Google

K. Hecht phot.

In der Hürde.

K. Hecht phot.

Schaf und Zicklein.

Digitized by Google

A. Schrammen phot.

Pleß, Oberschlesien, April 1908.

Wisentherde auf den Besitzungen des Fürsten von Pleß.
Bison bonasus (L.).

bis ins frühe Alluvium hinein große Länderstrecken Asiens und Europas bevölkert, und zwar in verschiedenen Rassen. Er ist Zeitgenosse des Mammuts, ja des Altelefanten in Europa gewesen, lebte mit Rentier und Riesenhirsch zusammen und hat sich wohl im Laufe der Jahrtausende immer wieder dem Wechsel des Klimas angepaßt, ist teilweise Steppentier geblieben, teilweise Waldbewohner geworden und allmählich in den heute bereits fast ausgestorbenen bison europaeus (den Wisent) übergegangen, indem er etwa den dritten Teil seiner ursprünglichen Größe einbüßte. Hier mag Anpassung eine Rolle gespielt haben, wahrscheinlich auch Inzucht. Dem Wisent ist es eben gerade so ergangen wie den Hirschen, Bären und anderen Tieren: das mildere Klima traf keine so scharfe Auswahl mehr — und nur in wilden, kalten Gegenden des Nordens erhielten sich riesige Formen, wie wir sie an Maral und Wapiti, an den Kamtschatkabären usw. bewundern. Am allerdeutlichsten sehen wir den Formenrückgang beim Reh. —

Wenn der Wisent sicherlich ein Nachkomme des bison priscus — eine kleinere Degenerationsform — ist, wenn sein nächster Verwandter, der amerikanische Bison, der ja leider auch heute infolge der Schonungslosigkeit der Menschen im Aussterben begriffen ist, wenn alle drei der Gattung bison angehören, so bilden sie eben eine Familie für sich, die mit den eigentlichen Rindern der Hochlands- und Niederungsrassen von einst und heute ebensowenig etwas zu tun haben wie mit Zebus oder Büffeln.

Darum ist auch die — immer noch irrtümlich gebräuchliche — Bezeichnung „Auerochse" für den Wisent nicht zutreffend. Der Auerochse oder Ur (bos primigenius) ist der mutmaßliche Urvater eines Teils unserer Hausrinder — der Niederungsrassen, während unsere Hochlandrassen andere, allerdings dem bos primigenius nahestehende Vorfahren gehabt haben. Der Ur hat in Mitteleuropa noch bis ins Mittelalter hinein gelebt, neben dem Wisent und dem Wildpferde. Er war wahrscheinlich schwärzlich gefärbt, nicht langhaarig und ein echtes Rind (bos). — Seine Überreste werden an unzähligen Orten Europas und Westasiens gefunden und zeigen uns, daß bos primigenius eine sehr weite Verbreitung hatte.

Ein dem Ur sehr nahestehendes, aber weißes Wildrind bewohnt in wenigen Stücken noch heute Schottland, und zwar in den Wildparks des Earl of Tankerville zu Chillingham und des Herzogs von Hamilton zu Cadzow. — Früher bewohnte das weiße Wildrind ganz England und Schottland. Wenn auch Rütimeyer annimmt, daß dies Wildrind den reinen Typ des Urs darstellt, so ist dem entgegenzuhalten, daß der Ur schwarz war und bedeutend größer als das weiße Inselrind, das ihm allerdings sehr nahesteht. Im 12. Jahrhundert war das weiße, braunohrige Rind noch häufig in Wales, Boëthius erwähnt es 1526 in seiner „Historia Scotorum". — Hier lebt es, wie gesagt, nur noch in den vorgenannten Parks.

Der Ur des europäischen Festlandes wird im Nibelungenliede erwähnt: Siegfried schlug „starker Ure viere". — Der Vers lautet:

„Darnach sluog er schiere einen wisent und einen elch,
Starker ure viere und einen grimmen schelch."

Digitized by Google

Wir erkennen hier deutlich und unterschieden Wisent und Ur. Der Elch ist uns heute noch bekannt — was wir uns aber unter dem „Schelch" vorzustellen haben, wissen wir nicht: es ist nicht ganz von der Hand zu weisen, daß der Riesenhirsch in irgendeiner Form noch damals gelebt hat; vielleicht ist aber auch das Wildpferd darunter zu verstehen (scelo, schelo: Hengst, Beschäler). — Der österreichische Gesandte von Herberstain unterscheidet in seinem Buche über Polen und Rußland scharf zwischen zwei Wildrindern: Ur und Wisent. — In Deutschland war der Ur längst ausgestorben, als noch der Wisent sehr zahlreich die Wälder fast ganz Mitteleuropas bevölkerte.

Der Ur ist zum Teil auf der Jagd ausgerottet worden; zum Teil mögen aber seine Kälber eingefangen und gezähmt worden sein und so die Stammväter der heutigen Niederungsrassen abgegeben haben. So lebt der Ur — wenn auch in stark veränderter Form — heute noch bei uns fort, während der Wisent leider unrettbar verloren ist, da man ihn nicht domestizierte. Der Mensch hat, von wenigen Ausnahmen abgesehen, überall in der Natur sinnlos gewütet. Wir brauchen nur an das Mammut zu denken, das jedenfalls — zum Teil wenigstens — seinen Untergang durch Menschenwerk fand, an Stellers Seekuh, ein riesiges, ganz harmloses, sich fast nur von Seetang nährendes Tier (den „Sirenen" verwandt), das ungeheure Speckmassen hervorbrachte neben gutem Fleisch, an Brillenalk, Dronte usw. — zum großen Teil Tiere, die sich sehr gut dazu geeignet hätten, als Haustiere gehalten zu werden, und dem Menschen ungeheuren Nutzen gebracht hätten.

Nun hat auch das letzte Stündlein des mächtigen Wisents geschlagen. Nur wenige noch befinden sich im Wildpark des Fürsten zu Pleß; nur kleine Herden leben noch im Kubangebiet des Kaukasus (ob noch, nachdem die dortigen Kosaken sich völlige Jagdfreiheit erzwungen?).

Der letzte Stand — eine einsame Insel — befand sich bis vor kurzem noch im ehemaligen Jagdrevier des Zaren, Bjeloweſh, im Gouvernement Grodno, Polnisch-Litauen. Krieg und Revolutionen haben den Wisent hier nunmehr vernichtet. Bjeloweſh! Dies Kleinod des alten Polnisch-Litauens, ein Urwaldgebiet von etwa 2000 Quadratkilometern, ist ein völlig abgesondertes Gebiet, eine Insel von Wald in großen Feldflächen, ähnlich wie der Wald von Naliboki eine schöne Waldoase bildet. Ohne Verbindung mit andern Wildständen lebten hier die letzten, versprengten Wisente, dort die letzten Elche der weiten Umgegend. Und wie in Naliboki die Hohenlohes und später der berühmte Friedrich Salz-Fein*) die letzten tausend Elche dieser Gouvernements hegten, schützte der mächtige Zar und Selbstherrscher aller Reußen in Bjeloweſh die letzten Wisente. Vorbei, vorbei — das eine wie das andere . . .

Von hier stammen auch die meisten der Wisente, die noch in zoologischen Gärten gehalten werden, und die Tiere des Fürsten zu Pleß**). Hier, im

*) Ist, 58 Jahre alt, am 2. August 1920 in Kissingen einem Herzleiden erlegen.

**) Über das Schicksal dieser letzten Stücke dürfte am sichersten ein Brief orientieren, den Professor Eisenreich (1. Geschäftsführer des Landschaftskomitees für Naturdenkmalpflege in Oberschlesien) am 6. November 1920 von der Fürstlich Plessischen Forstverwaltung

Digitized by Google

Walde von Meserczitz, werden noch heute die letzten, die allerletzten gehegt, sicherem Aussterben durch Inzucht preisgegeben, wenn nicht vorher der Mensch, der traditionslose, pietätslose Mensch — das Schlußwort mit dem Schießgewehr spricht. Trostlos . . .

Es ist zu Ende. Noch einige Jahre, vielleicht Jahrzehnte wird sich der kleine Stand im Kubangebiet halten. Bis auf die paar Stücke in Pleß und die wenigen Exemplare in zoologischen Gärten heißt es: „Wisent tot!"

Menschenschuld, untilgbar und grauenhaft schwer. Sie wird sich rächen, diese Mordschuld, die Ausraubung der Erde. Bettelarm wird die vernunftlose Menschheit dastehen, in Hunger und Elend. Schon heute schwingen die Mächte der Vergeltung die blutige Geißel: Krieg und Revolutionen . . .

Es war schöner in alter Zeit auf dieser Welt. Fast ganz Europa und große Teile Asiens bargen das herrliche Wild. Zu Zeiten des klassischen Griechenlands war der Wisent im heutigen Bulgarien häufig; in Mittelrußland, Polen, Deutschland, Frankreich fand er sich überall im Altertume. Aristoteles beschreibt den Wisent unverkennbar als „Bonassus"; Plinius nennt ihn „Bison" — im 7. und 8. Jahrhundert wird er durch alte Schriften bekannt; das Nibelungenlied erwähnt seiner; zu Karls des Sachsenschlächters (des „Großen") Zeiten bewohnte der Wisent ganz Sachsen und den Harz; um das Jahr 1000 nennt ihn Ekkehard für die Gegend St. Gallens. Um 1373 lebte er sicher noch in Pommern und Westpreußen; im 15. Jahrhundert ist er in Westpreußen oft genannt, im 15. und 16. Jahrhundert in Litauen, noch im 18. Jahrhundert in Ostpreußen zwischen Tilsit und Labiau, wo der letzte preußische Wisent von Wildererhand 1755 fiel . . .

Während der Ur — Rußland und Polen ausgenommen — schon im 14. und 15. Jahrhundert verschwand, starb der Wisent sehr viel später aus; so in Siebenbürgen um die letzte Hälfte des 18. Jahrhunderts, also später als in Preußen. Dr. B. Szalay in Hermannstadt, Siebenbürgen, sammelte die Riesenliteratur über den Wisent. Es sind gegen 4000 Werke (nach Genthe), also eine sehr reichhaltige Bibliothek. Um so merkwürdiger mußte es erscheinen, daß der alte Pallas noch Wisent und Ur verwechselt und die von Herberstain beschriebenen Tiere für eine Rasse verwilderter Büffel hält (Genthe in „Bialowies in Deutscher Verwaltung"). Cuvier widerlegte ihn 1835 in seiner Schrift „Recherches sur les ossements fossiles". — Aber noch Pusch behauptete, Wisent, Zubr, Ur, Bison, Auerochse, Thur, Bonasus seien nur verschiedene Namen verschiedener Sprachen für dasselbe Tier!

Wir wissen besser Bescheid: Ebenso wie die amerikanischen Einwanderer fälschlich den Wapiti „Elk" nannten, den Elch (englisch elk) aber indianisch

---

in Schädlitz bei Pleß erhalten hat. „Der jetzt festgestellte Wisentbestand zählt nur noch 22 Stück. Im Herbst 1918 zählte das Wisentrudel noch 74 Stück. In den letzten 16 Monaten sind von Wilddieben allein 46 Stück Wisent geschossen worden . . . Mit Ausnahme eines einzelnen Falles, wo ein Wisenttier von einem Reichswehrsoldaten gewildert ist, sind alle übrigen Stücke von hiesigen Wilddieben geschossen worden. Zu Banden zusammengerottet und mit den besten Waffen ausgerüstet, durchstreifen diese die Wälder. Außer dem Wildererunwesen droht der Erhaltung des hiesigen Wisentrudels keine Gefahr. Die Stücke sind gesund, und ihre Vermehrung war bisher gut." Die Redaktion.

Digitized by Google

„Mooſedeer", ebenſo wie die Afrikaner fälſchlich eine Antilopenart „Gemsbock" nennen und die Südamerikaner den Pampashirſch „Reh", hat der Wiſent nach dem Ausſterben des Urs den falſchen Namen „Auerochſe" erhalten. Wir unterſcheiden alſo ſcharf zwiſchen dem längſt ausgeſtorbenen Ur oder Auerochſen (bos urus oder bos primigenius) und dem Wiſent (polniſch: zubr, ruſſiſch: subr), den wir wiſſenſchaftlich bison europaeus oder bison bonasus nennen.

Falſche Bezeichnungen ſind im Volksgebrauch ſchwer auszurotten, und im Publikum wird der Wiſent wohl noch den Namen „Auerochſe" führen, wenn ſchon längſt der letzte des Kaukaſus umgebracht ſein wird . . .

Herberſtains Bilder von Wiſent und Ur ſind ſchlecht — aber unverkennbar. Er veröffentlichte ſie in ſeiner Schrift „Moscovia" 1557. — Damals hat es alſo noch Ure in Rußland gegeben.

Bis ins 17. Jahrhundert hielt ſich aber — im Gegenſatz zu dem etwa 100 Jahre früher untergegangenen Ur — der Wiſent in Maſovien (bei Warſchau) unter dem Schutz der polniſchen Könige. Bei Abbruch der alten Burg Bydgocz bei Bromberg fand ſich ein Urſchädel, der deutlich Lanzenſtiche auf den Stirnbeinen zeigte, was den Beweis erbringt, daß im 12. oder 13. Jahrhundert noch neben dem Wiſent auch der Ur bei Bromberg gelebt haben muß. (Nach Genthe.) — Wenn, wie Höhlenzeichnungen beweiſen, der Wiſent in den Zwiſcheneiszeiten und noch ſpäter im Altertume (ich meine hier die Steinzeiten) der Menſchheit in ganz Weſteuropa, auch in Spanien und Frankreich und überall auf dem Balkan zuhauſe geweſen iſt, war er im klaſſiſchen Altertume ſchon ſtark zurückgedrängt, im Mittelalter jedoch ſchon ſelten geworden und beſchränkte ſich immer mehr auf „Inſeln" — wie wir das ja heute auch leider beim Elch erleben, der in Europa tatſächlich ſchon iſolierte Stände bildet, wie in Skandinavien, Oſtpreußen, Teilen Weſtrußlands und Mittelrußlands und Litauen-Polens. Mit der „Inſelbildung" beginnt ſtets der Untergang durch die leichtere Verfolgung und durch Inzucht. So gibt es heute ſicherlich keinen Wiſent mehr, der das Gewicht des im Jahre 1555 in Preußen erlegten erreicht, nämlich 19 Zentner und 5 Pfund! Dieſer Stier war 7 Fuß hoch und 13 Fuß lang, während heutzutage ein Kapitalbulle höchſtens 1,7 Meter hoch und 3,4 Meter lang ſein dürfte (Bjeloweſh). Das Gewicht eines ſtarken Bullen von Bjeloweſh dürfte kaum 1500 Pfund überſtiegen haben, war alſo um 400 Pfund geringer! Entſprechend noch kapitaler aber mag der bison priscus der Steinzeiten geweſen ſein . . .

Neben Uren traten auch germaniſche und galliſche Wiſente in den Gladiatorenſpielen der Römer auf, wie dies unter anderem zur Zeit Neros nachgewieſen iſt. Pauſanias und Caſſius (150 und 235 n. Chr.) nennen den Wiſent als römiſchen Tiergartenbewohner „päoniſche Stiere". In der Schweiz gab es im Mittelalter noch Wiſente, wie oben erwähnt (benedictiones ad mensas von Ekkehart). In Oſtfrankreich ſcheint ſich der Wiſent bis etwa 1400 in einzelnen Exemplaren gehalten zu haben; im 11. Jahrhundert lebte der Wiſent noch in Südſchweden. (Nach Genthe.) — Wahrſcheinlich hat der Wiſent in England noch im 12. Jahrhundert,

Digitized by Google

gelebt; doch ist letzteres zweifelhaft, wenigstens über den Anfang des Jahrhunderts hinaus. —

Die „leges Allemannorum" (600 n. Chr.) verzeichnen Bisons (Wisente) und Ure als Tiere, die zur Brunstzeit zu schonen wären, ein Zeichen, daß beide Rinder schon damals selten waren. In Bayern mag der Wisent noch um das Jahr 1000 gelebt haben, und im Nibelungenliede, das den Wisent im Wasgenwalde nennt, heißt es: „Si wolden jagen Swin beren und wisende . . ."

Nachdem der Wisent im Mittelalter und später nach Osten verdrängt war, begann die Sitte des Verschenkens einzelner Stücke und kleiner Herden, besonders im 16. und 17. Jahrhundert. Polnische Große verschenkten Wisente an ihre Freunde im Westen, und Rakoczi II., Fürst von Siebenbürgen, schreibt 1643 an Paul Berneyßza, er möchte mit seinen Wisentfängern rechtzeitig erscheinen. Im 17. Jahrhundert fing man in Preußen die Wisente mittelst Ankörnung in einer Art Saufang, um sie lebend in die Hand zu bekommen.

Im 17. Jahrhundert kamen einige Transporte Wisente von Siebenbürgen nach Budapest. 1533 kamen Wisente, Wildpferde und Elche aus Preußen nach Bayern als Geschenk der Fürsten; 1530 und 1717 kamen Wisente von Preußen nach Hessen. Leider scheint es sich immer nur um einzelne Schaustücke und um „Kuriositäten", „seltsames Gezeug von fremder Gestalt", gehandelt zu haben, und ist man nicht ernstlich daran gegangen, den Wisent — wenn auch nur in Parken — wieder einzubürgern.

Dasselbe scheint mit den Schenkungen Herzog Albrechts von Preußen an die Mecklenburger Herzöge der Fall gewesen zu sein.

Genthe hat übrigens nachgewiesen, daß im Stupenitzer Tiergarten bei Berlin noch drei Wisente den letzten ostpreußischen Wisent, der 1755 fiel, überlebten. Sie stammten jedenfalls aus Ostpreußen, wurden aber erst 1768 getötet. Auch nach England sind die Wisente wiederholt wieder eingeführt worden; so 1698 und 1733. Nach Brandenburg wurden wiederholt Wisente aus Preußen gebracht.

Wenn wir eben einen 1555 in Preußen erlegten Wisent von 19 Zentnern nannten, so verdient der 1578 erlegte noch größere Beachtung (nach Genthe). Der Bulle wog 22 Zentner! Jarecki nimmt übrigens (1889, „Weidmann") das Höchstgewicht der Wisente von Bjelowesh mit 16 Zentnern an.

Im Jägerhof bei Berlin waren Wisente, Elche und Bären noch 1725 zu sehen. Sie waren aus Ostpreußen importiert. Zu Zeiten Friedrich Wilhelms I. gab es noch ziemlich viele Wisente in Ostpreußen. Die Tiere wurden auch des öfteren an andere Fürsten verschenkt. Leider sind auch viele Wisentbullen als Kälber gefangen und — kastriert (sic!) worden . . . Der Wisentbestand des Königreichs Preußen soll damals noch 117 Stück betragen haben.

Doch dauerte die Herrlichkeit infolge der Wilddieberei nicht lange, da ja schon 1755, wie wir eben lasen, das letzte Stück fiel, trotz der verschärften Bestimmungen zur Bekämpfung des Wildererunwesens. Die beiden Täter wurden übrigens zu zehnjähriger Zwangsarbeit verurteilt. —

1806 wurde noch ein Wisent in Ostpreußen erlegt. Es handelt sich wohl um ein versprengtes litauisches Stück.

Digitized by Google

In Sachsen fiel der letzte Wisent 1793 in der Heide von Liebenwerda. In Sachsen wurden viele Wisente zu „Hatzen" gezüchtet und gehalten. Die Kurfürsten holten sich die Tiere aus Preußen, um „Kampfjagden" mit Bären und Hetzjagden zu veranstalten, und später, als die Kurfürsten polnische Könige wurden, kamen viel polnische Wisente nach Sachsen. Ein letzter dieser Importierten scheint der Liebenwerdaer gewesen zu sein. Der eigentliche Wisent Sachsens war ja schon längst ausgestorben.

August der Starke hat viele Wisente — mit wechselndem Glück, oft erfolglos — eingeführt. So in die freie Wildbahn bei Grimma und nach Kreyern bei Moritzburg.

Nach Österreich kamen wiederholt einzelne Stücke im 16,. 17. und 18. Jahrhundert, unter anderem auch aus den rumänischen Grenzlanden, wo der Wisent „Zimbr" genannt wurde.

Im eigentlichen Ungarn ist der Wisent im 16. Jahrhundert ausgestorben, jedenfalls schon zu Anfang des Jahrhunderts. Im Szekler-Moldauer Grenzgebiet aber lebten noch im 18. Jahrhundert Wisente. In Siebenbürgen fiel wahrscheinlich der letzte durch Wildererhand 1790 (Genthe). —

Nur ein siebenbürgischer Wisent lebte noch bis 1809 in der Menagerie zu Schönbrunn bei Wien . . .

Zuletzt, als die ganze Herrlichkeit der Wisente in Deutschland, Ungarn, Rumänien, Siebenbürgen und Polen vernichtet war, hielt sich noch, dank der Hege der polnischen Könige, der russischen Zaren und — zuletzt — der deutschen Besatzungstruppen, der letzte Wisentstand in der Bjeloweshka Puschta, im Urwalde von Bjelowesh, dem Leibrevier der Könige von Polen einst, dem Reservatgebiet der russischen Zaren bis zum Weltkriege.

Schon der Überhege an Rotwild, Damwild und anderen Jagdtieren und der übermäßigen Fütterung, die aus dem Wisent ein halbzahmes Tier gemacht hatte, fällt die Schuld am ersten Niedergange zu: furchtbare Krankheiten dezimierten den Stand —, und als der Krieg ausbrach, fielen die vertrauten Tiere in großer Menge den wildernden russischen und dann den deutschen Soldaten zum Opfer. Erst die geregelte deutsche Verwaltung schaffte hier wieder Ordnung. Als aber die Revolution kam, brach das Unglück über die letzten freien Wisente Europas herein: Bolschewikenhorden, Polen, Litauer, allerhand Gelichter schossen die Tiere erbarmungslos nieder.

Nun heißt es: „Wisent tot . . ."

Doch über Bjelowesh und seine Wisente später.

III. Das Trinkhorn des Wenden.

Sie hatten Frieden geschlossen: Eginhart der Deutsche, dessen Stamm seit hundert Jahren im Havellande angesessen war, und Bogulub Bredow, der Wendenfürst. Und zur Feier des Friedens ward ein großes Fest gefeiert zu Olendin, dem Sitz des Wenden.

Viel reisige Helden saßen um die lange Tafel im Waffensaal des fürstlichen Slawen: Eginhart der Rote, Herr und Gaugraf im Havellande, Bigger

Digitized by Google

Eisenhand, sein Waffengefährte in mancher Schlacht, Herr Thorwaldt, den sie den Bären nannten, Winfried der Läufer, Wighart der Schütze und Gerhart, der Spielmann und Liedersänger. Das waren die Gäste.

An der Spitze der Tafel aber saß der Wendenfürst mit seiner Gemahlin. Rechter- und linkerhand hatten die vornehmsten der Gäste Platz genommen, zwischen ihnen die edlen der Wenden, die besten Degen des Fürsten: Wladislaw Stechow der Springer, der zu Mjelchow saß, Gans Publicz, der Starke genannt, Malke Bjelow, den die Leute den Wilden hießen, und andere mehr.

Alles Gewaffen war abgelegt; in kostbaren Kleidern, in pelzverbrämten Röcken saßen die Edlen um die Tafel vereint, während die Reisigen und Diener an Nebentischen schmausten.

Im Kamin der Halle brannte ein gewaltiges Feuer; die Diener und Dienerinnen reichten die Speisen: Braten vom Keiler und Hirsch, gebackenen Fisch und mächtige Laibe schwarzen Brotes. Emsig kreisten die Becher und Trinkhörner voll Met. —

Vor dem Wendenfürsten aber stand ein großer Becher, gefertigt aus dem Horn eines Wisents, mit Silber beschlagen. Das Trinkhorn kreiste unter den Edelsten und ward immer neu gefüllt mit schäumendem Met.

Als es zum drittenmal zu Eginhart kam, leerte es dieser auf einen Zug, hob es empor, betrachtete es von allen Seiten und sprach zu dem Hausherrn gewandt:

„Ein herrliches Horn, fürwahr, edler Herr. Ich habe viel gesehen in den Landen des Abends — solch prächtig Horn vom Wisent sah ich nie. Es gleicht an Dicke dem Horn des Urs, doch ist es krummer und kürzer. Das muß ein Stier gewesen sein, wie er selbst in Wotans ewigen Jagdgründen nicht hausen dürfte."

Der Wende blickte den rotblonden Germanen freundlich und lustig schmunzelnd an. Er strich sich den schwarzbraunen Bart und sprach:

„Ihr habt recht, edler Herr. Solchen Stier erbeutet selten ein Sterblicher. Mein Großvater hat ihn gestreckt, im Bruch am kleinen See bei Rytschegora. — Ein schwerer Kampf war's — wohl wert, zu bestehen. Nicht ein jeder aber, der die Hatz mitgemacht damals, hat den Kampf bestanden . . ."

„Erzählt, edler Fürst," bat Bigger. —

„Es war im Winter — um die Julzeit, wie wir's nennen, seit euere Sitte bei uns Slawen Eingang fand. Da hatten die Knechte einen Trupp Ure auf dem Berge bestätigt, einige Sauen und einen Wisent, wie sie noch nie gesehen. Der Wisent sei ein alter Einzelgänger, berichteten die Leute; seine Fährte sei so stark, daß selbst die Spur des stärksten Urs geringer wäre.

Ich war damals noch ein Knabe — aber ich erinnere mich des Tages so, als ob es gestern gewesen wäre. Da ich den Vater herzlich bat, durfte ich mit auf die Hatz; jedoch sollte ich abseits bleiben unter Obhut eines zuverlässigen alten Mannes. —

Ich konnte die Jagd recht gut beobachten: die Knechte hatten das Wild langsam in die Umzäunung gedrückt, die sie früher auf der Südseite des Berges angelegt hatten — im Erlendickicht des Bruches. — Die Bucht war nicht

Digitized by Google

groß — hundertfünfzig Schritte breit und zweihundertfünfzig oder dreihundert lang; der Zaun war stark und ringsum von Knechten bewacht.

An der offenen Seite aber hatte man, nachdem das Wild eingewechselt war, einen Verhau gezogen und davor, alle zwanzig Schritt weit, große Feuer angezündet, damit das Wild hier nicht den Bail brach.

Aber vor den Feuern und dem Verhau standen an siebenzig speerbewaffnete Knechte und die Fischer vom See und von der Rhin. Da konnte kein Wild hindurch.

Die Herren und ihre Waffenträger stellten sich ringsum innerhalb der Umzäunung auf, bereit, das Wild, das am Zaun entlang flüchten würde, zu empfangen. In die Mitte des eingefriedigten Bruches aber gingen die Rüdemänner und lösten die Hunde, siebzehn an der Zahl, und bliesen auf ihren Hörnern die Hatz an.

Es dauerte nicht lange, da brach und krachte es im Bruch: das Wild suchte fliehend zu entkommen. Es rannte erfolglos gegen die Knechte an, wurde mit Feuerbränden von der dichten Sperrkette zurückgetrieben und raste nun am Zaun entlang.

Ganz in meiner Nähe — ich stand jenseits der Umzäunung — hatte mein Großvater mit zweien seiner besten Leute Stand. Zuerst lief ihm ein mächtiger Keiler an — er durchstach ihn mit dem Speer. Wütend nahm der Keiler den Jäger an — doch brach er bald, getroffen von drei Lanzenstichen, zusammen. Die vier Ure, ein junger Bulle und zwei Kühe mit einem Kalbe, wurden nach gefährlichem Kampfe von den Gästen meines Großvaters gestreckt, das Kalb aber von meinem Vater und seinen Mannen mit der Schlinge eingefangen.

Es blieb endlich nur noch der starke einzelne Wisent im Treiben. Er wurde von den Rüden gestellt, ging aber nicht gegen die Jäger vor. Endlich entschloß sich ein Gast meines Vaters, ins Treiben hineinzugehen. Der unvorsichtige, kühne Mann! Er schnellte seinen Speer ab — traf den Bullen am Halse — jedoch nur leicht — und reizte damit das riesige Tier zum Angriff. Wie ein rollender Berg raste der Stier auf den Mann zu — er erreichte ihn — tief senkte sich der bemähnte Kopf mit den kurzen, krummen Hörnern. Und der Unglückliche flog mit zerbrochenen Gliedern hoch durch die Luft!

Es war der Schwestermann meines Vaters — ein tapferer Held: Bogumil, den die Leute den Gerechten nannten. —

Mein Vater und mein Großvater sahen das Unglück, ohne es aber verhüten zu können, und eilten mit ihren Mannen zu Hilfe. Sie griffen den Stier von zwei Seiten an — der aber zertrat drei Rüden, verletzte meinen Vater schwer, so daß er zwei Monde das Lager hüten mußte, tötete einen der besten Jäger meines Großvaters und brach schließlich, von meines Großvaters Kurzschwert ins Herz getroffen, im blutigen Schnee zusammen.

Dreißig Knechte hatten Mühe, das Ungeheuer hinauszuschaffen, so groß und schwer war der Stier!

Das war eine Heldenjagd, wie man sie heute nur selten noch findet, und selbst der stärkste Bär, der mächtigste Elch und der größte Ur geben kein solches Männerweidwerk. —

Digitized by Google

A. Schrammen phot.

Wiſentherde auf den Beſitzungen des Fürſten von Pleß.
Bison bonasus (L.).

Pleß, Oberschlesien, April 1908.

A Schrammen phot.

Pleß, Oberschlesien, April 1908.

Wiſentherde auf den Beſitzungen des Fürſten von Pleß.
Bison bonasus (L.).

A. Schrammen phot.

Pleß, Oberschlesien, April 1908.

Wiſentherde auf den Beſitzungen des Fürſten von Pleß.
Bison bonasus (L.)

A. Schrammen phot.

Pleß, Oberschlesien, Frühling 1908.

Wisentherde auf den Besitzungen des Fürsten von Pleß.
Bison bonasus (L.).

Aber eine traurige Heimkehr war's. Meines Vaters Schwestermann war tot, er selbst böse zugerichtet, einer der besten Leute — ein Mann aus dem Spreetal, den mein Großvater einst im Austausch vom Fürsten von Czarny-Rok erhalten, lag mit zerschmetterten Gliedern auf der Bahre. Dazu drei der besten Rüden tot, zwei andere übel zugerichtet — ein böser Strauß, ein Harst, wie eine blutige Männerschlacht beinahe . . .

Mein Großvater aber hat die Hörner in Silber fassen lassen bei einem fränkischen Schmied, der einst gefangen im Havellande lebte. Das eine Horn hältst du eben in der Hand, edler Herr; das andere ist bei meinem Bruder in Pommern."

Der Fürst schwieg und nahm einen tiefen Trunk. Und die Gäste murmelten nur leise ihre Meinung. Die Erzählung hatte bei allen einen großen Eindruck hinterlassen, besonders aber bei den germanischen Gästen; denn auch diese waren Jäger mit Leib und Seele.

„Ja — und doch ist's der schönste Tod," sprach Herr Eginhart. „Im Männerkampf zu fallen oder bei fröhlichem Jagen — kein Strohtod! Die Walküre hat die Seelen der Helden — auch des wackeren Dieners — sogleich an Wotans Heldentafel im Göttersaal zu Walhall gebracht . . .

„Zum Guten Gott, zum Bjely-Bog, wie wir euren Wotan nennen. Ihr habt recht. Dort jagen sie den Stier und den Keiler. Einen Trunk darauf, edler Herr, daß auch uns dereinst nicht der Strohtod erschleicht!"

Und Fürst Bogulub Bredow trank seinem Gaste zu.

IV. Naturgeschichtliches.

Der Wisent (bison bonasus) ist das mächtigste Wild Europas, mächtiger selbst als der Elch. Wie dieser mutet er wie ein Überbleibsel aus schöner, alter Zeit an; längst paßt er nicht mehr in unser nervöses Zeitalter hinein, in das Zeitalter der Maschinen, der Überzivilisation, der Geldherrschaft, die die Wälder vernichtet und die ganze Welt verhunzt und schändet. —

Der Wisent hat nun den Weg betreten, der ins Nimmerwiederkehrland führt, und — steht am Ziele; er ist dem Elch, dem Auerhahn, dem Bären vorausgegangen, dem Ur gefolgt; würdig, langsam und stolz wird er aus dieser Welt scheiden, hindurchschreiten durch das Tor, hinter dem die Weltenesche raunt, der Götterbaum, der die Grenze zeigt von Walhalls Fluren . . .

Er wird anatomisch nicht allzusehr — die geringeren Körpermaße ausgenommen — von seinem Vorläufer, dem bison priscus, abweichen, wenngleich letzterer gewisse Merkmale besessen hat, die auf nähere Beziehungen zu einer mit dem amerikanischen Bison (bison americanus) gemeinsamen, ursprünglichen, bisher hypothetischen Stammform hinzudeuten scheinen. — Vom amerikanischen, nunmehr auch allmählich aussterbenden Vetter, dessen Herden noch vor wenigen Jahrzehnten die weiten Prärien und Randwälder Nordamerikas bevölkerten, unterscheidet sich der europäische Wisent ziemlich scharf.

Zunächst durch die Verschiedenheit der Behaarung. Der Wisent ist gleichmäßiger behaart als der Bison; er erscheint daher ebenmäßiger im Wuchs.

Digitized by Google

Der Kopf ist kleiner als der des Bisons, der Körper ist nach hinten weniger abschüssig, die Hörner sind länger, weniger gebogen und gedrungen. Auch die Haarfarbe ist gleichmäßiger, der Buckel weniger hoch, die Hinterpartie verhältnismäßig kräftiger, das ganze Tier im Durchschnitt etwas größer. — Der Nasenrücken des Wisents ist weniger gewölbt als der des — geradezu „ramsnasigen" Bisons, das Ohr kürzer, der Hals dicker, aber weniger hoch, die Beine höher, das ganze Tier weniger plump. Während die Mähne des Bisons braunschwarz ist, wenigstens im Winter, erscheint die des Wisents mehr einfarbig braun, kaum dunkler als die übrige Behaarung, welche etwa dieselbe braune Färbung wie beim Bison zeigt. Das dicke, lange Winterhaar wird im Frühjahr in großen Flocken verloren. Hörner, Hufe und Nase sind bei beiden Arten schwarz. Ausnahmsweise kommen Stücke bei beiden Arten vor, die eine mehr graue Färbung aufweisen. Während beim Bison auch gelegentlich weiße Stücke beobachtet worden sind, fehlen solche Abnormitäten beim Wisent. Der Schwanz des Wisents ist länger als beim Bison, die Quaste länger, aber dünner behaart. Dasselbe gilt vom Kehlbart. Die Behaarung des Wisents ist glatter, weniger wollig als die des Bisons; besonders bei den Kälbern zeigt sich dieser Unterschied sehr deutlich.

Im Gegensatz zum Bison, der nur im Norden an manchen Stellen Bewohner der Wälder und Randwälder ist, sonst aber die offene Prärie vorzieht, ist der Wisent ausschließlich Waldtier. Der bison priscus, sein Vorläufer, scheint dagegen die Steppe vorgezogen zu haben und ist erst allmählich Waldtier (wie ja auch der Elch und andere Tiere) geworden.

Zum Vergleich einige Maße von Wisent und amerikanischem Bison:

Wisent (Stiere):

Ganze Länge	Widerristhöhe	Kreuzhöhe	Gewicht	
3,90 m	2,10 m	— m	1905 Pfd.	(1555 Preußen)
3,40 „	1,70 „	1,45 „	1368 „	(Bjeloweſh)
3,23 „	1,76 „	1,43 „	1297 „	
3,24 „	1,80 „	1,50 „	1456 „	

Die Schwanzlänge des Wisents beträgt etwa 75 cm ohne Endhaare, die Schrittweite (nach Rörig) 156 cm, Länge und Breite der Fährte etwa 12 cm, Länge und Breite der Fährte eines Septemberkalbes von Bjeloweſh 7 cm (Rörig).

Bison (Stiere):

	Ganze Länge	Widerristhöhe	Kreuzhöhe	Gewicht
	2,70 m	1,70 m	1,40 m	1200 Pfd.
	2,90 „	1,80 „	1,50 „	1350 „
	3,00 „	1,88 „	1,56 „	1270 „
Nach Brehm:	3,00 „	1,90 „	1,60 „	2000 „

Die Schwanzlänge des Bisons beträgt etwa 50 cm, mit den Endhaaren 60—65 cm; die Schrittweite ist geringer als beim Wisent.

Vor einigen Jahrzehnten wurden kaukasische Wisente zur Blutauffrischung nach Bjeloweſh gebracht. Sie hielten sich anfangs stets abseits, waren heller gefärbt, geringer und leichter im Körperbau. Im allgemeinen hat der kaukasische Wisent aber dasselbe Aussehen wie der litauische, wie Kenner

Digitized by Google

übereinstimmend berichten. Die Hörner sollen aber an den Spitzen mehr zusammengebogen sein und mehr horizontal stehen *).

Der Wisent hat 14, der Bison aber 15 Paar Rippen (Brehm).

Bei dieser Gelegenheit nur ein paar Worte über den „Buffalo" der Amerikaner, den Bison. — Viel geselliger als der Wisent, lebte der Bison noch in den fünfziger und sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in ungeheuren, nach Millionen zählenden Herden in den Prärien fast des ganzen gemäßigten Nordteiles von Nordamerika, südlich bis an die Grenze der Plantagen von Carolina und nördlich bis nach Kanada hinein.

Trotzdem der Bison viel mehr unter den fürchterlichen Schneestürmen der Prärien litt als der Wisent als Waldbewohner, trotzdem Tausende fast alljährlich eingingen, nahm die Masse der Waldrinder nicht ab. Sie waren die Hauptnahrung und Erwerbsquelle der nordamerikanischen Indianer; sie gaben diesen Jägervölkern Sehnen zu Bogen, Häute zu Leder und Fleisch. —

Als aber die „intelligenten" Weißen, die „Christen" und „Kulturträger" nach den Prärien des Westens vorrückten, änderte sich das Bild. Die Weißen kamen mit ihren Wagenzügen und Viehherden, um das Land in Besitz zu nehmen.

Zunächst dachten sie nicht an Kulturarbeit, sondern nur an Vernichtung, genau so, wie sie es in Mittelamerika gemacht hatten, wo sie die Eingeborenen und ihre alte Kultur ausrotteten.

Sie begannen ihre „Kulturarbeit" damit, daß sie — zunächst um des Wildbrets willen, was ja noch einigermaßen entschuldbar war — die „Buffalos" zu Hunderten und Tausenden niederknallten. Dann begann ein wahnsinniges Morden, weil — die „Büffel" dem — Weidevieh die Weide schmälern konnten. —

Die Kadaver verkamen, verfaulten . . .

Später ward die „Pacific-Railway" gebaut — die Bisons wurden dadurch in eine größere Nord- und eine kleinere Südherde geteilt. — „Helden" — wie der famose „Buffalo-Bill", der „Oberst" Cody, der vom sensationslüsternen und kritiklosen Publikum auch bei uns im — Zirkus bestaunt wurde, und seine „Cowboys" machten ein Geschäft daraus, nicht nur die Tausende von Arbeitern, die den Bahnbau schafften, mit Büffelfleisch zu versorgen, sondern auch — lediglich um der Häute willen — die Bisons zu Tausenden niederzuknallen . . .

Die Südherde schmolz dahin wie die Butter unter der Sonne, und auch die Nordherde wurde gezehntet. Aus Millionen von Bisons wurden Hundert-

*) »Caractères crâniens indiqués par Hilzheimer (loc. cit.): particulièrement la forme de l'os lacrymal, triangulaire comme chez bison americanus (et non aminci en avant et à bord inférieur concave comme chez b. bonasus); par ces caractères, le bison du Caucase forme la transition entre b. bonasus et b. americanus. Les cornes sont plus horizontales et plus écartées à leur pointe.« Trouessart. — (Demnach müßte bison bonasus vom Kaukasus-Wisent unterschieden werden. Jedoch berechtigen die kleinen Unterschiede bisher nicht, eine neue Unterart festzustellen, die wir bison caucasicus nennen dürften. Höchstens erscheint Bezeichnung: bison bonasus, var. caucasicus berechtigt. D. V.

Digitized by Google

tausende, aus Hunderttausenden — Tausende. — In den achtziger Jahren war die Südherde vertilgt.

„Sportsmen" setzten das Werk fort. — Heute sind in den Vereinigten Staaten noch in den „Reservationen" einige hundert Bisons vorhanden, in Kanada — teils in Privathand, teils unter Staatsschutz — einige hundert — das ist alles . . .

Es wird nicht lange dauern — und der letzte „Buffalo" ist dahin. —

Der — Mensch . . . Stellers Seekuh, der Brillenalk, die Wandertaube, Labradorente, der Californische Condor, der Dronte, der Grönlandswal, der Wisent, der Bison. Alles dahin, gemordet. — Sinnlos, dumm . . .

Alles harmlose Tiere, nützliche, zum Teil als Haustiere brauchbare Geschöpfe einer überreichen Natur, die — von Unwürdigen geschändet und beraubt ward. Wahrhaftig — der Mensch hat bewiesen, daß er dieser Gaben nicht würdig war und seine Not, seinen Hunger — seinen schließlichen Untergang in vollem Maße verdient . . .

Doch nun zurück zu unserem Wisent. Die Tragezeit beträgt, wie unter anderen Dr. Heinroth-Berlin festgestellt hat, rund neun Monate (das stimmt auch für den Bison). — An Feinden kommen (oder k a m e n) außer dem Menschen nur der starke Bär — und auch dieser nur für kranke, schwache und abseits geratene Stücke — in Betracht, ebenfalls für schwache Stücke, etwa in Wintersnot, der Wolf in großen Rotten, für den Bison vielleicht noch ausnahmsweise der Puma im Waldrevier und für Kälber mal vielleicht der Luchs. Der ausgewachsene Wisent oder Bison brauchte, wenn er bei Kräften war, außer dem Menschen keinen Gegner zu scheuen, ebensowenig wie der Elch. —

Die Fruchtbarkeit ist leider nicht groß; sie scheint beim Wisent noch geringer zu sein als beim bison americanus. — Fortpflanzungsfähigkeit bei beiden Arten nach vollendetem zweiten Lebensjahre im August oder September beginnend, bei schwächeren Stücken noch später; also im Alter von 27 bis 29 Monaten und darüber. — Lebensdauer bei beiden Arten etwa 20 bis 30 Jahre bei Kühen, 30 bis 50 Jahre (schätzungsweise) bei Bullen. — Das nach neun Monaten gesetzte Kalb ist verhältnismäßig klein und wächst langsam; wird von der Mutter meist tapfer verteidigt (es kommt auch vor, daß es im Stiche gelassen wird; Regeln gibt es hier ebensowenig wie bei Bär und Elch) und ist erst im neunten Lebensjahre auf der Höhe seiner Größe und Kraft. — Auch die Stiere verteidigen die Kälber der Herde. — Beginn der Brunft beim Wisent im August, auch erst September, Dauer in der Regel etwa 3 bis 4 Wochen; beim Bison dauert die Brunft vom Juli bis September; ausnahmsweise kommen Beschläge bei beiden Arten noch im Winter vor. Die Kuh kalbt nicht alljährlich, sondern in der Regel alle drei, ausnahmsweise alle zwei Jahre. In der Regel wird nur ein Kalb gesetzt, sehr selten zwei. — Geburtszeiten der Kälber beim Wisent im Mai und Juni, mitunter im Juli, beim Bison von Ende März bis zum Juli. — Verfrühte und verspätete Geburten kommen bei beiden Arten vor. — Der kaukasische Wisent soll etwas später brunften als der litauische. —

Digitized by Google

Während der Brunft werden zwischen den Stieren heftige Kämpfe ausgetragen. Kreuzungsversuche mit Hausrindern sind bei beiden Arten wiederholt gemacht worden, doch sind diese schwierig, da die Wisente anfangs stets Widerwillen gegen Hausrinder zeigen. Die Produkte sind dem Wisent bzw. Bison ähnlich; die Mischlinge sind nur mit reinrassigen Tieren gepaart fruchtbar; die Mischlinge zweiter Generation haben schon fast reinen Bison-Typ. — Bleibende Erfolge sind — leider — aus den Kreuzungen, die unter anderen Friedrich Salz-Fein versucht hat, nicht zu verzeichnen gewesen.

Eine Eigentümlichkeit des Wisents scheint die Herstellung von „Beschlagsständen" zu sein, im Prinzip ähnlich, wie wir sie für unsere Hausrinder herstellen. — In dem Werk der deutschen Forstverwaltung zu Bjelowesh steht darüber folgendes: „. . . Auf einmal begann er den Humus zu bearbeiten, daß die Grasballen und Erde umherflogen; namentlich mit dem Gehörn riß er große Rasenstücke los, wobei er immer einen kurzen, dumpfen Laut ausstieß. Nachdem der Bulle das Loch so weit vertieft hatte, daß er mit den Vorderläufen fast bis zum Knie in der Erde stand, trollte er zur Herde und holte sich eine Kuh heraus, die er mit dem Gehörn, je nachdem die Kuh die Richtung nahm, zu dem ausgeschlagenen Loch trieb. Als es ihm gelungen war, sie hineinzutreiben, wobei sie vorn etwas höher und mit den Hinterläufen in der tiefsten Stelle stand, beschlug er sie zweimal."

Das ausgeschlagene Loch war 25 cm tief und 2 m lang, dabei 1¾ m breit. Ähnliche „Sprungställe" findet man häufig an Grabenrändern. —

Man sieht aus obigem, daß der Wisent nicht, wie viele Schriftsteller behaupten, gänzlich stumm ist. Auch der Bison gibt, gereizt, einen brummenden oder grunzenden Ton und mitunter ein Schnaufen von sich. —

Nach der Brunft sondern sich die älteren Bullen ab und führen ein einsames Leben, wandern auch unstet umher. Zu Beginn des Winters rudeln sie sich wieder mit dem Mutterwilde zusammen. Zum Setzen sondern sich wiederum die Kühe für einige Zeit ab, finden sich dann aber mit ihren Kälbern bald wieder bei der Herde ein. Das Kalb folgt der Herde bald ohne Schwierigkeit. So wenig im allgemeinen die Kuh zu Angriffen neigt, so leicht reizbar ist mitunter der alte Bulle. Er kann unvorsichtigen Menschen sehr gefährlich werden.

Im allgemeinen sind die Wisentherden nicht zahlreich; Herden von 15 bis 30 Stück können schon als starke Trupps bezeichnet werden. Der Bison Amerikas ist geselliger — seine Herden zählen größere Kopfziffern; Herden von mehreren tausend Stück waren früher keine Seltenheit. —

Der Wisent wurde leider in den letzten Jahrzehnten von mancherlei bösen Krankheiten heimgesucht. Am schlimmsten wütete 1910 die Wild- und Rinderseuche (Septicaemia haemorrhagica bovum) unter den Beständen von Bjelowesh, so daß von etwa 1300 Stück nur knapp 700 (nach andern Berichten von etwa 1200 nur 727) übrigblieben. — Die Seuche griff übrigens auch auf Rotwild, Damwild, Elche und Sauen über. —

Auch Milzbrand und Rinderpest haben in früheren Zeiten viele Opfer unter den Wisenten gefordert; auch der Amerika-Bison ist von den Seuchen

Digitized by Google

nicht verschont geblieben, und der Ur mag wohl gleichfalls zum Teil seinen Untergang den Seuchen zu verdanken haben, die wandernde Völker und ihr Vieh aus Asien einschleppten; so Räude, Milzbrand, Maul- und Klauenseuche, Pest, Viehseuche usw. —

An Schmarotzern kennen wir am Wisent die Dasselfliege (Hypoderma bovis). Auch Zecken setzen sich an Wisenten fest. Die Schmarotzerfrage ist übrigens noch ziemlich unerforscht, die Spezies stehen nicht genau fest, wahrscheinlich hat der Wisent besondere Unterarten von Bremsen und Rachenbremsen (cephenomia) aufzuweisen. Auch vom Leberegel wird der Wisent oft befallen. —

Durch Eisverhältnisse, Überschwemmungen, Moore sind viele Wisente umgekommen; häufig wurden in Bjelowesh Funde versunkener Stücke gemacht. Auch bison priscus, dessen Überreste wir in Torfmooren finden, mag wohl in grauer Vorzeit häufig in Mooren umgekommen sein. — Mancher Bulle fiel im Zweikampf mit Artgenossen in der Brunftzeit. —

Während der Wisent Polens und Litauens Flachlandbewohner war, lebte der ausgestorbene Wisent Nord- und Mittelrußlands sowohl im Flachlande, im Sumpfwalde wie im Hügellande und Mittelgebirge, und der Kaukasus-Wisent ist geradezu Hochgebirgskletterer geworden, fühlt sich in den Kubanniederungen ebenso wohl wie an den Berghängen und sucht mitunter sogar recht hohe Lagen auf. Es geht ihm darin ebenso wie dem Elch; auch dieser ist eigentlich Flachlandtier, ja Sumpfhirsch, wird aber unter Umständen, wie in Norwegen und im Olonezer Gouvernement, Mittelgebirgstier und sogar Felsenkletterer, steigt im Aldan und in den Gebirgen des Jenisseier Gouvernements hoch in die Berge, kommt gelegentlich im Chingan in großen Höhen vor und steigt im Ural und in den Rocky-mountains die steilen Berge leicht hinauf.

Der Wisentstand im Kaukasus ist auf einige Berghänge und Täler des wenig bewohnten, wilden Kubangebietes beschränkt, hat sich aber früher sehr weit ausgebreitet. Bis zum Kriege stand er hauptsächlich in den Wäldern der Privatbesitzungen des Großfürsten Michail Alexandrowitsch, dessen Schon- und Jagdgebiet hier weite Länderstrecken umfaßte. Nach der Revolution verlangten die Kubankosaken völlige Jagdfreiheit und Rückgabe der Gebiete, so daß es wahrscheinlich nicht mehr lange dauern wird, bis auch hier der letzte Wisent umgebracht sein wird. (Genthe, 1917.) —

Der Kaukasus-Wisent wird von den Tscherkessen „Dombai" oder „Dombe" genannt. Ende des 17. Jahrhunderts wurde bekannt, im Kaukasus lebe ein „Büffel"wild. Nach den Berichten konnte es nur der Wisent sein (Genthe). — Die Existenz des Wisents im Kaukasus wurde oft angezweifelt, und sogar der berühmte Karl Ernst von Baer hegte Zweifel. 1830 behauptete noch Eichwald, der Kaukasus habe nie Bisons besessen. 1836 brachte General Baron Rosen der Petersburger Akademie das Fell einer Wisentkuh aus dem Kaukasus. 1633 wird der „Dombai" für Abchasien, Ende des 17. Jahrhunderts für Mingrelien erwähnt. Baron Tornau beschreibt Wisentjagden in Abchasien für 1848 und 1864. Filatow stellt 1911 fest, die Verbreitungsgebiete im Kubangebiet seien im Norden etwa die Gegend der Städte Atschcha und Atscheschbok,

Digitized by Google

längs des Flusses Uruschten und der Schischa, die Besymjanka entlang. Westlich der Bjelaja käme der Wisent nicht mehr vor. Die Ausdehnung des Gebietes bemißt Silatow auf 50 Werst in westöstlicher und 20 Werst in nordsüdlicher Richtung. Das Gebiet ist also sehr klein. Die Anzahl der Wisente mag bis zum Kriege noch vielleicht 200 Stück betragen haben (Silatow rechnet mit „100 bis 1000"!). — Ob heute, nach Sturz des Kaiserhauses, nach all den Revolutionen noch überhaupt etwas vom „Bison bonasus caucasicus Sat." übrig ist, erscheint sehr zweifelhaft — ja es ist möglich, daß sich — trotz aller Umwälzungen — noch eher in irgendeinem Winkel von Bjeloweshy ein paar Stücke gehalten haben als im Gebiete der Kubankosaken. Wahrscheinlich kann heute sowohl der „subr" wie der „dombe" zum ausgestorbenen Wilde gerechnet werden . . .

Und — wie leicht wäre es gewesen, den Wisent zu retten! Ein Machtwort — man hätte den Bjeloweshyer Wildstier — die paar hundert Überlebenden — einfangen können und nach der Schorfheide oder einem andern innerdeutschen Walde bringen können . . . Vorbei . . .

Fritz Bley kommt in seinem Aufsatz über den Wisent von Bjeloweshy im St. Hubertus, 1912, auf wesentlich andere Maße, als eben angegeben. Er nennt: Länge von Nase bis Schwanzansatz 2,50 m, höhe am Widerrist 2,30 m. — Die Maße erscheinen gegenüber den von Brehm und andern Autoren, auch vom K. Russ. Hofjagdamt und von Karl Grevé gegebenen gering. Offenbar handelt es sich hier um geringere Exemplare, oder die Maße sind anders genommen (bei Bley ohne, bei den andern Autoren mit Schwanz). — Aber auch das Verhältnis von höhe zu Länge erscheint verschieden, wenn wir die Maße vergleichen: Bley: $\frac{2{,}50}{2{,}30}$ m, Brehm: $\frac{3{,}40}{1{,}70}$ m oder, ohne Schwanz: $\frac{2{,}65}{1{,}70}$ m, Russ. Jagdamt: $\frac{3{,}40}{1{,}78}$ m oder, ohne Schwanz: $\frac{2{,}65}{1{,}78}$ m und $\frac{2{,}48}{1{,}76}$ m.— Der Preuße von 1555 aber soll 3,90 m lang und 2,10 m hoch gewesen sein. Das ergäbe, ohne Schwanz gemessen, folgendes Verhältnis: $\frac{3{,}15}{2{,}10}$. — Möglich, daß Irrtümer vorliegen, möglich aber auch, daß die Wisente individuell in den Körperformen sehr stark variieren. Dasselbe sehen wir bei verschiedenen Bjeloweshyer Typen, die im Werk: „Bialowies unter deutscher Verwaltung" von Professor Dr. Körig gezeigt werden: Schädellängen: 44,7 und 45,2 cm, Basilarlängen: 46,2 und 46,5 cm, Schädelbreite an den Augen: 28,8 und 33 cm, obere Backenzahnlänge: 14 und 14,5 cm, Abstand der Hornspitzen: 45 und 36, Abstand der Hornwurzel, oben, innen: 24,5 und 24 cm, größte Auslage: 65,5 und 60 cm, Hornumfang: 31,3 und 31 cm, Hornlänge: 44,5 und 41,5 cm. —

Man sieht, daß die Maße ziemlich verschieden sein können. Das ist hier ebenso wie beim Reh, bei dem es in einem und demselben Reviere kurz- und langschädelige Stücke gibt, breit- und schmalköpfige. Manche Wisente weisen sehr stark nach innen gebogene Hörner auf. —

Digitized by Google

Die Verfärbung erfolgt im Frühling (April bis Mai); der Winterpelz wächst im September bis November. Das Sommerhaar ist glänzender, heller als das Winterhaar. Das erst rotbraune Kalb wird später schwarzbraun, dann grauschwarz und erhält erst im nächsten Frühjahr die gewöhnliche braune Wisentfarbe. — Unter den Sinnen steht der Geruchssinn obenan. Auch das Gesicht ist nicht schlecht — doch wohnt den dunkelbraunen Augen kein starkes Unterscheidungsvermögen inne, wie ja meist beim Paarzeherwilde der Fall. — Das Gehör ist weniger gut entwickelt, wie Kenner des Wisents behaupten.

Die Bewegungen sind nur scheinbar plump — in Wirklichkeit ist der Wisent ein schnelles und gewandtes Tier (wie ja auch der nur scheinbar plumpe Elch), das auch weit und hoch springen kann, gut schwimmt, aber sehr kurzen Atem hat, sich daher Wölfen und Hunden bald stellen muß. Moore überwindet der Wisent besser als Hausrinder, aber schlechter als Hirsche, besonders aber als der Elch. —

Die Äsung besteht vorwiegend aus allerhand Gräsern, besonders aus dem Wisentgras („subrówka", aus der der berühmte Schnaps fabriziert wird), dem wunderbar duftenden Stengelgrase Hierochloa odorata. — Daneben äst sich der Wisent gern an Weidenschößlingen und Rinden, Espenrinden, Zweigen von Weichhölzern, Misteln, Lindenzweigen, jungen Schilfkolben und anderem mehr.

Sandbäder werden mit Vorliebe genommen; in Schlamm und Wasser wird nicht — wie dies Hirsch und Elch so gern tun — gesuhlt. Kühlung gewährt im Sommer das Lagern auf feuchtem, laubbedecktem Humus oder im Schilf auf nicht zu nassem Schlammboden.

Dies die allgemeine Naturbeschreibung des Urstieres, soweit sie erforscht und bekannt. Leider wird es nicht möglich sein, die Forschungen zum Abschluß zu bringen — das Objekt wird dem Zoologen und Jäger fehlen . .

V. Am Hofe des Kurfürsten.

Wie hohe Mauern stehen die Tücher um das abgesteckte Jagen der Heide. — Nur hin und wieder bewegt sich die Wand ein wenig in gleitenden Wellen, wenn der Wind die Gestelle hinunterstreicht.

Tagelang war die ganze Jägerei, unterstützt von 150 Holzknechten und 400 Bauern, die man zu diesem Zweck aufgeboten hatte, tätig gewesen: man hatte große Jagen eingelappt, mit Verhauen und Zäunen, Tüchern und Wimpeln eingekesselt, um das Wild in die Kammern zu drücken. Endlich war das Werk gelungen: im Tücherraum, einem 500 Schritt langen und 150 Schritt breiten Waldstück wimmelte es von Wild, von Hirschen, Rehen und Sauen. Auch vier Wisente waren eingekesselt, zwei Bullen und zwei Kühe. —

Fast birnenförmig ist das Treiben. Der Hauptkessel ist abgerundet und weit über 300 Schritt breit. Er mündet in den Lauf, den schmäleren Teil des Jagens. Der Lauf ist aber am Ende abgesperrt mit einer Bahn hoher Tücher, die den Lauf vom Abschießen, einem länglichen, von Tüchern um-

Digitized by Google

gebenen Platz trennt. Mitten im Abschießen aber steht das Schießzelt des Kurfürsten und seiner Gäste.

Auf jeder Seite des Schießzeltes zieht sich ein niedriger Zaun bis zu den Tüchern hin: ihn sollen die Hirsche überfallen, zu höherer Schießbelustigung; denn der springende Hirsch in der Flucht trifft sich schwerer als der flüchtende.

Weiterhin wird der Platz wieder breiter und bildet eine Rundung. Hier soll das angeschossene Wild von den Hetzhunden gefangen und durch die Jägerei abgefangen werden. Hier wird auch später die Strecke gemacht. — In Abständen von je etwa 50 Schritten steht die Jägerei heute auf Posten, um das Wild, das im eingefriedigten Raum umherirrt, zu beobachten. Der Oberforstmeister und der Hofjägermeister reiten ständig die Außenwand der Tücher ab und überzeugen sich, ob noch alles in Ordnung. Hell strahlt die Septembersonne über die gelben und roten Wipfel der Laubbäume, über das grüne Genadel der Föhren und Fichten. —

Auf der Landstraße Staub, Wagenrollen — Hörnerschall in der Heide. Zwei Reiter auf Apfelschimmeln, Trompeten in der Hand. Die Vorreiter Seiner Kurfürstlichen Gnaden, Polnischen Königs Majestät. —

Dahinter ein Trupp Gardereiter und dann die Staatskarosse mit acht Rappen bespannt. In den Polstern des Wagens Kurfürst August und neben ihm die Maitresse en titre: Gräfin Dönhoff . . .

Nach und nach rollen die übrigen Wagen und Karossen heran. Der Graf Flemming, Fürst Anton Egon zu Fürstenberg, der Herr von Tschirnhauß, Graf Poniatowski, Graf Starshinski, Graf Czapski, Graf Ditzthum und andere sächsische und polnische Herren. Sie entsteigen den Wagen — auch Damen sind dabei. Die Jägerei bläst Fanfaren und erhebt das Waldgeschrei:

„Horridoh — hoh! Horridoh!"

Der Kurfürst blickt sich suchend um: „Wo sind unsere schwedischen Gäste?"

Flemming zuckt die Achseln und schweigt. „Majestät," sagt Fürstenberg, „Seine Majestät der König von Schweden haben sagen lassen — die Zeiten wären nicht geeignet, Feste und Schaujagden abzuhalten . . ."

„Tant mieux . . ." August ist ärgerlich, doch er versteht seinen Unmut unter heiterer Maske zu verbergen. —

„Hat Wind bekommen, der Schwede," flüstert Poniatowski. „Kann sein," meint Ditzthum. „Wer weiß, ob's so nicht besser ist . . . Die Schweden hätten ihn bitter gerächt."

Schon hat August der Starke seinen Unmut überwunden. „Auf zur Jagd, messieurs!"

Er nimmt seinen Platz im Schießzelt ein; die Büchsenlader stehen fertig. Drei reich verzierte Radschloßgewehre liegen bereit, herrliche Waffen mit eingelegtem Elfenbein und Perlmutter.

Neben dem Könige die Gräfin Dönhoff, dann die Herren in Reihe und Glied auf der anderen Seite des Zeltes — dem Könige den Rücken zuwendend.

Die Jagd kann beginnen. Fanfaren ertönen, die Scheidewand fällt . . . Man hört die Hörner der treibenden Jäger, das Rufen der Treibermasse.

Digitized by Google

Fünf, sechs Stück Rotwild brechen hervor, stutzen, prallen zurück im Anblick von Schießlauf und Zelt. Die Hunde jaulen.

Wieder brechen die Hirsche vor. Neun, zehn, vierzehn Haupt. Ein starker Keiler hinterdrein. In Todesangst. Sie stutzen, prallen abermals zurück, abermals vor. Vorbei am Königsstande. Drei Schüsse fallen, als das Wild den Springzaun überfällt. August schießt eine sichere Kugel: drei Tiere brechen zusammen. Fanfaren, Hundeblaff. Schnell sind die Gewehre geladen. Das Wild bricht zurück — vorüber an den Herren auf der andern Zeltseite. Neues Wild bricht in Rudeln hervor, Sauen, Hirsche, Rehe. Schuß auf Schuß. Der Boden rötet sich, staubige, blutige Leiber schlagen um sich . . . Pulverdampf.

„O — que c'est magnific!" Die Gräfin ist außer sich vor Lust . . .

Neues Wild, immer neues. Die Treiber rücken, eine undurchdringliche Wand, langsam vor. Schon sieht man hier und da ihre Köpfe.

Da dröhnt der Boden — massige Gestalten stürmen vor. Vier Wisente. Zottige Leiber, blutunterlaufene Lichter. Die Halbzahmen, die man hier in der Heide hielt, sind wild geworden vom Lärm, zornig . . .

Schüsse fallen. Gebrüll eines Mannes, der zertreten wurde. Wieder schließt sich die Treiberwehr, wieder stampfen die wunden Wisente heran.

Hundekeuchen, Jaulen, Bellen. Eine Dogge fliegt hoch in die Luft, schlägt vor dem Fürstenstande nieder, gewirbelt von krummem Horn . . .

Schüsse, Fanfaren.

Zwei Wisente brechen vor dem Fürstenzelte nieder; ein dritter rast den Treibern entgegen, mit schlagenden Flanken, mit rotem Schaum vor dem Äser. Der vierte hat sich stumpf vor Schmerz und Wut im Abschießen niedergeworfen. Sein Gehörn bricht den staubigen Boden auf.

Schüsse, Schüsse, Fanfaren.

Jetzt bricht auch der letzte nieder, den man von Bjelowesh hierher holte. Im Feuer der Maitresse en titre . . .

Das Wild wird zusammengeschleppt, Feuer flammen auf. Die Jägerei verbläst die staubige, blutige Strecke der verrenkten und verstümmelten Edlen des Waldes. Der Kurfürst schreitet die Strecke ab.

4 Wisente, 19 Hirsche, 37 Stück Rotwild, 18 Rehe und 34 Sauen liegen auf der Strecke. —

Fanfaren, Fanfaren . . .

„Messieurs," gerötet ist das Antlitz des Fürsten, „messieurs — eine schöne Jagd, un plaisir magnific."

Lächelnd verneigt sich Graf Flemming, tief verbeugen sich Forstmeister und Oberjägermeister.

Zelte werden aufgeschlagen. Lampions flammen in langen Ketten. Wie von eines Zauberers Hand gestellt: gedeckte Tische, Sessel, Stühle. Der Tokaier leuchtet in den Pokalen, Musik ertönt.

Und an die Blutorgie schließt sich die Orgie in Wein und Tafelfreuden. Sie leitet die Liebesorgie ein. —

Zimbeln und Celli, Geigen und Hoboen.

Digitized by Google

Ein Jäger ſchleicht hinter den Tüchern der Heuerstochter nach — flüſternde Stimmen im Buſch — auch das Volk hat Bier, Likör und Wein. Heute ſchirmt kein Schutzheiliger, keines Vaters Zorn: Jungfern und Wild ſind frei . . .

Gelächter im Königszelt, Gelächter in den Lauben der Herren und hinter den Tüchern beim Troß. —

Fern aber — halbwegs Dresdens und Meißens hoher Albrechtsburg reiten ſchwediſche Krieger. Voran ein ſchlanker, junger Herr in einfachem, blauem Rock, ohne Abzeichen, ohne Orden, ohne Puderperücke. Carolus XII., rex Suedorum. Der Held. Leiſe klirren die Waffen, die Roſſe ſchnauben.

Sie ſchweigen: Karl und ſein Vertrauter Cederſkiöld, ſeine Krieger.

Sie reiten. Still, ernſt. Denn ſie eilen zur Albrechtsburg, um eine verlaſſene Frau zu begrüßen, die Kurfürſtin Chriſtine. —

Maßloſer Ekel trieb den Schwedenkönig fort — ritterlicher Sinn, Mitgefühl für die Beleidigte, Verlaſſene.

Die Maitresse en titre aber lag in des Kurfürſten Arm, weinſelig lachend. War auch Polens Krone verloren und der Schwede im Land — die Geigen lockten, die Celli ſangen, der Wein funkelte in den Kelchen.

„Vivat König Auguſtus . . .“

Hinter den Tuchbahnen aber zerren die Knechte die Leiber der vier letzten Wiſente auf den Wildwagen, der vier, die eines Fürſten wilde Laune aus ferner Puſchta hierher gebracht — zu eklem Spiel . . .

VI. Bjelowesh*).

Der letzte Zufluchtsort unſeres Urwildes in Mitteleuropa. — Ein meilenweiter Urwald mit Rieſenbäumen, wie man ſie heute kaum noch irgendwo in der Alten Welt ſieht, mit Moräſten, Sümpfen, großen Wieſen, abwechſelndem Beſtande von Buchen, Eichen und Eſchen, Ahornen, Birken und Erlen, von den verſchiedenſten Sträuchern, wilden Obſtbäumen und Ebereſchen, Faulbaum und Eſpen, Linden und Ulmen. Dann Kiefernheiden, Miſchbeſtände von Kiefer und Fichte, ſtellenweiſe Edeltannen, die hier auf Geheiß der Zaren gepflanzt wurden, Roßkaſtanien und andere beſondere Bäume ums Zarenſchloß. Ein bunter, herrlicher Miſchwald, einzig ſchön, von den polniſchen Königen und ſpäter den ruſſiſchen Zaren als Urwald gehalten, in dem in letzter Zeit nur abſterbendes und dürres Holz gehauen werden durfte, bis der Krieg und mit ihm — für leider ſo kurze Zeit — die regelrechte deutſche Forſtwirtſchaft kam.

Doch — ſo ganz „Urwald“ war der Bjeloweſher Wald doch nicht mehr; nur in ganz abgelegenen Partien hatte er den reinen Urwaldcharakter bewahrt.

Schon zu polniſcher Zeit gab es hier eine gewiſſe Holznutzung; es wurde ſogar Holz exportiert. Im übrigen aber wurde meiſt geplänkert; Teeröfen waren ſtellenweiſe im Betriebe, Pottaſche wurde gewonnen, und der Wald

*) Wir ſagen „Bjeloweſh“, wie vor dem Kriege die amtliche ruſſiſche Bezeichnung war. „Bialoweſh“ oder gar „Bialowics“ ſind willkürliche Wortgebilde. D. V.

Digitized by Google

gab den umliegenden Ortschaften das Material zu Häuserbau, Schindeln und Nutzholz. Terpentin wurde viel, Holzkohle nur wenig gewonnen (Dr. Voit „Bialowies unter deutscher Verwaltung"). — Sehr viel wurde Bienenzucht getrieben; die Linde wurde als Bastholz genutzt; die Wiesen ergaben viel Heu.

Nachdem das Land russisch geworden war, wurde der westlich des Narew gelegene Teil der Bjeloweshkaja-Puschta Staatseigentum; der östliche Teil blieb Privatbesitz (v. d. Brincken und Eichwald, 1828 und 1830). —

Der im Staatsbesitz verbliebene Teil, 128 000 Hektar, wurde 1888 „Udiel", das heißt Apanagenbesitz der Großfürsten des Kaiserhauses. Der Holzschlag ruhte von dann ab fast ganz und beschränkte sich auf Räumungsarbeiten. Der Wald sollte wieder möglichst Urwaldcharakter bekommen und hauptsächlich Heimat der gefährdeten seltenen Wildarten werden.

Außer dem Zarenschloß nebst Nebengebäuden (Schloß Alexanders III.), dem Jagdschlößchen Alexanders II., dem alten Blockhause des Polenkönigs August III., einiger kleiner Kirchen und der kleinen Ortschaft Bjeloweshsselbst sind im Urwaldgebiet einige kleine Dörfer vorhanden und die Häuser der Forstbeamten. —

An Wild gab es zunächst den Wisent, dessen Zahl im Laufe der Zeiten sehr schwankte. Zu polnischen Zeiten soll der Bestand in der letzten Zeit zwischen 700 und 1000 Stück geschwankt haben, während Büchner nach sorgfältigen Untersuchungen den Bestand zu russischer Zeit folgendermaßen angibt: 1818 (Brincken): 300 Stück, 1826: 700—800, 1857: 1898 Stück (die höchste Zahl), 1872: 528 Stück, 1890: 500 Stück. Vor dem Abzuge der deutschen Truppen nach der Unglücksrevolution 1918 betrug der Bestand noch etwa 200 Stück. Heute ist der Wisent wahrscheinlich ausgerottet; höchstens, daß noch in irgendeinem Winkel einige Stücke leben mögen . . .

1910 fielen unzählige Wisente, Wildschweine und anderes Wild einer Seuche zum Opfer. Riesige Scheiterhaufen wurden angezündet, um das massenhaft gefallene Wild zu verbrennen . . . Diese Seuche war eine Folge der maßlosen Überhege zu den Hofjagden.

Die Überhege entstand hauptsächlich durch die weidmännische Verständnislosigkeit der Russen, die die Jagd nicht wissenschaftlich zu betreiben wußten. Massenhaft wurden Rotwild und Damwild gehalten. Beide Wildarten degenerierten denn auch erheblich und setzten keine besonders guten Geweihe auf. Daß überhaupt Damwild importiert wurde, kann nicht anders als eine grobe Geschmacklosigkeit genannt werden: das Damwild paßt am wenigsten in einen Urwald wie Bjeloweshund wirkt durch sein unruhiges Wesen störend.

Der übergroße Bestand an Rot- und Damwild ist auch die Ursache gewesen, die den früher in Menge vorhandenen Elch zum Abwandern zwang. Der Elch liebt Ruhe. Früher wies der starke Elchstand prächtige Schaufelbildung auf, wie unzählige Trophäen — noch aus den achtziger Jahren — zeigen. Graf Berg erbeutete hier viele Schaufler, die eine Endenzahl von 10 bis 24 aufwiesen. Der letzte Rest des Elchstandes, der bis zum Kriege übrig war und sich auf einen Revierteil im Nord- und einen größeren Winkel

Digitized by Google

im Südforst beschränkte — alles in allem vielleicht noch 30 Stück —, wies keine gute Geweihbildung mehr auf. — In den siebziger und achtziger Jahren soll der Elchstand ungefähr zwischen 200 und 300 Stück und darüber geschwankt haben.

Der Rotwildstand war schon einmal fast völlig aufgerieben, so daß das in den letzten Jahren noch vorhandene Rotwild meist importiertes Wild war. Es war nicht reinblütig: polnisches Rotwild mit Einschlag von Maral- und Kaukasus-Rotwild. — Immerhin paßte das Rotwild — in mäßigem Bestande — recht gut in die Puschta. —

Der Rehstand war zeitweilig recht gut und hielt sich immer auf mittlerer Höhe. Die Gehörnbildung war ziemlich gut. Rehwild verträgt sich mit Rot- und Elchwild ausgezeichnet — besonders mit letzterem. Über Ergebnisse der probeweisen Einführung sibirischer Rehe hat man nichts mehr gehört. — Jedenfalls ist auch hier der Fehler (wie in Schlesien) gemacht worden, Böcke auszusetzen. Die schwache europäische Ricke ist aber meist nicht imstande, die Kälbchen auszutragen, und geht gewöhnlich ein. Import sibirischer Ricken wäre mehr zu empfehlen. —

Sauen waren zeitweilig in großer Menge vorhanden, gingen aber in den letzten Jahrzehnten sehr zurück und waren nicht besonders stark. Der Bestand litt 1912 außerordentlich unter Seuchen und war während des Krieges auf ein paar hundert Stück zusammengeschmolzen. —

Bären gab es in polnischer Zeit viel, auch Wölfe und Luchse. Sie machten dem Wildstande zeitweilig viel Abbruch — besonders die Wölfe. In den achtziger Jahren verschwanden Bär und Luchs als Standwild (leider!), während die Wölfe sich etwas länger hielten und als Wechselwild noch heute vorkommen. Als große Seltenheit mag noch heute gelegentlich der Luchs vorkommen — der Bär ist ausgerottet. —

Der Bestand an Auergeflügel ist recht zahlreich, auch Birkwild gibt es in mäßiger Menge; Wasserwild ist ziemlich mäßig vertreten, ebenso Haselwild. Die Moore bergen Schnepfen und Kraniche, Brachvögel und anderes Flugwild in ziemlicher Menge. —

Nun zur Jagd in Bjelowesh im Wandel der Zeiten. —

Wir wollen hier im wesentlichen den Ausführungen H. Genthes folgen, der in dem bekannten Werk: „Bialowies" (Bialowies unter deutscher Verwaltung, Parey, 1918) sehr genaue und bisher zum Teil unbekannte Daten gibt. —

Genthe schreibt: „Die Bialoweshka-Puschta, die Wildnis, um 1800 als letzter Standort des Wisents bekannt, trat nach dem Aussterben dieser Wildart in Polen und Preußen zur Zeit der sächsischen Könige in den Vordergrund. Dieses große Gebiet ist den Zaren von den polnischen Königen und Großfürsten von Litauen überkommen. Unter Jagiello, dem Stammvater der gleichnamigen polnischen Königsdynastie, fanden dort bereits große Jagden statt, die einer politischen Bedeutung nicht entbehrten. So wurden aus diesen Wäldern die zahllosen Reiterscharen verproviantiert, mit denen Jagiello 1410 die deutschen Ritter bei Tannenberg schlug. Vom 11. Jahrhundert bis zur

Digitized by Google

Jetztzeit durfte die Jagd auf den Wisent nur mit spezieller Bewilligung der jeweiligen Herrscher ausgeübt werden . . . Während der Regierungszeit Sigismunds Augusts stand auf widerrechtliche Erlegung eines Wisents Todesstrafe . . . Mit Vorliebe haben die sächsischen Könige in der Bialoweshka-Puschta gejagt. Die erste Jagd 1744 brachte 30 Wisente. Im Jahre 1752 fand ein großes Jagen auf dem Lauf statt . . . Die Strecke war nicht berühmt, nur 57 Stück Wild aller Art . . . Inmitten des Ortes Bialowies erhob sich als Erinnnerung an diese Jagd ein 6 Ellen hoher Obelisk aus weißem Sandstein . . . Eine echt polnische Jagd hielt Fürst Radziwil 1761 zu Ehren König Augusts III. ab. König Stanislaus August hielt, obwohl nicht leidenschaftlicher Jäger, mehrfach Jagden im Urwalde ab. Wisente, Bären, Wölfe und Schwarzwild wurden durch 2000 Bauern zusammengetrieben (1784). —

Nach der Zertrümmerung des polnischen Staates fand bis zum Jahre 1860 keine kaiserliche Jagd mehr statt . . . Das Resultat der großen Jagd, 1860, war (nach Karzow) nicht sehr erhebend. Mit Hilfe von 2000 Bauern wurden Treiben veranstaltet. An der Jagd nahmen — außer dem Zaren — der Großherzog von Sachsen-Weimar, Prinz Karl und Prinz Albrecht von Preußen, Prinz August von Württemberg und Prinz Friedrich von Hessen-Kassel teil. Die Strecke betrug 28 Wisente, 2 Elche, 10 Stück Damwild, 11 Sauen, 16 Wölfe, 16 Rehe, 7 Füchse und 2 Hasen. —

1897 wurden auf der Hofjagd 37 Wisente, 36 Elche und 25 Stück Rotwild geschossen, 1900 aber sogar 45 Wisente, 38 Elche, 55 Stück Rot- und Damwild, 326 Rehe (!), 138 Sauen. Damals betrug der Wildstand — vor der 1910 einsetzenden furchtbaren Seuche Septicaema bovum — etwa 700 Wisente, etwa 7000 Stück Rotwild (!), mindestens ebensoviel Damwild, etwa 5000 Rehe und — nur wenige Elche — vielleicht noch 50 oder 60 Stück. Nach der furchtbaren Seuche (Hunderte von Bauern waren wochenlang mit Verbrennen der Kadaver beschäftigt!) war der Wisentbestand arg zusammengeschmolzen, das Rotwild um ein Drittel und das Schwarzwild von etwa 4000 auf ungefähr 2000 Stück zurückgegangen.

Vor dem Kriege gab es etwa 400—500 Wisente, ungefähr 6000 Stück Rotwild; Damwild kam wieder massenhaft vor; an Sauen waren vielleicht noch 2200 Stück vorhanden. Bei Besetzung durch die deutschen Truppen stellte sich die Zahl der Wisente auf noch etwas über 200 Stück; ferner waren noch ungefähr 1500 Stück Rotwild, 450 Sauen, 1000 bis 1200 Rehe, etwa 30 Elche und ziemlich zahlreiches Damwild vorhanden.

Der Stand an Rotwild durfte für normal gelten — man sieht allein hieran, eine wie große Überhege in Bjelowesh herrschte. —

Die Natur läßt sich nicht ungestraft vergewaltigen: Überhege hat noch stets Rückschläge gebracht, ganz abgesehen davon, daß das Wild durch die notwendig werdenden Fütterungen zu halbzahmem Parkwild werden muß. —

Der letzte Zar hat sich wahrscheinlich nur viermal im Bjeloweser Walde aufgehalten: 1897, 1903, 1906 und 1912. — Im Jahre 1915 war Nikolai II. nur 24 Stunden in Bjelowesh — vielleicht ahnte er schon damals, daß es das letztemal sein würde . . .

Digitized by Google

Nur wenig Kunde erhalten wir heute von jenen einst so herrlichen Revieren. Gerüchte sagen, der Holzabtrieb werde — seitens Berechtigter und Unberechtigter — fortgesetzt, die Baulichkeiten aber seien verfallen und verwahrlost. Des Wisents letzte Stunde hat geschlagen, auch wohl des Elches. Ob und in welchem Maße noch Rot- und Damwild vorhanden ist, entzieht sich der Kenntnis — viel wird's nicht mehr sein.

Nur der Wolf wird wieder zugewandert sein und sich dort in größeren Rotten umhertreiben und sein Ebenbild unter jener Art, die vorgibt, sich selbst mit dem Ehrennamen „Homo sapiens" bezeichnen zu müssen . . .

VII. Der letzte Wisent Ostpreußens.

Der Förster zu Taplacken hatte schwere Sorge um sein Wild. Tief lag seit vielen Wochen der Schnee — immer mehr rieselte das flockige Weiß vom einfarbig grauen Himmel über die Forsten von Tapiau, Labiau und Gertlauken nieder. Der kleine Rehstand war schon arg gezehntet; was nicht dem Schnee erlag, fiel Luchs und Wolf zur Beute. Viele der grauen Hunde waren heuer über die Grenze Litauens eingebrochen und trieben sich in den Wäldern und an den Dörfern herum. Ein bitterer Winter war der von 1755 zu 1756 . . .

Selbst die hochläufigen Elche schienen in diesem Jahre Not zu leiden — man sah sie überall in kleinen Trupps an den gefällten Aspen stehen —, kaum daß die Riesentiere den Jägern, die den Rehen Heu zum Futterplatze fuhren, Beachtung schenkten.

Das aber war nicht die schwerste Sorge, die Förster Butgereit bewegte. Der Herr Landjägermeister von Gloeden hatte streng angesagt, die letzten vier Bisons der Forsten um Tapiau einzufangen, um sie nach dem Stupenitzer Tierpark zu bringen; war ja das mächtige Wild in den letzten fünf Jahren durch Seuchen, Wölfe und Wilderer fast völlig vernichtet worden. Es war auch gelungen, drei der Stücke, eine Kuh mit Kalb und einen jungen Bullen, einzufangen und abzutransportieren — das vierte Stück, eine einzelne alte Kuh, hatte man nicht erlangen können. Sie war durchgebrochen und trieb sich jetzt in der Heide bei Taplacken umher.

Heute ist Förster Butgereit früh auf. Der kleine Schlitten hält schon vor der Tür der Försterei, ehe das erste Frührot im Osten scheint. Es hat aufgehört zu schneien; einzelne Sterne flimmern am blassen Morgenhimmel.

Einige Bündel gutes Heu liegen im Schlitten, Äsung für das darbende Wild.

Der Förster hängt Pulverhorn, Kugelbeutel und Büchse um, setzt sich neben den Knecht — und langsam stapft der kleine litauische Gaul zum Hoftore hinaus. —

Schweigend fahren die beiden Männer durch den verschneiten Wald. Ein paar Bündel Heu werden in der Talsenke am Flüßchen hingelegt — dann geht es langsam weiter. —

Über die großen Wiesen, durch den hohen Aspenbestand, gerade, als der Himmel im Osten brennt und das Licht die glatten Stämme rötet. —

Digitized by Google

Weit und breit kein Leben, keine Fährte. Tot und still der Wald. Bloß über den Birken drüben krächzt ein Rabe, und ein paar Nebelkrähen ziehen hoch über die öde Schneefläche der Wiesen dahin.

Da fällt, dumpf in der verschneiten Forst, in der Ferne ein Schuß.

„Wo fiel der Schuß?" fragt der Förster.

„Weit drüben — rechts. Es muß an der Auerscheune sein," meint der Holzknecht.

Die Peitsche treibt das Pferdchen zur Eile an.

Trab durch den hohen Schnee; der kleine Litauer prustet und dampft.

Durch den Stangenort auf gewundenem Waldpfade, über die Wiesenblänke, hinein in die Heide. Drei Elchfährten überqueren den Weg. Der Förster schenkt ihnen keinen Blick. Er sieht auch die runden Tapfen des Luchses nicht, der im Jungholz den Weg entlang trabte in vergangener Nacht. Weiter.

Hinein in die hohe Heide. Die Auerhütte ist nicht mehr fern.

„Da ist ein Mensch gegangen," sagt der Knecht leise.

Der Förster sieht die Spur: „Nein — zwei. Einer hinter dem andern."

„Wilderer". Förster Butgereit nickt. „Gilt dem letzten Auer, der noch zur Scheune kommt," murmelt er zornig. Trab, vorwärts, weiter, in Eile. Der trockene Schnee stäubt von den Ästen.

Da liegt die Scheune. Der Frühschein glutet rot auf dem verschneiten Dach.

Die Spuren der Männer führen gerade hin.

Hier haben die Leute gestanden — dort haben sie sich angeschlichen — der eine links, gedeckt von den großen Stämmen, der andre rechts in der Senkung.

Es ist niemand an der Scheune — weit und breit kein Mensch, kein Wild Nur die Fährten zweier Rehe und die Tapfen der Männer.

Dort — noch eine Spur. Hin und zurück — die Fährte eines Wisents . . . Hier ist er herangezogen — zur Scheune, dort ist er flüchtig fort. Rote Tropfen im weißen Glast, einige Schritte weiter ein großer brennendroter Fleck . . .

Der Förster macht sich schußfertig — langsam folgt der Schlitten der Spur. Die führt in den Stangenort — der Schlitten umfährt ihn. Keine Spur auf der andern Seite: Wild und Schurken sind im Jungholz. —

Das Pferd angebunden — der mutige Holzknecht erhält die Pistole, folgt dem Beamten. Schritt vor Schritt durch den hohen Schnee.

Sie haben's nicht eilig, die Lumpen; sie fühlen sich sicher. Weit ist's bis zur Försterei, und der Hängeschnee dämpft des Schusses Hall . . .

Der eine hockt auf der Beute; der andre steht daneben. Langsam machen sie sich bereit, dem Wilde die Decke abzustreifen. —

Da stehen die Verfolger zwischen ihnen . . .

Die Gewehre hat der Holzer an sich gebracht — der Förster richtet die Büchse drohend auf die Frevler: „Ihr Hunde!"

Die beiden winseln und betteln. Der Holzknecht greift grob zu — im Augenblick hat man den beiden die Hände auf den Rücken gebunden . . .

Digitized by Google

A. Schrammen phot.

Pleß, Oberschlesien, April 1908.

Wiſentherde auf den Beſitzungen des Fürſten von Pleß.
Bison bonasus (L.).

A. Schrammen phot.

Wiſentherde auf den Beſitzungen des Fürſten von Pleß.
Bison bonasus (L.).

Pleß. Oberschlesien. Frühjahr 1907.

Er versteht stramm zuzuschnüren, der Holzknecht . . .
Mit Kolbenstößen treibt der Förster die Gefangenen vor sich her.
Sie haben zehn Jahre Erde gekarrt zu Küstrin, die Lumpen. Man hätte sie hängen sollen, meinte der Förster.
Mag sein, daß er recht hatte . . .

* * *

VIII. Nekrolog.

Es bereitet sich ein großes Neues in der Welt der Menschen und Tiere der Erde vor. — Gewaltige Kriege verrauschten; das Donnerrollen neuer Gewitter kommt herauf. Eine große Zeitepoche rüstet sich, unterzugehen; eine neue wird anbrechen. Dämmerung. Es ist ein neuer Herbst angebrochen, ein Schöpfungsherbst . . .

Als nach der letzten Hauptvereisung die Gletscher wichen, begann das erste Reich des neuen Tieres, des Gehirnaffen, der in der Not der Eiszeiten Mensch geworden war — dessen Hirn zur fürchterlichsten Waffe ward, furchtbarer als das Horn des wollhaarigen Nashorns, als der Stoßzahn des Mammuts, das Geweih des Riesenelches, der Zahn des Höhlenbären. Sein Steinhammer herrschte, seine knöcherne Lanzenspitze war gefürchtet, seine Keule gescheut. Am schlimmsten aber war seine heiße Waffe: das Feuer. Erst dieses machte den schwachen Menschen mächtig. — Das erste Reich brach an; es währte lange, das Reich des Steines und des Feuers. —

Mammut und Nashorn verschwanden, Breitstirnelch und Höhlenbär, Riesenhirsch und Altelefant — teils im Strudel der Naturgeschehen, teils durch Menschenhand. — Ein neu Gesicht zeigte die Erde.

Und doch war sie schön. Ungeheure Herden von Bisons, von Pferden bevölkerten die Ebenen; die Wälder bargen Elche, Hirsche, Rehe und Bären; in der Steppe irrten noch einige Riesenhirsche, heulte der Wolf. Das zweite Reich brach an, das Reich des roten Metalls, der Bronze. —

Die letzten Riesenhirsche erlagen; weithin bis in den Norden folgte der Mensch den weichenden Resten der einst so großen Renntierherden. Doch noch immer reich war die Erde: Hirsche und Bären, Wisente und Ure, Rehe und Elche lebten in den rauschenden Wäldern, deren Boden noch reichliche Reste der Feuchtigkeit der letzten Gletscherschmelzung aufwies, deren Baumwuchs riesenhaft, deren Blumenflor und Graswuchs so üppig und schön wie nie zuvor und nie nachher. Mächtige Urströme rauschten noch immer zum Meere, reich an allerhand Geschupp. —

Noch stand der Mensch jener Zeiten in der Furcht vor den Tieren der Wildnis. Und er baute sich Dörfer in Flüssen und Seen, Pfahldörfer, zum Schutz gegen Feinde. Denn noch immer war er schwach, der Mensch, trotz seines Feuers, trotz seines rötlichen Metalls. —

Das zweite Reich schwand dahin, und es kam das dritte: das Reich des grauen Erzes, des Eisens.

Digitized by Google

Kleiner waren die Flüsse, die Seen geworden, trockner der Wald. Doch noch immer war er schön und reich an Bäumen, an Blumen und an Tieren.

Doch immer mehr dehnten sich die kahlen Fluren, auf denen der Mensch des Bodens Frucht gewann; immer mehr traten die Wälder zurück, die Seen, die Ströme, die Meere. —

Doch immer noch barg der Wald gar mannigfaches Getier, Elch und Hirsch, Bär und Keiler, Reh und Ur. Und des Wisents zottige Herden trabten noch immer durch Bruch und Wald. —

Doch mehr und immer mehr wurden die Menschen. Und sie bekämpften einander; sie nahmen einander Sitze und Felder, Wälder und Wild. Und ihr Sinnen und Trachten ward böser denn je. — Und sie hielten sich für die Herren der Erde und wähnten, alles sei ihnen untertan. Und sie vergaßen Allvaters, des Schöpfers aller Dinge und allen Lebens. Da wandte sich der alte Gott. Von heißer Wüste her aber flog der Wüstenhauch, sengend und brennend. Und der Wüstengott fuhr daher und nahm das Reich und gründete ein neues. Und es erstand das vierte Reich, das Reich des roten Goldes. —

Und die Menschen beteten zum neuen Gott, zum Gott des Goldes, und ahnten nicht, daß sie zu ihrem Verderber beteten. —

Rasch empor schritten die Menschen zu Macht und Reichtum. Der fremde Gott zeigte ihnen die Herrlichkeiten seines Reiches und nahm ihre Sinne gefangen. Und die Menschen verfielen ihm und seinem Golde. Sie mehrten sich, die Menschen; sie wurden reich und reicher; sie beteten zu dem falschen Gott um immer mehr Reichtum und Genuß. Und die Menschen mehrten sich so sehr im Laufe der Zeiten, daß sie bis in die fernsten Winkel vordrangen. Sie hieben die Wälder ab, sie legten Getreidefelder an, sie änderten die Gestalt der Flüsse, sie wühlten das Erdinnere auf. Und endlich drang der Lärm ihrer Maschinen bis in entlegenste Wälder. Die Erde ward trockner von Jahr zu Jahr; die Wälder wurden arm; Sandfelder taten sich auf, und die Spiegel der Seen schrumpften zusammen. Weniger und immer weniger ward das verfolgte Wild: der mächtige Elch, der Bär, der Wisent, Hirsch und Sau, Urhahn und Wassergeflügel. Sie hatten keinen Platz mehr in dieser Welt des Geldes und der Maschinen, der alles zerstörenden Menschen. — Nur kleine Reste der einstigen Tierwelt blieben in fernen Winkeln; arg bedrängt lebten Bär und Elch in fernen Sumpfwäldern des Ostens, und der Wisent hatte noch ein letztes Asyl im Urwalde Litauens und in wenigen Wäldern des fernen Kaukasus. —

Da aber dachte der Geist der Wüste und des Goldes, der Verderbnis der Welt und ihrer Geschöpfe, es müsse ein Weiteres, Größeres geschehen. Und mit Hilfe des roten Goldes entfesselte er grauenhafte Kriege und ließ die Erde dampfen vom Blute der Menschen, der Allzuvielen. Und nach den Kriegen wuchs die Macht des Geldes und die Gier der Menschen nach Gewinn, und sie zerfleischten einander jahrelang und vernichteten den letzten Rest der edlen Tierwelt, die Allvater einst, gleich ihnen, zu Bürgern der Erde eingesetzt. Und der Zerstörung folgte der Mangel, dem Goldhunger der Brothunger, und in fernste Winkel drangen die Menschen vor, um das Ge-

Digitized by Google

tier des Waldes zu töten, um den nagenden Hunger zu ſtillen. — So ward das fünfte Reich. —

Sechs Reiche aber ſoll die Erde hervorbringen, ehe wieder der weiße Tod von Mitternacht kommt, mit ſeinen alles Leben erdrückenden Gletſchern, mit Eisfeldern und Schnee. — Das Reich des weißen Todes aber iſt das ſiebente. Dann aber ſoll die Auferſtehung kommen. —

Auferſtehung? Unvergänglich iſt die Materie und die Kraft. Und die Natur gleicht immer wieder aus, ſchafft immer neu, geſtaltet immer fort. Nie aber kehrt das Alte wieder in gleicher Form. Auch die edlen Toten kehren nicht wieder. Die neue Welt wird keinen Elch bergen, keinen Bären, keinen Wiſent. Alle die großen Tiergeſtalten, die noch in unſere Zeit des fünften Reiches hineinragten, werden nicht mehr ſein. Auch die Werke der Menſchen nicht, ihre Städte, ihre Werkſtätten, ihre Häuſer. —

Aber der Menſch wird ſein. Und abermals wird Allvaters gütige Hand ihm die neue Erde geben und Mitgeſchöpfe dazu in unermeßlicher Güte.

Wird der Menſch ſeinem guten Geiſte folgen — oder wird er wieder zum Böſen beten, wieder zerſtören, wieder ſchänden, was ſeines guten Gottes Werk? . . .

Es iſt ſtill und tot im Walde von Bjeloweſh, nachdem des großen Menſchenkrieges Donnern verrauſcht. Nur in den Dickichten modern, von grünlichem Schimmer beſponnen, die ſtarren Knochengerüſte; in den einſamen Mooren bleichen die gehörnten Schädel, die klaffenden Rippen des Urſtieres. —

Kein Hirſchſchrei, kein Elchruf mehr in rotgoldener Herbſtpracht, kein Stampfen, kein Schnauben des wuchtigen Wildrindes.

Nur fern im Moor ein klagender Kranichruf und das Greinen der Eule im Tann. —

Peitſchenknall, Menſchenruf und Sägekreiſchen . . .

Es iſt leer und tot auch an den Ufern der Schiſcha und der Beymjanka. Fern blinken die Schneegipfel des ernſten Kaukaſus, und der Wind treibt die Wolken über ihn hin; er läßt das Schilf der Kubantäler raſcheln, und die alten Bäume ächzen und knarren — ein Totenlied. Nie wieder wird der mächtige Leib des zottigen Rieſen durch die Schilfwälder ſtreifen; nie wieder wird der Huf des Dombai den Boden der Berghalden ſtampfen.

Tot, tot. Fern über den eiſigen Höhen klingt der Schrei des Adlers. —

Nie kehrt wieder, wer die Schwelle des Landes überſchritt, aus dem keine Wiederkehr. —

Nichts iſt ewig, ſpricht Allvaters Mund. Und ein jedes Geſchöpf, Hochtier oder Wurm, tritt einſt über die Schwelle des Geiſterlandes.

Zwei Pforten aber ſtehen offen zum Empfang. Die eine führt zu dem Lande, in dem ſich Allvaters ewiges Licht dehnt, in dem die Welteneſche raunt und Odins Thron in weiter Silberhalle ſteht.

Die andre führt hinab zur Hel. Unabſehbar aber ſind die Scharen, die durch die ſchwarze Pforte wandeln . . .

Digitized by Google

Die Hausrinder / Von Conrad M. v. Unruh

Unter dem Einflusse der Menschen sind die Haustiere das geworden, was sie nun sind; aber von allen Gattungen und Arten der Haustiere hat keine so deutliche Rückwirkungen auf die Eigenart der mit ihnen lebenden und schaffenden Menschen zu üben vermocht wie die Rinder. Volksstämme, deren Blutrhythmus sie treibt, weit in die Ferne hinauszugreifen, haben in den Jahrtausenden, in denen allein das Pferd gesteigerte Bewegungsmöglichkeiten bot, in sich eine so ausgesprochene Vorliebe für das Pferd entwickelt, daß Rinder und alle anderen Haustiere darüber geringgeachtet wurden. So haben die Polen, die Leute des weiten Ackerfeldes, wie ihr Name besagt, Verständnis und Neigung nur für ihre Pferde, dann allenfalls noch für ihre Schweine, aber fast nur Mißachtung und Abneigung für Rinder. Denn diese fügen sich nicht so willig in herrische und grausame Launen der Menschen wie die Pferde, deren Anpassungsbedürfnis mit dem Grade wächst, in dem eine edlere Blutmischung die Erregbarkeit und impulsive Lebhaftigkeit steigert. Ist auch im Durchschnitt die Überlegenheit der Körperkräfte der Rinder über die der Pferde nicht gerade augenfällig und entscheidend, so leitet sie doch vermöge des gänzlichen Mangels an Anpassungsbedürfnis der Rinder an den menschlichen Eigenwillen zu einem gegenseitigen Verhältnis über, in dem, wie in einem echten contrat social, fast kein Spielraum bleibt für zwecklos herrische Launen der Menschen und fügsame Unterwürfigkeit der Tiere. Die Gewöhnung der Menschen, ihre Anforderungen an Rinder auf das zu beschränken, wofür sie Erfüllung zu erwarten berechtigt sind, ist es, die ihre Eigenart rückwirkend überall da beeinflußt, wo die Rinderhaltung einen wesentlichen Teil der wirtschaftlichen Grundlagen des Menschendaseins ausmacht. Und dieser Einfluß wirkt so mildernd, besänftigend und versittlichend, daß eine höhere Entwicklungsstufe von Zivilisation und von Kultur in solchen Volksstämmen erreicht wird, die sich der Hege und Pflege des Rindes als des wichtigsten und wertvollsten Haustieres mit Lust und Liebe widmen. Doch nicht des Rindes überhaupt, sondern vornehmlich der Kuh, die als Milchversorgerin des menschlichen Haushalts sich ihm so eng wie kaum ein andres Haustier einfügt und unersetzlich macht, ganz besonders aber da, wo die Kuh zugleich als Zugtier dem Menschen zur Gefährtin seines Tagewerks wird.

Dabei hat Erfahrung die Menschen schon sehr früh und gründlich gelehrt, daß bei solcher andauernden Doppelnutzung nicht gleichzeitige Höchstleistungen nach beiden Richtungen hin gefordert werden dürfen, und daß der gewaltsamen Beherrschung gerade dieses Haustieres doch von Natur sehr enge

Digitized by Google

Grenzen gesetzt sind. Denn die Kräfte und Hilfsmittel des Menschen versagen alsbald, wenn die Kuh den Willen zur Unterordnung unter seine Wünsche und Befehle aufgibt und nur ihren eigenen Antrieben folgt. Bei solchem Rückfall in die natürliche Unbändigkeit, die als biologischer Antrieb in allen Lebewesen, auch in den Menschen, wirkt, nennt man die Kuh „wild" geworden und drückt damit ganz richtig aus, daß man nur zu wählen hat, ob man die Herrschaft über das wilde Tier durch einmalige vernichtende Unterwerfung wiedergewinnen oder es sich erhalten will, indem man den Zähmungsbergang in Kürze wiederholt und in nachgiebig fürsorglicher Pflege das Vertrauen und den guten Willen des Tiers zurückzugewinnen sucht. Der naive Mensch, der die Selbsterkenntnis durch angelernte Vorurteile zu ersetzen gewöhnt ist, mag sich dann einbilden, sein Zwang habe die Wiederunterwerfung des Tiers vollbracht; in Wahrheit ist das Tier der klügere Teil gewesen, der nachgegeben und vom Widerstand bis zur Vernichtung abgesehen hat, weil der biologische Willenstrieb zu ungestörtem Weiterleben auch in ihm mächtiger als die andern Antriebe wirkt. Solche Neuzähmung ist aber nur möglich, wenn der plötzliche Rückfall in die Wildheit nur eine kurze Episode geblieben war. Hat dagegen ein Rind zur Sommerzeit, die draußen überall Ernährungsgelegenheit ohne menschliche Dazwischenkunft bietet, sich vom Zwingherrn befreit und eine längere Freiheit in Wald und Feld kennen gelernt, so ist ihm der Mensch ganz so wie jedem andern Wilde der Feind geworden, gegen den man sich mit der Schärfe aller Sinne sichern und notfalls mit allen Körperkräften und -waffen wehren muß. Derart wildgewordene Rinder lassen sich nicht wieder einfangen und zähmen, sondern nur wie andres Hochwild erjagen und erlegen. Das wird sogar meistens zur Notwendigkeit, weil die längere Zeit wildfrei gewordenen Rinder ihre körperliche Überlegenheit über den einzelnen Menschen recht wohl kennen und darum ihn als Feind, der ihre Freiheit bedrohen könnte, angreifen. Der Mensch hat also alle Ursache, seine Hausrinder bei gutem Willen zu erhalten, indem er seine Anforderungen recht niedrig, seine Fürsorgepflicht aber recht hoch bemißt. Je mehr er dies tut, desto weniger hat er Anlaß zur hinterlistigen Anwendung jener Zwangs- und Torturmittel, die, wie der Nasenring und der Stachelstock, nur von rohen, selbst noch halbtierischen Menschen ohne mitleidiges Widerstreben gehandhabt werden.

Die Wirkung dieser und andrer Zwangsmittel, die der Mensch gegen Haustiere anwendet, ist nicht unmittelbar und physisch zwingend, sie beruht vielmehr auf der Ausnutzung der physischen Furcht vor Schmerzen und des biologisch mit dem sogenannten Erhaltungsdrange zusammenhängenden Triebes, sich jedem vermeidbaren Leide und allen Störungen des eignen Daseins- und Entwicklungsganges nach Möglichkeit zu entziehen. Dabei darf gegenüber wehrhaften und überstarken Tieren der Grad des zugefügten oder angedrohten Schmerzes nicht die Höhe übersteigen, bei der das natürliche Ausweichbestreben umgekehrt in wild rücksichtslosen Widerstand um jeden Preis umschlägt. Denn dann übertönt die Kampfeswut auch die ungeheuerlichsten körperlichen Schmerzen. Das lehrt jeder Endkampf mit einem wunden

Digitized by Google

Raubtier oder wehrhaften Wilde; das kennen und befolgen auch die Tierbändiger; denn alle ihre Mittel werden machtlos, wenn der aufgepeitschte Wille des kraftüberlegenen Tiers sich todesmutig dagegen aufbäumt. Ob es so weit kommt, hängt im einzelnen Falle von dem psychischen Verhältnis ab, das zwischen dem betreffenden Menschen und dem von seinen Einwirkungen betroffenen Einzeltier sich herausgebildet hat, also von der Enge der Gemeinschaftsbeziehungen, die wiederum hauptsächlich aus dem Umfange der Tierhaltung sich ergeben, in der das menschliche und das tierische Einzelwesen sich gegenüberstehen. Schon daraus geht hervor, daß von solchen individuellen und namentlich von psychischen Beziehungen um so weniger die Rede sein kann, je umfangreicher die Tierhaltung wird, und je mehr sie sich einem Massenherdenbetriebe nähert. Dann tritt das Wesentliche am Begriffe des „Haustieres" mehr und mehr zurück, bis zuletzt die Tiere, z. B. die Rinder in den amerikanischen Riesenherden auf Farmen von der Ausdehnung europäischer Kleinstaaten, überhaupt nicht mehr Haustiere genannt werden können. Beinahe dasselbe gilt aber von den umfangreichen Herden, die in europäischen Großstallwirtschaften im Massenbetriebe gehalten werden, wobei der Eigentümer kaum eines oder das andre seiner Tiere individuell genauer kennt und von keinem derselben als der gebietende Herr gekannt wird. Es liegt auf der Hand, wie anders das Verhältnis zwischen dem Menschen und seinem Haustier sich gestalten und nach beiden Seiten hin zurückwirken muß, wenn der Mensch mit seinem Nahrungsbedarf, seinem Vermögens- und Wirtschaftsinteresse sich unmittelbar vom Wohlergehen und Gedeihen seines Tieres abhängig weiß. Dann wird jede Handreichung von der Rücksicht auf das Behagen des Tieres beherrscht, und schon die Eigenliebe des besitzenden Pflegers wandelt den natürlichen Gegensatz von Mensch und Tier in ein wohlwollendes Gefühl von Zusammengehörigkeit in beiden um, das weit über den Gehorsam von der einen und die Fürsorgepflicht von der andern Seite hinausgeht und nicht mehr allzu weit von Gemütszuneigung entfernt ist.

Nur bei derartiger intimer Gegenseitigkeit entfalten die Rinder, besonders Kühe, alle ihre guten Eigenschaften als Haustiere und erwächst in ihren Pflegern das volle Verständnis für das Einzeltier mit seiner besonderen Eigenart, seinen Neigungen und Bedürfnissen, von deren Erfüllung wiederum das Gedeihen abhängt. Dann bedarf es keinerlei Zwangsmittel; die Tiere lassen willig und vertrauensvoll alles mit sich geschehen, und die Menschen lassen ihnen rücksichtsvoll Zeit und Spielraum mit den Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit. Der Kleinwirt, der mit seinen Milchkühen fährt und ackert, hütet sich ängstlich, seine von Natur bedächtigen Wiederkäuer irgendwie in Erregung zu bringen; sonst geht der Milchertrag, den die Arbeitsleistung ohnehin zwar nicht an Fettgehalt, aber an Flüssigkeitsmenge beeinträchtigt, noch weiter zurück oder bleibt ganz aus. Die ganze Familie des Kleinwirts richtet sich nach dem bedächtigen Tempo der Kühe und gewöhnt sich in allem an ein nachdenkliches Behagen, das schon an sich eine Vorstufe zu leidenschaftslosem Glücke bildet, die Menschen friedlich macht und sie zur

Digitized by Google

Sachlichkeit im Urteilen befähigt. Darum könnte weiten Teilen der ländlichen Unterschichten kein größerer Segen nach allen Richtungen hin erblühen, als wenn ihnen das selbständige Wirtschaften auf Siedelungen von dem Umfange, der mit zwei Milch- und Zugkühen zu bewältigen ist, ermöglicht würde. Die allgemeine Marktversorgung würde darunter keineswegs leiden, im Gegenteil merklich gewinnen.

* * *

Die großen Rinderherden auf den Pampas und Prärien halten gewissermaßen die Mitte zwischen den Haustieren und den wilden Herden; sie sind nicht mehr wild, denn durch ihre Begründung und Aufzucht ist so viel Haustiergeblüt und so viel Haustiergefügigkeit in ihnen wirksam, daß Tausende von starken Einzeltieren sich von ein paar berittenen „Kuhjungen" — cow boys — mit ihren Hunden und den schlechten Hilfsmitteln von Lasso und Peitsche ziemlich vollständig beherrschen, leiten und lenken lassen. An individuelle Entwicklung von Eigenart der Einzeltiere, wie sie ausgesprochen psychisch in den Milch- und Zugkühen deutscher Kleinwirte vor sich geht, ist dabei natürlich nicht zu denken. Im Gegenteil zwingt das Herdenleben in der Masse jedes Einzeltier, seine Besonderheiten zurückzudrängen, sich in allem dem Herdendurchschnitt anzupassen und zu einem fast wesenlosen Teilchen der Masse zu werden. Die Einzelpsyche tritt dann gänzlich hinter der Massenpsyche zurück, die bei Tieren wie bei den Menschen nur den rohesten Instinkten und urtümlichsten, irrationellen Antrieben folgt. Die Empfindung, Teilhaber und Mitträger der rohen Massenwucht zu sein, wird mit der Preisgabe aller Möglichkeiten zur Entfaltung geistiger Anlagen erkauft; was übrigbleibt, ist nur elementare, geistlose Tierheit, die an Auflehnung nur als Gesamtmasse denkt, gleichzeitig aber ohne Einzelwillen jedem Zwange durch ein paar Hetzhunde erliegt — — —

Eine Art Übergang von den Rindern der Massenherden zu den eigentlichen Hausrindern bilden die in südlichen Ländern als Zug- und Nutztiere gehaltenen Büffel. Sie sind ein abgeschwächtes Nachbild der wilden Herdenbüffel, die nun schon längst durch die Unersättlichkeit menschlicher Raffgier, Hab- und Herrschsucht dem Aussterben nahegebracht worden sind. Aber gerade dadurch, daß diese Arbeitsbüffel nun nicht mehr als Teile von Massenherden, sondern als Einzelwesen von individueller Bedeutung wie Haustiere gehalten werden, hat sich in ihnen ein Keim von Entwicklung gleichsam zur Persönlichkeit herausgebildet, der ihre Führer zwingt, mit ihren noch wilden Instinkten und Trieben in beständigem Kampf um die Herrschaft zu liegen. Es fällt nicht sehr auf, daß sie widersetzlich und nur mit Strenge, ja Grausamkeit der Hilfsmittel zur Leistung der ihnen angesonnenen Pflichten gebracht werden können; denn die Sinnesart der Bevölkerung in den Ländern der Büffelhaltung — abgesehen von Indien — schließt jeden Gedanken an ein individuelles Verhältnis zwischen Mensch und Tier über den bloßen Sachbesitz hinaus so vollständig aus, daß es den Leuten wie eine lächerliche Sentimentalität erschiene, in der Behandlung der einzelnen Tiere Unter-

Digitized by Google

schiede zu machen und sie zu besonders williger Hingabe zu erziehen. Nein, sie wollen sich nur Herr über die Tiere fühlen und ihnen bei jeder Gelegenheit überlegen erweisen; deshalb handhaben sie unbedenklich und unbarmherzig den Stachelstock gegen die Büffel und sind zufrieden damit, daß diese grobhäutigen, in der wirren, schwarzgrauen Borstenbehaarung meistens von Schmutz starrenden Tiere trotz allen Vernachlässigungen in Fütterung, Wartung und Pflege noch leistungsfähig bleiben.

Die Zugbüffel sind nicht so stark und schwer wie die Zugrinder gehobener und veredelter Rassen, aber sie ziehen doch am Nacken- oder auch Stirnjoch beträchtliche Lasten und schwergehende Pflüge; denn sie legen sich mit demselben ruhigen, aber wuchtigen Nachdruck ins Geschirr wie die Edelrinder, die dadurch in der Zugleistung sogar die Pferde übertreffen — wenigstens die lebhafteren Zugpferde, die heftig, ruckweise anspringen, um die Last in Bewegung zu setzen, und im Anziehen ganz versagen, sobald sie die Vergeblichkeit ihrer Anstrengungen eingesehen haben. Vier schwere Zugochsen setzen dann bedächtig eine Last in Gang, die sechs bis acht mittlere Pferde stehenlassen mußten. Es stört sie auch weniger, wenn der Weg tief morastig ist; denn sie lassen sich ohne Erregung die nötige Zeit, um ein Bein nach dem andern aus dem Sumpf zu ziehen und wieder festen Grund zu fassen. In dieser Hinsicht sind die Büffel weniger zuverlässig; denn sie geraten leichter in Erregung und versagen dann den Dienst oder lehnen sich gegen ihre Führer auf. Dazu sind sie eigentlich stets bereit und haben in ihren kurzen breitgestellten Hörnern furchtbare Waffen; in ihren lebhaften Augen verrät sich, was in ihnen vorgeht. Der Tierfreund und Tierkenner erschrickt vor dem stieren, tückischen und lauernden Blick der Büffel, der die Vorstellung, ein zahmes Haustier vor sich zu haben, völlig ausschließt. Namentlich Fremden ist auch wirklich nicht zu raten, diesen Tieren allzu nahe zu kommen.

Der Gegensatz des Blicks der meisten Büffel und dessen einer gutgewöhnten deutschen Zugkuh ist geradezu erstaunlich: dort ungebändigte tückische Wildheit, hier sanfte, behagliche Verständigkeit, die sich sicher geborgen fühlt und ohne Scheu die Umwelt mustert, soweit der astigmatische Zustand auch der meisten Rinderaugen die Beobachtung nicht nur der Bewegungen, sondern auch der Formen, Farben und Umrisse zuläßt.

In den großen, sanften, dunkeln Kuhaugen drückt sich das Vertrauen und die Zuneigung der Tiere zu ihren fürsorglich rücksichtsvollen Pflegern aus. Wird man dessen inne, so versteht man auch, wie jahrzehntelang der Philologenstreit um die richtige Übersetzung des homerischen Beiworts „glaukopis" für den Blick der Athene sich drehen konnte. Die einen halfen sich mit dem Worte „gluhäugig", weil ihnen der Anblick der großen, etwas statuenhaft starren Augen vorschwebte, wie griechische Bildhauer der klassischen Zeit sie stets den hehren Darstellungen ernster, geistiger Erhabenheit der Zeustochter eingefügt hatten. Andere übersetzten „glauäugig", um etwas mehr glatte, saubere Mädchenhaftigkeit schon im Wortklange zum Ausdruck zu bringen. Die aber mehr in der Natur sich umgesehen und dabei gewöhnt hatten, die Vorbilder ihrer Ausdrücke und Vorstellungen aus der greifbaren

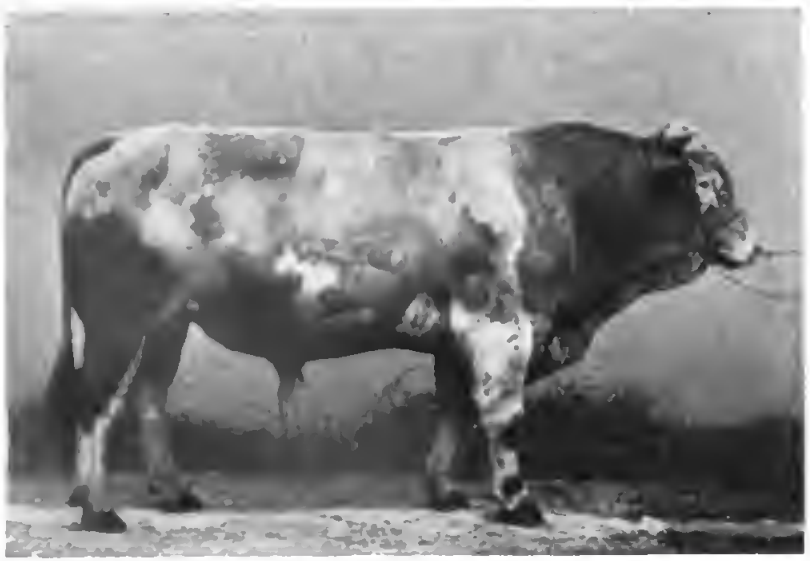
Digitized by Google

Anstalt Rathausen.

Kuh der Schweizer Braunviehrasse.

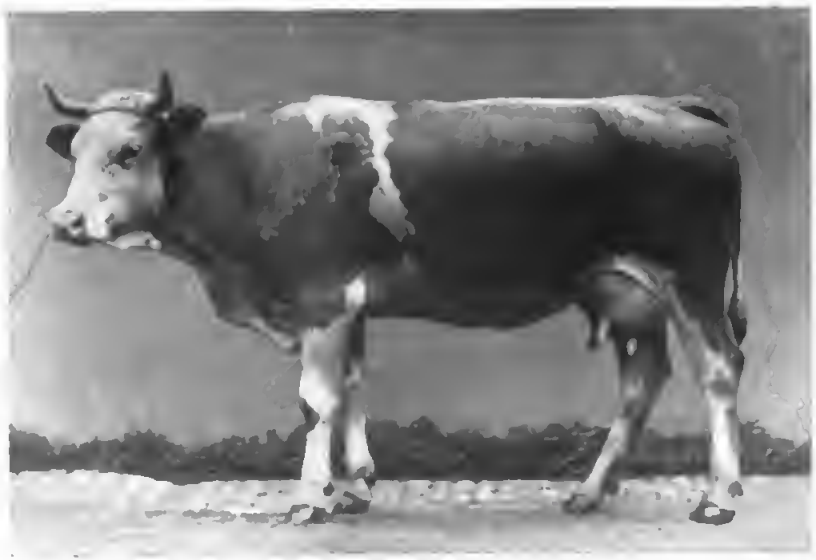
Viehzuchtgenossenschaft Luzern-Kriens.

Zuchtstier „Prinz" der Schweizer Braunviehrasse.



Viehzuchtgenossenschaft Chésalles.

Zuchtstier „Picolo" der Schweizer Fleckviehrasse.



Marbach F. Großried.

Kuh „Lusti" der Schweizer Fleckviehrasse.

(Dank freundlicher Vermittlung des Schweiz. Volkswirtschaftsdepartements).

K. Hecht phot.

Schwarz-weißes Niederungsrind (Stier). Ostfriesische Zucht.

M. Hilzheimer phot.

Vogesenrind (Stier).

M. Hilzheimer phot.

Kampagnarinder.

M. Hilzheimer phot.

Norditalienische Rinder.

Tafel 52

Wirklichkeit zu entnehmen, fanden den Vorstellungsinhalt des griechischen „glaukopis" am treffendsten wiedergegeben, indem sie einfach „kuhäugig" übersetzten. Ihnen wird jeder zustimmen, der durch unvoreingenommene, aber nachdenkliche Beobachtung sich überzeugt hat, daß nicht nur bei den Menschen, sondern auch bei den Tieren, namentlich aber bei den edleren Haustieren, das „Auge der Seele Spiegel" ist. Wer darin Übung hat, sieht auch den Tieren ihre Sinnes- und Gemütsart auf den ersten Blick an den Augen an. Ein geschickter, sachkundiger Tiermaler könnte eine ganze Psychologie der Rinder in einer Reihe naturwahrer Abbildung der Augen der verschiedenen Rassen, Geschlechter und Altersstufen des Hausrindes darstellen. Das noch blöde Kalbsauge, das scheue, wirklich mädchenhafte Auge einer jungen Färse, das matronenhafte der älteren, gutgehaltenen Stallkuh, das weniger ausdrucksvolle und doch manchmal sehr hübsche Auge der Zugochsen, reizvoll besonders durch die schwarze Umwimperung bei der gelben Scheinfelder Rasse, und schließlich das furchtlos aufmerksame des Herrn der Herde, des älteren Stiers, der alles Fremde mißtrauisch und bald drohend beobachtet.

So gutmütig auch im allgemeinen der Stier, wenn er niemals durch Mißhandlung oder unverständige Anforderungen seitens der Menschen gereizt worden ist, gegen seine gewohnte Umgebung sich benimmt, so ist doch — und nicht bloß für Fremde — vorsichtige Annäherung geboten, solange man nicht mit der besonderen Eigenart des Einzeltieres genauer bekannt geworden ist. Die individuellen Unterschiede der Stiere sind fast noch größer als die der Pferdehengste, die trotz ihrem überlegenen Kraftgefühle doch willig jedem mutvoll und ungescheut ihnen nahenden Wärter oder Reiter folgen und sich nur auflehnen, wenn sie diesem Verzagtheit anmerken. Aber die Stiere sind wählerisch; sie lassen sich keinen Menschen nahe kommen, der ihrem feinen Wahrnehmungsvermögen und namentlich ihrem scharfen Geruchssinn unsympathisch ist. Und es ist nicht zu spaßen mit älteren, ihrer Kraft bewußten Stieren, die mit einer einzigen kurzen Wendung des Kopfes auch den stärksten Menschen über den Haufen werfen oder ihn durch bloßen Druck ihres oft mehr als 20 Zentner schweren Körpers an Mauern, Krippen, Stallpfosten oder dergleichen zerquetschen können. Ist der alte Stier aber frei auf der Weide, und gewahrt er dort einen ihm mißfallenden Fremden, so schreitet er langsam auf ihn zu, stößt unwillige kurze Töne aus, peitscht sich die Flanken mit der Schwanzquaste und wirft in steigendem Unmut angriffslustig mit den Hörnern Rasenstücke aus dem Boden in die Höhe. Wehe dem Fremden, der dann nicht flüchten kann oder schützende Hilfe des Hirten und seines Hundes findet.

Ganz besonders bei den Stieren zeigt sich der wunderbar rätselhafte Einfluß des Geschlechts auf die Beziehungen zwischen Mensch und Tier. Treffend haben scharfe Beobachter schon vor langen Zeiten festgestellt, daß weibliche Tiere sich lieber dem männlichen Herrn und überhaupt männlicher Hand fügen, und daß männliche Tiere sich dem weiblichen Wunsch und Willen leichter als dem männlichen unterordnen. Der Stuttgarter Professor Jäger (der Woll-Jäger) hat diese Erscheinung zuerst vor bald 70 Jahren

Digitized by Google

in seinem krausen Buche von der „Entdeckung der Seele" als das „Übertreuzgesetz" ausgesprochen. Die Bezeichnung Gesetz ist aber irreleitend und gegenüber zahlreichen Ausnahmefällen auch nicht zutreffend, daher auch nicht allgemein bekannt geworden und wenig beachtet geblieben. Aber die Erscheinung, die immerhin als Regel gelten kann, ist an sich bedeutsam genug; denn sie beweist, daß die Tiere ein gefühlsmäßiges Bedürfnis haben, ihre Beziehungen zu den ihnen nähertretenden Menschen nicht nur auf gutes, reichliches Futter und schonende, verständnisvolle Behandlung beschränkt zu sehen, vielmehr darüber hinaus auch das Gemüt anregende und befriedigende Empfindungen zu verspüren, die deutlich auf Anfänge gegenseitiger Zuneigung gerichtet sind. So ist es denn gar keine Seltenheit, daß Kühe sich nicht von weiblicher Hand melken lassen wollen, daß sie die Mägde oder Frauen, die es versuchen, umstoßen oder gar treten, und daß sie, wenn sie dennoch von Männern, die den Frauen zu Hilfe kommen, zur Duldung des Versuchs gezwungen werden, die Milch zurückhalten und nicht hergeben. Sind die edleren Milchkühe doch so nervöse Damen, daß jede Beunruhigung im Stalle, jede rücksichtslos harte oder auch nur laute Behandlung mit einer Verminderung der Milchergiebigkeit vergolten wird, und daß spleenige Amerikaner schon versucht haben, die Kühe zur Melkezeit im Stall durch Grammophonmusik in Stimmung zu versetzen. Eine günstige Wirkung soll sich aber nur bei einigen wenigen Musikstücken mit getragenen Melodien und auch von diesen nur im anfänglichen Reiz der Neuheit ergeben haben. Die Leier des Orpheus ist eben noch nicht wieder erfunden.

Noch viel zahlreicher als die Fälle von Weiberfeindlichkeit der Kühe sind aber die der entschiedenen Ablehnung männlicher Wartung durch Stiere, namentlich, wenn sie von weiblicher Hand aufgezogen worden sind. Sie haben dann eine wenig auffällige, aber desto wirksamere Art, das unwillkommene Mannsbild zu schleunigstem Verlassen ihrer Nähe zu bewegen, indem sie ihm die drohende Gefahr, mit dem Schwanz geschlagen, mit den Füßen getreten, mit der Schulter an die Wand gequetscht und mit dem Horn gespießt zu werden, sehr begreiflich machen. Die Zahl der Männer, die alljährlich durch widerspenstige Stiere zu Tode kommen, ist zwar statistisch noch niemals aus der Zahl der landwirtschaftlichen Unfälle ausgesondert, aber sie ist an sich gar nicht gering und kann vielleicht allein in Deutschland auf mehr als jährlich hundert Fälle geschätzt werden. Dazu treten aber noch die Beschädigungen von Menschen durch Tritte von widersetzlichen Kühen, die damit eine kaum erwartete Kraft und Treffsicherheit erweisen. Menschliche Schenkelknochen haben selten die Festigkeit, um der Wucht eines voll treffenden Kuhtrittes zu widerstehen. Wird aber ein Hund, der ahnungslos oder fürwitzig einer bösen Kuh zu nahe kommt, von solchem Schlag oder Tritt getroffen, so kann er von Glück sagen, wenn er nur mit einigen gebrochenen Rippen davon kommt. Derart schlagende und tretende Kühe kommen aber sehr selten in edleren Rinderhaltungen vor; meistens sind es Tiere nur halbveredelter Weiderassen, die im allgemeinen schlecht gehalten und von kleinauf an den Kampf mit schlecht geführten, halbwilden Hirten-

Digitized by Google

hunden gewöhnt sind. Solche Kühe verraten schon durch alle Einzelheiten ihrer Erscheinung, die übermäßig starken, langen Knochen, den krumm eingesunkenen Rücken und den groben, mit dicken, langen Hörnern bewehrten Kopf ihre mangelnde „Kultur".

Die Verbreitung guter Hochzuchtrassen mit tiefem walzenförmigen Leib, feinem kurzhornigen Kopf und auf ein Mindestmaß beschränkter Knochenentwicklung ist im allgemeinen erst wenige Jahrzehnte alt und hat eigentlich den vollen Aufschwung erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts genommen, seither aber wieder merklichen Abbruch erlitten. Zum Glück ist man bei der Rinderzucht auch niemals, wie bei der Schafzuchtmode vor etwa hundert Jahren, auf einen Einheitstypus verfallen, obwohl die Einfuhr und übermäßige Lobpreisung des englischen Kurzhornrindes eine Zeitlang darauf gerichtet schien. Vielmehr hat man sich, getreu der Entwicklung, die aus dem dürren, kleinen Rinde der Pfahlbauzeit zu mehreren Schweizer Hochrassen hinaufgeführt hat, darauf konzentriert, die Vorzüge vorhandener Lokalrassen bis zum erreichbaren Höchstmaß unter Zurückdrängung ihrer Mängel zu steigern. So ist fast jedes größere landschaftliche Gebiet zu einer vorzüglichen, einheimischen Sonderrasse gelangt, und wer heute eine Neuzucht auf Neuland begründen will, hat sich nur zu fragen, welche der vorhandenen Rassen — von dem kleinen dunkelbraunen Angler Rinde an, über die vielen schönen Niederungsrassen des Küstenlandes von Ostpreußen bis Holland, bis zu den Prachtgebilden der Simmenthaler Rasse, der Algäuer, Scheinfelder usw. usw. — den durch die Örtlichkeit gegebenen klimatischen und Ernährungsverhältnissen am aussichtsvollsten entsprechen würde. Die Größe der allerdings nur noch in fossilen Überresten nachweisbaren Urrasse des bos primigenius erreichte bisher keine der neuen Hochzuchtrassen. Darf man aus dem Umfang und Gewicht der hier und da aufgefundenen Hornzapfen und Schädelreste auf die Gesamtgröße des Urrindes schließen, so erscheinen dagegen die einzigen noch lebenden europäischen Wildrinder, die Wisente, als winzig. Vielleicht liegt aber eine entfernte Möglichkeit vor, daß in den mit riesigen, weit ausladenden Hörnern ausgestatteten ungarischen Ochsen von ganz besonders stattlichem Wuchs jene Urrasse, wenngleich vielfach gemodelt und veredelt, fortlebt. Diese meist silbergrau bis gelblich in ihrer feinen Behaarung gefärbten Tiere zeichnen sich ohnehin vor den meisten anderen Rindern durch ihre Lebhaftigkeit und den hohen Grad ihrer Intelligenz aus. Sie verrichten ihre Zugleistungen ohne Zäume und Leinen, nur auf die Zurufe ihrer Führer wie gut gedrillte Rekruten, und schreiten so eilfertig wie flinke Pferde daher, so daß der Eindruck von Bedächtigkeit, den alle sonstigen arbeitenden Rinder machen, bei ihnen gar nicht aufkommt. Diese Vorzüge würden ihre Verbreitung weit mehr, als es bisher geschehen, gefördert haben, wenn nicht die Löserdürre oder Rinderpest bei ihnen so häufig zum Ausbruch käme. Es sei dahingestellt, ob die Ursachen dazu mehr in der Rassenanlage oder mehr in einer gewissen Sorglosigkeit der landesgesetzlichen, durch das heiße und teilweise sumpfige Klima bedingten Schutzeinrichtungen zu suchen sind.

Nach dem bisherigen Stande der Forschungen läßt sich nicht sagen, ob eine bestimmte heutige Rinderrasse und welche den begründetsten Anspruch auf unmittelbare Abkunft vom Urrinde erheben könnte. Es ist aber auch noch nicht einmal ausgemacht, welche Tierart der Urmensch zuerst so weit zu sich herangezogen haben mag, daß daraus das Haustierverhältnis hervorgegangen sein könnte. Jedenfalls tauchen Überreste von Rindern und Schweinen viel früher als von Hunden in den Ausgrabungsergebnissen auf. Der Hund scheint unerwarteterweise erst sehr spät zum Gefährten des Menschen erzogen worden zu sein. Dagegen spricht sehr vieles für die Wahrscheinlichkeit, daß der Mensch den Anfang mit der Tierzähmung mit dem Rinde, und zwar durch Aufzucht ganz junger Kälber, die bei der jagdmäßigen Erlegung der Muttertiere unversehrt in seine Hände gerieten, gewissermaßen unabsichtlich und nur versuchsweise gemacht hat. Derselbe mütterliche Instinkt, der so häufig säugende Muttertiere treibt, sich verlassener Junger andrer Art und Rasse anzunehmen, hat vielleicht die Weiber jagender Urmenschen dazu angeregt, solche der Mutter beraubte wilde Rindkälber in Schutz und Pflege zu nehmen. Es hat dann gar keiner Zwangszähmung bedurft, die wildgeborenen Jungtiere sind dann vielmehr ganz von selbst und unmerklich in die Rolle von Haustieren hineingewachsen und haben sich bei dieser Gewöhnung geborgener gefühlt, namentlich im strengen Winter, als wenn sie auf sich selbst mit der Suche nach Nahrung und Schutz angewiesen geblieben wären. Wiederholt sich doch noch heute immer der Vorgang, daß Reh- und Rotwildkälber im Walde von Menschen als hilflos aufgenommen und zu Hause aufgezogen werden, nur daß man heute den erwachsenen Tieren meistens die Freiheit wiedergibt, worauf dann sehr häufig diese Tiere selbst zum Hof und Stall zurückstreben, wenn es ihnen draußen in Wintersnot zu schlecht geht. Es scheint also tatsächlich das Rind im Aufwachsen bei den Menschen die lange Reihe der werdenden Haustiere eröffnet zu haben, wie es noch heute den Vorrang unter allen andern behauptet, wenn es sich darum handelt, auf nicht zu schmaler Grundlage das wirtschaftliche Bestehen einer ländlichen Familie sicherzustellen. Alles Kleinvieh kann die Kuh im Stalle dann nicht ersetzen, und der Kleinwirt fängt erst dann an, sich selbständig und geborgen zu fühlen, wenn er die erste eigne Kuh im Stalle und damit die Versorgung seiner Familie gewährleistet sieht. Das sollte bei der Bemessung der heute so eifrig erstrebten Neusiedlungen und Heimstätten wohl beachtet werden.

Daß der Kleinsiedler mit seiner Zugkuh nicht wie durch den Besitz eines Pferdes zu unwirtschaftlichen Markt- und Stadtfahrten verleitet wird, spricht auch zugunsten der Kuhhaltung durch den Kleinwirt. Mindestens ebensosehr fällt aber ins Gewicht, daß die Kühe selbst durch den Dienst als Zugkuh im Freien vor dem Unheil bewahrt werden, das durch die naturwidrig einseitige Übertreibung der ausschließlichen Stallfütterung und -haltung alle Großställe zu Brutstätten der Tuberkulose — bei den Rindern Perlsucht genannt — macht und durch die Milch von solchen anscheinend ganz gesunden Tieren die gefährliche Seuche tagtäglich neu in die Bevölkerung hinein-

Digitized by Google

Gritl. Öster phot.
Jungrind (Fleckvieh) auf der Alm.

K. Hecht phot.
Schwarzweiße Niederungsrinder in der Schwemme.

M Hilzheimer phot.)
Kampfstier.

Südrussisches Steppenrind.

Tafel 53

Gritli Öster phot. *Adelboden 1920.*

Das Kälbchen (Fleckvieh).

Frl. Fellerer phot *Bosco (Tessin).*

Jungrinder (Braunvieh) auf der Weide.

Digitized by Google

tragen hilft. Als vor etwa 70 Jahren Peters, Siedenbollentin, mit so weitgreifendem Erfolge für die Einführung der Stallfütterung auch im Sommer an Stelle des damals noch allgemein üblichen Weidegangs warb, da warnte er zugleich nachdrücklichst, aber leider vergeblich, vor der Unnatur, die in ihrem Organismus ohnehin verzärtelten Kühe nun gänzlich von der Bewegung in freier Luft abzusperren und dauernd jahraus jahrein Tag und Nacht an der Kette auf engsten Raum gefesselt zu halten. Er sah voraus, daß dadurch die Widerstandsfähigkeit der Tiere gegen Seuchen, namentlich Tuberkulose, vermindert oder ganz zerstört werden würde, und forderte deshalb, daß die Kühe täglich etwa eine Stunde lang auf dem Hofe und der Düngerstätte sich frei bewegen und gegen den Herbst hin vier Wochen lang, wie zu einer Luft- und Brunnenkur, auf die Feldweide und die Wiesen getrieben werden sollten. Der wirkliche Wirtschaftsbetrieb hält das für recht erstrebenswert, aber für undurchführbar, weil zu umständlich, zu teuer an Mehrarbeit und Minderertrag und daher unrentabel. Aber den Schaden davon trägt die Gesamtbevölkerung, der aus diesen ungesunden Großställen täglich Milliarden über Milliarden von Tuberkulosekeimen in der Milch, der Butter und dem Käse zugeführt werden. Wenn diese Quelle der Volksverseuchung nicht zugleich mit der ebenso gefährlichen, dem großstädtischen Wohnungselend der Unterschichten, verstopft wird, sind alle riesigen Geldopfer zur Bekämpfung der Tuberkulose vergebens gebracht und können nur als verlangsamende Linderungsmittel wirken.

Man vergleiche nur die Gesamteindrücke: hier in unabsehbarer Menge an hundert Kühe und darüber in einem kaum genügend zu lüftenden Stallraum zusammengedrängt, auf engstem Raum an der Kette auf die Bewegungen des Aufstehens und Hinlegens mit höchstens einem Schritt Spielraum nach allen Seiten beschränkt, auf eine Lagerstreu angewiesen, die sich gar nicht dauernd warm und trocken halten läßt, oft genug ohne reines Wasser und statt dessen mit hustenreizendem warmen Trank abgefunden — Endergebnis: viel dünne Milch und viel Krankheit. Dort auf der andern Seite die friedlich weidende Rinderherde, in der jedes Stück *ohne allen Futterneid* seinen Strich mit sorgfältiger Auswahl der zuträglichen Gräser und Kräuter abschert, sich dann zu behaglichem Wiederkäuen niedertut und zur geregelten Zeit die vollen Euter willig entleeren läßt. Hier scheinen auch Anfänge von sozialem Verständnis aufzutreten, denn fast niemals wird man sehen, daß eine Kuh der andern, die gerade auf Stellen mit besonders leckerem Gras und Kraut stößt, diese besseren Stellen streitig macht. Nein, sie nehmen alle neidlos, was sich ihnen gerade im angewiesenen Bereich bietet, nur mit einer für das angeborene Sauberkeitsbedürfnis bezeichnenden Ausnahme. Wo nämlich vom früheren Weidegange her die Ausscheidungsfladen den Graswuchs besonders gestärkt haben, wird diese Üppigkeit verschmäht und nur annähernd ringsherum der saftige Grünwuchs verzehrt. Hinter der langsam vorschreitenden Herde ragen dann aus der kahlgeweideten Fläche wie zahllose kleine Inseln die verschmähten Rundstellen mit langem Graswuchs hervor. Will man auf Dauerweideflächen keine Unebenheiten daraus

Digitized by Google

entstehen lassen, die bald von den Ameisen zu derben, störenden Hügeln mit harten Graskaupen umgewandelt werden, so bleibt nichts anderes übrig, als daß entweder die Schafe darübergetrieben werden, die diese rindergedüngten Grasoasen nicht verschmähen, oder daß der Mensch sich zur Einebnungsarbeit bequemt.

Auf den Hochalmen der Alpen zeigen die Weiderinder einen wunderbaren Zug, der wie eine Anlage zum Fatalismus anmutet und jedenfalls eine sehr bedeutsame Ausnahme von dem sonst die ganze Welt der Lebewesen durchziehenden sogenannten Selbsterhaltungstriebe bildet. Wenn sie nämlich, in das Abweiden letzter Ränder vertieft, sich in der Nähe von Abgründen gleichsam festgefahren haben, nicht mehr umkehren können und merken, daß sie den Bodenhalt verlieren, dann machen sie nicht etwa verzweifelte Gewaltanstrengungen, um sich zu halten und wieder hinaufzuarbeiten, sondern sie lassen, wie ergeben in ihr Unheil, das Unvermeidliche geschehen und lassen sich widerstandslos fallen. Es ist dann meistens rettungslos um sie geschehen.

Wiederholend läßt sich also vom Hausrinde allgemein sagen, daß keine Haustierart so sehr das Erzeugnis der menschlichen Einwirkungen ist wie diese wahrscheinlich älteste Art der tierischen Lebensgefährten des Menschen, daß aber auch keine Art einen so starken Grad von Rückwirkung auf die Eigenart der menschlichen Rassen- und Volksstämme geübt hat und noch übt wie diese „Hilfsammen der Menschen".

Digitized by Google

Das Hausrind und seine Verwandten

Von Dr. Max Hilzheimer

Zwei Elemente sind es, auf denen sich unsere Wirtschaft aufbaut: Pflanzenzucht und Viehzucht. In der Weise, wie beide zusammenwirken, ist daraus unsere Landwirtschaft entstanden. Eins der wichtigsten, wenn nicht überhaupt das wichtigste Tier, das die menschliche Wirtschaft braucht, ist das Rind. In den weitaus meisten Gegenden wird mit seiner Hilfe, besonders in künstlich entmannter, „Ochse" genannter Form, der Acker bestellt. Und welche Bedeutung die Milch für uns, für unsere Ernährung hat, haben wir alle während des Krieges am eigenen Leibe schmerzlich erfahren.

Bei dieser Bedeutung ist es dann kein Wunder, wenn sich gerade mit dem Rind, mit seiner Geschichte die Forschung besonders eingehend beschäftigt hat. Wer ist der wilde Stammvater des Hausrindes? Wo wurde es zuerst gezähmt? Wie konnte überhaupt ein so wehrhaftes, starkes Tier, wie es ein Wildrind ist, für den Hausstand gewonnen werden? Das sind Fragen, die immer und immer wieder aufgeworfen worden sind, ohne daß sie, mit Ausnahme vielleicht der ersten, eine befriedigende Antwort gefunden hätten.

Die Frage nach der Verwandtschaft des Hausrindes hat schon Rütimeyer einer Klärung entgegengeführt. Er zeigte zuerst, daß sich die Rinder im weitesten Sinne des Wortes aus primitiven Antilopen entwickelt haben. Je nachdem, ob sie diesen Stammformen näher oder ferner stehen, teilen wir heute die wilden Rinder in vier Gruppen ein, deren jede Haustiere geliefert hat:

1. Die Büffel (Bubalina). 2. Die hinterindischen Rinder (Protaurina). 3. Die echten Rinder (Taurina). 4. Die Wisente (Bisontina).

Hiervon sind stets von geringer wirtschaftlicher, weil höchstens lokaler Bedeutung geblieben die gezähmten hinterindischen Rinder, Gayal und Banteng, die über ihre Heimat Südostasien nicht hinausgekommen sind, und der zahme Vertreter der Bisontina, der Yak, der die Hochflächen Zentralasiens, besonders Tibets, nicht verlassen hat. Größere Bedeutung kommt dem zahmen Büffel zu, dessen Abstammung vom asiatischen, Indien bewohnenden Büffel durch anatomische Übereinstimmungen bewiesen wird. Seine Heimat Indien hat er erst spät, erst in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, verlassen. Trotz seiner unleugbaren Bedeutung für die Tropen und Subtropen ist er in Afrika nicht viel über in Ägypten hinausgekommen.

In Europa beschränkt er sich auf die Balkanländer, Süditalien und die Kaukasusländer. Nach Osten hat er über China Japan erreicht. Auch auf den Philippinen ist er eingeführt. In Ostasien ist er der Träger der Reiskultur.

Digitized by Google

Weit wichtiger als die eben besprochenen Tiere sind die echten Rinder. Ein echtes „taurines" Wildrind gibt es heute nicht mehr. Aber seine Reste kennen wir aus zahlreichen Fundstätten. Und wir wissen besonders durch die Forschungen Nehrings, daß dieses taurine Wildrind, der „Ur" unserer Altvordern, noch bis in die Neuzeit hinein in Europa gelebt hat. Einst hat dieses heute ganz verschwundene Wildrind ein Gebiet bewohnt von einer Ausdehnung, wie es kein anderes altweltliches wildes Rind je innehatte. Ganz Europa war seine Heimat, bis nach Südskandinavien. Von hier ging seine Nordgrenze quer durch Asien am Altai-Gebirge entlang bis nach China. In Hinterindien hat es wohl gefehlt. In Vorderindien wurden seine Reste in den Siwaliks gefunden. In Kleinasien wurde es nachgewiesen, und die Küstenländer ganz Nordafrikas bis zum Atlas hat es bewohnt. Dieses gewaltige Wohngebiet mit seinen verschiedenen Lebensbedingungen zeigt schon, daß der Ur ein Typus war, der sich leicht an die verschiedensten äußeren Verhältnisse anpassen konnte, daß er also jene Wandlungsfähigkeit besaß, welche ich für ein Haupterfordernis bei einem wilden Tiere halte, das Haustier werden sollte. Wenn der Ur auch im Süden seines ursprünglichen Verbreitungsgebietes eher ausgerottet wurde als im Norden, so zeigen doch zahlreiche Darstellungen aus Kleinasien wie auch aus Ägypten, daß er auch hier lange mit dem Menschen zusammen lebte.

Und daß der Ur Haustier geworden ist, dürfte kaum bezweifelt werden. Unser Hausrind stimmt in den wichtigsten Schädelmerkmalen mit ihm, und zwar nur mit ihm, so vollkommen überein, daß es nur von ihm abgeleitet werden kann, zumal es außer Hausrind und Ur kein anderes taurines Rind gibt. Soweit kann die Anatomie uns bei der Frage nach der Herkunft unseres Hausrindes helfen. Wann und wo aber der mächtige Ur zuerst Haustier wurde, vermag sie nicht zu sagen, zumal die ältesten uns auf europäischem Boden begegnenden Hausrinder, die sogenannten Torfrinder, äußerst kleine, kümmerliche Geschöpfe waren, von etwa 1 m Höhe, während wir dem Ur doch mindestens 1¾—2 m zuerkennen möchten. Außer in der Größe unterschied sich dieses kleine, anfänglich weit über Europa verbreitete, heute auf den Balkan und einige angrenzende osteuropäische Länder beschränkte Rind vom Ur noch durch Abweichungen in anatomischer Hinsicht. Namentlich der Schädel weicht, obwohl er alle Merkmale des taurinen Rindes besitzt, erheblich von dem des Urs ab. Da nun an den allein in Europa durchforschten Stellen, den dänischen Affaldsdyngern und den Schweizer Pfahlbauten, zwischen Ur und Torfrind Zwischenformen, Übergangsglieder nicht gefunden wurden — und man hätte doch solche finden müssen, wenn hier der Domestikationsvorgang sich abgespielt hätte —, so suchte man dem Problem auf andere Weise nahezukommen, da die anatomische Methode nicht weiterführte.

Dies geschah besonders durch Eduard Hahn, welcher die Frage nach dem Ort der Domestikation mit der nach ihrer Ursache verband. Und in der Tat war es ein Problem von großer Schwierigkeit, wie der Mensch dazu kam, ein so gefährliches Tier, wie es ein Wildrind ist, zu zähmen, zumal er doch zunächst keinen unmittelbaren Nutzen davon hatte. Was für einen Gehilfen beim Feldbau er gewinnen würde, konnte ja der Mensch, der unsere jetzige,

Digitized by Google

erst durch das Rind ermöglichte Pflugkultur nicht kannte, gar nicht ahnen. Und die starke, weit über die zur Ernährung der Jungen hinausgehende Milchproduktion ist doch erst eine in der Gefangenschaft erworbene Haustiereigenschaft, die dem wilden Tiere noch fehlte. Die Ursache zur Domestikation glaubt nun Hahn in der Heiligstellung des Rindes entdeckt zu haben, wovon er in unserem ganzen Kulturkreis Beweise findet. Diese Heiligstellung sei die Ursache gewesen, daß das Rind das bevorzugte Opfer wurde für die große Allmutter, die man sich verkörpert dachte im Mond, dessen Hörner (bei Halbmond) den Hörnern des Rindes gleichgesetzt wurden. Ein Zentrum dieses Kultus findet Hahn im Zweistromland. Von hier sei der Rinderkultus ausgegangen. Hier sei der Domestikationsherd des Rindes. Um nun nämlich dies der großen Mutter genehme Opfer stets zur Hand zu haben, unabhängig zu sein von den Zufällen der Jagd, habe man zunächst junge, wild eingefangene Tiere in Gehegen gehalten und sei allmählich dazu gekommen, sich diese Tiere fortpflanzen zu lassen, woraus sich langsam die Zucht entwickelt habe.

Mir will es fraglich erscheinen, ob man wirklich die Heiligstellung an den Anfang stellen soll. Es sind so viele Tiere in den verschiedensten Gegenden irgendwelchen Göttern heilig gewesen, daß man fast fragen kann, welches Tier ist nicht irgendwo einmal einem Gott geheiligt gewesen. Haustiere sind sie deshalb doch nicht geworden. Ich möchte sogar umgekehrt annehmen, erst war das Tier gezähmt, und dann wurde es heilig.

Ein zahmer Stier ist heute noch kein angenehmer Gesellschafter, mit dem, zumal wenn er gereizt ist, nicht leicht umzugehen ist; um wieviel böser mag da ein gezähmter Wildstier gewesen sein. Und die Leute, die gezwungen waren, mit ihm umzugehen, werden in ständiger Lebensgefahr geschwebt haben; sie werden zu ihm gesprochen haben, gefleht und gebetet haben, wie heute noch wilde Völker zu starken Raubtieren beten, denen sie aus Furcht göttliche Ehren erweisen. Die Zähmung denke ich mir aber mit Mucke als eine rein zufällige. Indem die ursprünglich sicher nicht scheuen Wildrinder an die Wohnplätze der Menschen kamen, gelegentlich namentlich jüngere Tiere in der diese umgebenden Umzäunung blieben, vielleicht gar noch durch Salz geködert, in ähnlicher Weise, wie dies heute noch die hinterindischen Völker mit den Gayals machen, die sich große Herden dieser Tiere halten, ohne daß sie einen eigentlichen Nutzen davon haben.

Mir ist es vor allen Dingen immer aufgefallen, daß der wilde Ur gezähmt wurde, aber der große Gebiete mit ihm teilende Wisent nicht, obwohl dieser, wie neue Versuche zeigen, nicht allzu schwer zähmbar ist. Auch Hahns Theorie gibt dafür keine Erklärung. Denn auch der Wisent ist einmal ein heiliges Tier gewesen, nämlich bei den Chaldäern, die uns nicht nur sehr gute Wisentstatuetten hinterlassen haben, sondern auch Göttergestalten mit Wisentköpfen, die Wisenthörner und Wisentbärte tragen. Ich habe mir dies so erklärt, daß der Ur in einem Lande gezähmt wurde, wo nicht der Wisent neben ihm lebte. Nun geht das Verbreitungsgebiet des Wisents im Norden weit über das des Urs hinaus; umgekehrt bleibt es im Süden weit dahinter zurück. Bis in die die Ebene Kleinasiens im Norden begrenzenden Gebirge bis zum

Digitized by Google

Libanon mag ſich der Wiſent nach Süden erſtreckt haben. In die heiße Ebene Meſopotamiens iſt er aber ebenſowenig hinabgeſtiegen, wie er nach Afrika gelangt iſt. In dieſem Südgebiet muß, wenn meine Annahme richtig iſt, das Hausrind gewonnen ſein; ob es in Meſopotamien, ob es in Ägypten war, dieſem Land mit dem ausgeſprochenſten Rinderkultus, darüber läßt ſich zurzeit keine Vermutung äußern. In Meſopotamien treffen wir ſeit den älteſten uns bekannt gewordenen Zeiten das Rind. Aber die Periode der Vorgeſchichte, in der es hätte gewonnen werden können, fehlt hier gänzlich. In Ägypten reicht das Rind bis in vorgeſchichtliche Zeiten hinab. Ob es hier ſelbſtändig gezähmt oder importiert wurde, läßt ſich heute noch nicht ſagen. Jedenfalls hatte Ägypten damals den Eſel ſchon ſelbſtändig gewonnen und ihn auch ſchon bis Meſopotamien exportiert, wo wir ihn in den allerälteſten Kulturen finden. Sollte da die Gewinnung des Rindes durch Ägypten ganz von der Hand zu weiſen ſein?

Wenn wir alſo auch in den Ländern um die Südoſtecke des Mittelmeers den Ausgangspunkt des Rinderkultus ſuchen, ſo dürfen wir hier doch nicht den einzigen Domeſtikationsherd des Rindes ſehen. Vielmehr iſt anzunehmen, daß lediglich der Erwerb ſich von hier verbreitet, daß aber, erſt durch dieſen Import angeregt, in verſchiedenen Ländern der Ur ſelbſtändig domeſtiziert wurde. So hat Duerſt für Anau in Turkeſtan eine Domeſtikation des Urs wahrſcheinlich gemacht. Ich habe ſie in Norddeutſchland für die Zeit der Lauſitzer Kultur nachgewieſen, wo es hier alſo ſchon längſt das Torfrind gab. Schließlich ſcheint ſie mir für Spanien mehr als wahrſcheinlich zu ſein. Hier lebt heute noch in der andaluſiſchen Rinderraſſe, aus welcher die ſpaniſchen Kampfſtiere genommen werden, eine Form des Hausrindes und, wie wir gleich hinzufügen können, die einzige, deren Schädel ſich, abgeſehen von einigen Größenmaßen, aber auch in gar nichts von dem des wilden Urs unterſcheidet. Wahrſcheinlich entſprechen auch die Körperformen noch ganz denen des Wildtiers. Iſt es doch gerade ſeine Beweglichkeit, die den Kampfſtier für ſeinen Zweck beſonders geeignet macht, und wird doch auch gerade die Beweglichkeit des Urs immer von den Schriftſtellern hervorgehoben, die ihn noch kannten. Daß in noch ziemlich ſpäter Zeit gelegentlich Ure eingefangen und zum Ziehen verwendet wurden, berichtet uns Vergil für ſein Zeitalter. In ſeiner Geoponica ſchildert er uns III, 531, wie es nach einer Seuche, die den Viehſtand der Krainer Alpen vernichtet hatte, an Ochſen zum Ziehen des Prozeſſionswagens der Göttermutter fehlte und man an ihrer Stelle Ure verwenden mußte.

Die Einwirkungen der Domeſtikation, der verſchiedenen Klimate, wenn Wanderhirten ihre Rinder in ein neu zu beſiedelndes Land mitbrachten, die ſchon im Ausgangsmaterial gelegene Verſchiedenheit, da doch der wilde Ur ſchon im ganzen Gebiet ſeiner Ausdehnung nicht gleichmäßig ausſah, Kreuzungen u. a. m. brachten dann bei dem Hausrind eine ſolche Menge von Verſchiedenheiten hervor, daß es erſt dem genialen Scharfblick eines Rütimeyer gelang, in dieſes Chaos Ordnung zu bringen, indem er die Hausrinder vorwiegend nach Schädelmerkmalen in Gruppen ordnete. Wenn auch mannigfach erweitert und abgeändert, ſo iſt doch das Rütimeyerſche Schema auch

Digitized by Google

heute noch die Grundlage für eine wissenschaftliche Systematik der Hausrinder.

Danach teilen wir die Hausrinder heute in folgende Rassengruppen ein.

1. Primigenius-Rinder. Sie sind ihrem Schädelbau nach dem wilden Ur (bos primigenius) noch sehr ähnlich. Als bekannte Formen nennen wir das silbergraue Steppenrind, das die Steppen Südeuropas bis nach Mittelitalien hinein bewohnt. Es ist ein schweres, gängiges Rind mit gewaltigem, schön geschwungenem, an der Basis hellem, an der Spitze schwarzem Gehörn und mit geringem Milchertrag, das zum Zuge sehr geeignet ist. Hohen Milchertrag und hohe Mastfähigkeit, die beiden anderen, vom Rind vorwiegend verlangten Eigenschaften, gelang es in Europa nur auf den fruchtbaren Weiden an den nördlichen Seeküsten zugleich dem Primigeniusrind anzuzüchten. Wir finden sie bei unseren schwarz-weißen Niederungsrindern.

Zu den Steppenrindern gehörte wohl auch jene schöne altägyptische Rinderrasse, aus der der Apisstier gewonnen wurde, der in Memphis göttliche Ehren genoß. Außer ihnen werden noch drei andere heilige Stiere genannt, der Mnevis, der Onuphis und Epaphos, die freilich neben dem Apis ganz zurücktreten und z. T. wohl auch, wenigstens was die letzten beiden anbelangt, aus anderen Rassen, von denen das alte Ägypten noch drei bis vier hatte, genommen wurden. Heute ist diese altägyptische Apisrasse zwar in Ägypten selbst verschwunden, lebt aber noch in voller Reinheit südlich davon in verschiedenen Gegenden weiter.

2. Die Langstirnrinder. Sie schließen sich ihrem Schädelbau nach an das schon erwähnte Pfahlbautenrind an, das seiner bezeichnendsten Eigenschaft halber von seinem Entdecker Owen als Langstirnrind (Bos longifrons) bezeichnet wurde. Sein wichtigster moderner Vertreter ist das graubraune Alpenvieh, das zwar nicht die Größe und Schwere der Primigenius-Rassen erreicht, sich aber durch besonderen Milchreichtum auszeichnet.

3. Durch besonders kurzes Gesicht zeichnen sich verschiedene Rinder der Alpentäler aus, von denen die Eringer und Duxer Rinder die bekanntesten sind. Sie werden als Kurzkopf- oder Brachycephalus-Rinder zusammengefaßt. Durch noch weitere Abnahme des Gesichtes gegenüber dem Hirnschädel kamen wir zur Mopsköpfigkeit, wie sie wohl im ausgebildetsten Maße bei dem heute wieder verschwundenen, besonders durch Darwin bekannt gewordenen südamerikanischen Niata-Rind vorkam.

4. Wohl als Üppigkeitsform dürfen wir die Großstirn- oder Frontosus-Rinder auffassen, die sich durch breite, dachförmige Stirn auszeichnen, deren wichtigste Rasse das Schweizer Fleckvieh ist.

5. Im Norden Europas haben die Hornlosen oder Akeratos-Rinder große Verbreitung. Es treten auch sonst gelegentlich einmal in anderen Gegenden hornlose Rinder auf. Aber nur in Nordeuropa, in England (Angus-Rasse) und, wie es scheint, im alten Ägypten sind sie zu besonderen Rassen herangezüchtet worden. Wenn Tacitus vom germanischen Rind behauptet, es sei hornlos, so liegt da irgendein Irrtum vor. Wohl gab es in Deutschland einzelne hornlose Rinder, aber in den Funden sind diese so selten und treten so gegen

Digitized by Google

die gehörnten in den Hintergrund, daß von einer hornlosen germanischen Rinderrasse nicht gesprochen werden kann.

6. Von geringer Bedeutung sind für uns die in Rußland beheimateten aufrechthörnigen oder Orthoceros-Rinder.

7. Die Zeburinder. Es ist das eine eigenartige, sehr vielgestaltige Gruppe von Rindern, die vorwiegend das tropische Asien und Afrika bewohnen. Ihre Stellung im System ist höchst unsicher. Es kommen bei ihnen Schädelformen vor, die die übrigen Hausrinder nicht zeigen. Der Buckel ist eine Fettansammlung im Kappenmuskel, der mit der von den verlängerten Dornfortsätzen der Rückenwirbel gebildeten Rückengräte hinterindischer Wildrinder nichts zu tun hat. Neben Zwergen, die kaum 90 cm hoch werden, wie den javanischen Zwergzebus, gibt es Riesen mit bisweilen stark verlängerten Schlappohren wie die indischen Guzerat-Zebus; es gibt hornlose Formen neben riesenhörnigen, deren Hörner eine Länge bis zu 1,60 m und einen Umfang bis zu 54 cm an der Basis haben, wie das Rind der afrikanischen Watussistämme. Diese Zebus zeichnen sich oft durch besondere Schnelligkeit aus, so daß mit ihnen sogar Rennen abgehalten werden. In Indien werden die Rassen von Maisur und aus Gudscherat zur Bespannung der Artillerie und des Trains benutzt. Auch als Reittiere finden sie vielfach Verwendung. Auch in Afrika ist die Verwendung der Zebus als Zug- oder Reittiere von Bedeutung. Besonders die Damararinder haben wegen ihrer Gängigkeit als Reitochsen guten Ruf.

Ist unsere vorstehend geäußerte Ansicht richtig, daß alle Hausrinder vom Ur abstammen, so braucht unsere Gruppeneinteilung nicht anzudeuten, daß die Angehörigen einer Gruppe auch jedesmal blutsverwandt, das heißt einheitlicher Entstehung sind. Die Ursachen z. B., welche zur Entstehung von Langstirnrindern führten, konnten unabhängig voneinander an verschiedenen Orten wirksam sein und mußten dann jedesmal das gleiche Resultat haben. Die einzelnen Typen sind uralt; sie reichen alle bis weit in die prähistorische Zeit zurück. Und nur wenn wir alle Verbindungsglieder zwischen dem ersten Auftreten und den modernen Typen haben, können wir die Geschichte einer Rasse schreiben.

So läßt sich jetzt schon für unser schwarz-weißes Niederungsvieh sagen, daß es in Norddeutschland domestiziert wurde, also im wahrsten Sinne bodenständig ist, wenn auch die Konstanz der schwarz-weißen Farbe erst in den letzten zwei Jahrhunderten herausgezüchtet wurde. Damit ist freilich nicht gesagt, daß es eine germanische Schöpfung ist. Die erste Geschichte seiner Zähmung führt uns in so entlegene Zeiten — bis in die Bronzezeit — zurück, wo wir, wenn wir auf dem Boden des Beweisbaren bleiben wollen, noch nicht mit Völkernamen arbeiten dürfen, die einer weit späteren Zeit entstammen.

Auf jeden Fall lehren uns die Funde, daß das vorgeschichtliche Germanien keineswegs nur schlechtes, kümmerliches Vieh besaß, wie es uns Tacitus glaubhaft machen will. Und es muß einmal eine Zeit gegeben haben, wo das Vieh der Hauptreichtum der Germanen war. Nur so ist es zu erklären, daß ähnlich wie dem Romanen sein Kleinvieh, sein pecus, zu pecunia, Geld,

Digitized by Google

Julian A. Dimock phot. *Küste von Florida.*

Delphin-Jagd.

Oben: Ein harpunierter Delphin zieht mit großer Geschwindigkeit den Kahn hinter sich her.
Unten: Man versucht den ermatteten Delphin ins Boot zu ziehen.
Delphinus delphis L.

Digitized by Google

Roy C. Andrews phot. *Küste von Alasca, Sommer 1908.*

Buckelwal, im Begriff zu tauchen. Der Körper iſt ſtark gebogen.

Megaptera longimana (Rudolphi).

Roy C. Andrews phot *Küste von Alasca, Sommer 1908.*

Zwei Buckelwale an der Oberfläche des Meeres.

Megaptera longimana (Rudolphi).

Digitized by Google

wurde, so dem Germanen sein Vieh, althochdeutsch Fê, zur Scheidemünze, zum Fêning, unserem Pfennig, wurde.

Mancherlei Interessantes bietet die Geschichte des Rindes in Amerika. Die ersten Rinder brachte Kolumbus 1493 auf seiner zweiten Reise der Neuen Welt, und zwar nach San Domingo, wo die Tiere bald verwilderten und große Herden bildeten. Diese ermöglichten dem in der Geschichte Westindiens eine so wichtige Rolle spielenden Freibeuterstaat der Flibustier die Existenz. Die ungeheuren halbwilden Rinderherden, welche die Pampas Argentiniens vom 17. Jahrhundert an bevölkerten, stammten von sieben Kühen und einem Stier ab, welche 1546 von Andalusien nach Südbrasilien gebracht wurden. Dieser Reichtum, der hier entstanden war, konnte erst voll ausgenutzt werden durch die von Liebig eingerichteten Fleischextraktfabriken. Neuerdings versendet Argentinien auch viel Gefrierfleisch. Nordamerika erhielt erst um 1600 herum und Australien gar erst 1788 Rinder.

Digitized by Google

Die Wale / Eine biologische Skizze von Willy Kükenthal

Verzweifelt äußerte sich einst der große Cuvier, „daß die Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse von den Walen den Naturforscher auf die Folter spanne". Wenn wir auch seitdem ein gutes Stück in der Erforschung dieser merkwürdigen Säugetiere vorangekommen sind, so müssen wir doch zugeben, daß auch heute noch manche recht einfache Fragen völlig ungelöst sind. Wissen wir doch nicht einmal, wie viele Arten von Walen es gibt! In einem neu erschienenen tiergeographischen Atlas werden z. B. gegen 180 Arten von Walen angegeben. In Wirklichkeit aber dürfte nur etwa die Hälfte existieren. Ähnlich steht es mit unserer Kenntnis der Lebensgewohnheiten der Wale. Wir wissen z. B. nicht, wie alt die Wale werden können; über ihre Begattung ist bis heute nichts Zuverlässiges bekannt, oder, um ein anderes Beispiel herauszugreifen, so ist es auch bis heute noch nicht entschieden, ob die Wale gelegentlich schlafen. Diese Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse rührt von den Schwierigkeiten her, welche mit der Erforschung dieser ihr Leben meist unter der Wasseroberfläche verbringenden Tiere verbunden sind, die man schon ihrer Größe wegen nicht in Aquarien halten oder gar züchten kann. So war man für das Studium der Lebensgewohnheiten vorwiegend auf die Berichte der Walfänger angewiesen, unter denen sich einzelne Männer, wie z. B. der Kapitän Scoresby, durch ihre sorgfältigen Beobachtungen die größten Verdienste erworben haben. Aber nicht alle Mitteilungen dieser Praktiker verdienen das gleiche Vertrauen; denn das naturwissenschaftliche Beobachten ist eine Kunst, die wohl gelernt sein will und gewisse Grundlagen erfordert, und so ist es denn mit Freude zu begrüßen, daß sich in neuerer Zeit auch Naturforscher von Beruf gefunden haben, welche die Wale an Ort und Stelle aufgesucht und ihren Beobachtungen durch photographische Aufnahmen erhöhte Beweiskraft verschafft haben.

Doch nicht nur die Erforschung der Lebensweise, sondern auch das Studium des Körperbaues der Wale hat bis heute dem Zoologen besondere Schwierigkeiten geboten. Früher waren es meist gelegentliche Strandungen von Walen, welche erwünschte Gelegenheit zur genaueren Zergliederung boten; aber abgesehen von dem Übelstande, daß ein solcher gestrandeter Wal schnell in Verwesung übergeht, ruft allein schon das Aufliegen eines derartigen riesigen Tieres auf dem festen Boden starke Deformationen des Körpers hervor, die durch die Entwicklung von Gasen im Innern und ein damit verbundenes Aufblähen noch vermehrt werden. Auch auf die Hautfarbe wirkt die schnelle Zersetzung stark verändernd ein, wodurch sich die zahlreichen einander widersprechenden Angaben über die Färbung der einzelnen Arten

Digitized by Google

erklären lassen. Schließlich ist auch die Unübersichtlichkeit des Riesenkörpers sowie die Unhandlichkeit seiner Organe die Quelle zahlreicher Irrtümer geworden. So wird es auch begreiflich, daß man bis heute noch nicht genau Bescheid über die Anzahl der einzelnen Walarten weiß. In erster Linie war es wohl der Mangel an brauchbarem Vergleichsmaterial, welcher zur Aufstellung angeblich neuer Arten führte. Es ist ja für den Beschreiber stets leichter und wohl auch ehrenvoller, wenn er die Wissenschaft mit einer neuen Art beschenken kann. Jedoch kann man andrerseits auch zur Entschuldigung anführen, daß gerade bei den Walen die individuelle Variabilität innerhalb einer Art eine auffällig große ist. Männliche, weibliche und junge Tiere der gleichen Art weichen oft in Gestalt, Maß und Farbe ganz erheblich voneinander ab. Nun kam noch dazu, daß man für die einzelnen Arten ein immerhin nur begrenztes Verbreitungsgebiet gelten ließ und z. B. von vornherein die Wale des Atlantischen Ozeans für verschieden hielt von denen des Pazifischen, während wir heute wissen, daß sehr viele Walarten nahezu kosmopolitisch verbreitet sind.

Zwei große Gruppen von Walen lassen sich unterscheiden: die Bartenwale und die Zahnwale. Trotz großer äußerer Ähnlichkeiten finden sich im inneren Bau doch auch tiefgreifende Verschiedenheiten.

In der Ordnung der Bartenwale unterscheiden wir zwei Familien: die Glattwale und die Furchenwale. Die Glattwale zeichnen sich durch einen enormen Kopf aus, der ein Drittel der gesamten Körperlänge erreichen kann. Ihr Oberkiefer und Gaumen ist sehr stark gebogen, und ihr Name rührt davon her, daß sie keine Rückenflosse und keine Bauchfurchen haben. Zu ihnen gehört der Grönlandwal (Balaena mysticetus L.) und der Nordkaper (Balaena glacialis Bonn.). Beide sind heutzutage nahezu ausgerottet. Zwischen Glattwalen und Furchenwalen steht der kalifornische Grauwal (Rhachianectes glaucus), der auch in japanischen Gewässern vorkommt. Die Furchenwale sind viel schlanker, haben einen kleineren Kopf, eine Rückenflosse, weshalb sie auch als Finwale bezeichnet werden, und am vorderen Teil ihrer Bauchseite tiefe Längsfurchen. Der größte ist der Blauwal (Balaenoptera musculus L.). Von andern Arten merken wir uns den Finwal (Balaenoptera physalus L.), den Seihwal (Balaenoptera borealis Less.) und den kleinen Zwergwal (Balaenoptera acuto-rostrata Lacépède). Einer andern Gattung gehört der merkwürdige Buckelwal (Megaptera nodosa Bonn.) an, der sich durch seinen sonderbaren Körperbau, eigentümliche knollige Auswüchse auf seinem Vorderkopfe und sehr lange Brustflossen auszeichnet. In der Ordnung der Zahnwale ist der Pottwal der berühmteste. Die meisten Erzählungen über den Walfang und seine Gefahren beziehen sich auf diesen Wal. Dies ist der Wal, der den Ausführungen gelehrter Männer früherer Zeiten zufolge den Propheten Jonas verschluckt hat, da es der einzige Wal ist, dessen Kehle vielleicht die genügende Weite hat, um einen erwachsenen Mann hindurchpassieren zu lassen. Indessen dürften einige leise Zweifel an dieser Begebenheit erlaubt sein, da heutzutage der Pottwal niemals Menschen verschluckt, obgleich er die beste Gelegenheit dazu hätte, wenn er z. B. ein Walboot in Stücke

Digitized by Google

zerbeißt. Ein anderer interessanter, großer Zahnwal des nordatlantischen Ozeans ist der Dögling (Hyperoodon rostratus Müller), zur Familie der Ziphiiden gehörig. Er wird bis 10 m lang, während ein anderer Vertreter der Ziphiiden, Berardius, sogar eine Länge von 13 m erreicht. Unter den zahlreichen Arten von Delphinen, wie die kleineren Zahnwale heißen, ragt hervor der bis 8 m lange Schwertwal (Orcinus orca Fabr.), der Grindwal (Globicephalus melas Traill), der gewöhnliche Delphin, den wohl alle kennen, welche jemals eine Reise über das Meer gemacht haben, da er schwarmweise den Schiffen folgt, und endlich der kleine Braunfisch (Phocaena communis Cuv.), der weit in die Flüsse vordringt. Ein ausschließlicher Flußbewohner ist der Gangesdelphin (Platanista gangetica Cuv.), dessen Augen vollständig rudimentär geworden sind, und im hohen Norden kommen zwei arktische Zahnwale vor, der Narwal (Monodon monoceros L.) und der Weißwal (Delphinapterus leucas Gmel.).

Die Verbreitung der Wale ist erst in neuerer Zeit genauer erforscht worden. Ganz falsch ist es, als Heimat der meisten Wale die arktischen Gewässer anzusehen. Von den etwa 90 bekannten sicheren Walarten kommen nämlich nur drei in arktischen Gewässern vor: der Grönlandswal, der Narwal und der Weißwal. Ferner sind durchaus nicht alle Wale Bewohner des Meeres; denn manche von ihnen leben auch in Flußmündungen, und andere können flußaufwärts viele Hunderte von Meilen schwimmen, ja wir kennen selbst Arten, wie den schon erwähnten Gangesdelphin sowie eine Inia genannte Form vom oberen Amazonenstrom, die ausschließlich im Süßwasser leben. Auch ausgesprochene Küstentiere sind sie nicht, wie neuerdings behauptet wurde, sondern ihre Verbreitung regelt sich nach dem Vorkommen der Nahrung, und manche von ihnen, wie der Pottwal und der Dögling, sind überhaupt selten in der Nachbarschaft von Küsten zu sehen, sondern ziehen die hohe See vor.

Einiges ist auch neuerdings über die Wanderungen der Wale bekannt geworden; so wandern manche Furchenwale im Sommer in kältere Gewässer, im Winter in wärmere, und es scheint ferner, als ob jede Art in einzelne geographische Stämme geteilt wäre, von denen jeder eine bestimmte Area bewohnt, deren Grenzen im großen und ganzen nicht überschritten werden.

Über den Ursprung der Wale wissen wir noch sehr wenig. Fest steht nur, daß sie sich aus alten Landsäugetieren entwickelt haben. In früher Tertiärzeit existierte eine dritte Gruppe von Walen, die Urwale, und man hat nachzuweisen versucht, daß diese von alten, raubtierartigen Landsäugetieren, den Creodontiern, ihren Ursprung genommen haben. Dagegen ist es nicht gelungen, einen einwandfreien Beweis für die Abstammung der Zahnwale oder der Bartenwale von den Urwalen zu liefern. Ebensowenig ist es bis jetzt den Paläontologen gelungen, eine sichere Verwandtschaft der Bartenwale mit den Zahnwalen festzustellen. Die bisherigen paläontologischen Tatsachen können daher die Ansicht nicht widerlegen, daß wir in den drei Arten der Wale, den Urwalen, Zahnwalen und Bartenwalen, drei unabhängig voneinander entstandene Stämme vor uns haben, die sehr wohl alle drei von

Digitized by Google

Küchler phot. *Vaagö (Faröer), Aug. 1910.*

Grindwalfang in der flachen Bucht von Midvaag.
Oben: Eintreiben einer Herde. Unten: Erlegung der im Seichtwasser unbehilflichen Tiere.
Globicephalus melas (Traill.).

Digitized by Google

Küchler phot *Faröer, Aug. 1909.*

Grindwalfang.

Oben: Landung erlegter Wale. Unten: Die Beute im Hafen von Thorshavn.

Globicephalus melas (Traill.).

Digitized by Google

Roy C. Andrews. *Küste von Alasca. Sommer 1908.*

Walfängerſchiff mit ſeiner Beute an Blauwalen in der Station.

Balaenoptera musculus (L.).

Küchler phot. *Strömö (Faröer), Juli 1911.*

Erlegte, mit der Luftpumpe aufgeblaſene (wahrſcheinlich Blau-) Wale, auf dem Meere flottierend.

Balaenoptera musculus (L.).

Digitized by Google

Küchler phot.

Finnwal.

Zwecks Abspeckens werden tiefe Längsschnitte gemacht; die Schwanzflosse ist gekappt.

Balaenoptera physalus (L.).

Küchler phot.

Finnwal. *Strömö (Faröer), Juli 1910.*

Ausschlachten desselben Wals; die Schwanzflosse ist gekappt.

Balaenoptera physalus (L.).

Digitized by Google

landlebenden Creodontiern abstammen können, aber zu verschiedenen Zeiten aus diesen entstanden sind, und deren Ähnlichkeiten im Bau im wesentlichen auf der Anpassung an die gleiche schwimmende Lebensweise im Wasser beruhen.

Man kann es wohl begreifen, wenn man den Wal früher den Fischen zuzählte; denn einem Fische gleicht er nicht nur in seiner schwimmenden Lebensweise, sondern auch in seiner äußeren Körperform. Wie bei einem Fisch, so ist auch beim Wal der Körper langgestreckt und spindelförmig. Der Kopf geht ohne Bildung eines Halses geradlinig in den Rumpf über, der sich allmählich zu einem Schwanze verjüngt, und auch die Gliedmaßen sind äußerlich zu Flossen geworden, allerdings nur die Vordergliedmaßen, denn die Hintergliedmaßen fehlen. Dafür tritt aber eine Schwanzflosse auf, horizontal gestellt, nicht vertikal wie bei den Fischen, und auch eine als Gleichgewichtsorgan wirkende Rückenflosse ist meist vorhanden. Es ist wohl kaum nötig, darauf hinzuweisen, wie zweckmäßig die fischähnliche Gestalt für diese schwimmenden Säugetiere ist. Ein Ingenieur, welcher die Aufgabe bekäme, ein Schiff zu bauen, welches ohne Rücksicht auf andere Umstände nur die größtmögliche Geschwindigkeit erhalten sollte, würde ihm ebenfalls eine solche Spindelform geben.

Trotz der so tiefgreifenden Unterschiede zwischen dem Körper eines Wales und eines Landsäugetieres steht es dennoch außer allem Zweifel, daß der Walkörper durch allmähliche Umformung aus dem Körper eines landlebenden Säugetieres hervorgegangen ist. Dafür liefert uns vor allem die Entwicklungsgeschichte der Wale untrügliche Beweise. Wir sehen, wie die zahlreichen Umformungen nichts anderes sind, als das Resultat von allmählichen Anpassungen an das Leben im Wasser. So ist z. B. der gesamte Körper des Wales glatt und anscheinend stets haarlos; dennoch stammen die Wale von haartragenden Säugetieren ab, und selbst bei erwachsenen Bartenwalen kann man noch einzelne Haare am Kopfe verteilt finden, die durchaus nicht rudimentär sind, sondern wohlausgebildete Tasthaare darstellen. Auch bei einigen erwachsenen Zahnwalen sind solche als Sinnesorgane funktionierende, spezialisierte Haare in der Haut versenkt vorgefunden worden, und andere Zahnwale zeigen wenigstens im embryonalen Zustande noch derartige Haaranlagen auf der Oberlippe. Warum bei den Walen das dichte Haarkleid geschwunden ist, welches so charakteristisch für die das Land bewohnenden Säugetiere ist, läßt sich leicht einsehen. Das Haarkleid dient vor allem als Wärmeschutz, während bei den Walen der Wärmeschutz viel wirksamer durch die dicke Speckschicht unter der Haut erzielt wird. Fast bei allen Walen ist die Haut völlig glatt, schon um den Reibungswiderstand beim Vorwärtsschwimmen möglichst zu vermindern. Ferner sind alle jene Körperteile, welche bei den landlebenden Säugetieren vom Körper abstehen, geschwunden oder doch ins Innere zurückgezogen, um den Reibungswiderstand zu vermindern. So hat der Wal seine äußeren Ohren eingebüßt. Die äußeren Ohrmuscheln sind bei ihm überflüssig geworden und verlorengegangen, weil die Schalleitung im Wasser eine ganz andere ist und die Schallwellen auch ohne Vermittlung

Digitized by Google

eines äußeren Ohres und eines Gehörganges zum eigentlichen Gehörorgane gelangen können und hier wahrgenommen werden. So kommt es, daß die äußere Ohröffnung des Wales nahezu verschwunden ist und nur mit Mühe als ein kleines hinter dem Auge gelegenes Grübchen gefunden werden kann (Abb. Tafel 61). Daß aber die Wale früher äußere Ohrmuscheln besessen haben, davon zeugen noch unter der Haut liegende Knorpelrudimente, die sowohl bei Zahnwalen wie bei Bartenwalen vorkommen.

Tiefgreifende Umformungen haben auch die Anpassungen an die Vorwärtsbewegung im Wasser am Walkörper hervorgerufen. Als Lokomotionsorgan kommt für den Wal nur die Schwanzflosse in Betracht, deren horizontale Stellung darauf zurückzuführen ist, daß der Wal als Lungenatmer von Zeit zu Zeit an die Oberfläche kommen muß; das Schlagen der horizontalen Schwanzflosse von oben nach unten genügt zu diesem Zweck vollkommen, während der Fisch mit seiner vertikalen Schwanzflosse sich nur dann aufwärts bewegen kann, wenn er seinen Körper zuvor in eine schräge Lage gebracht hat. Das Verschwinden der Hinterextremitäten, die übrigens embryonal noch angelegt werden, ist auf diese horizontale Stellung der Schwanzflosse zurückzuführen, indem die sich mächtig entwickelnden Schwanzflossenflügel ihre Aufgabe übernehmen und sie überflüssig machen. Übrigens ist die Bewegung der Schwanzflosse kein einfaches Auf- und Niederschlagen, sondern eine Kombination von Stoß- und Schlagbewegung, so daß die Bewegung des Tieres nicht nur eine Vorwärtsbewegung ist, sondern daß sie außerdem eine drehende Komponente enthält. Es wirkt also durch die Bewegung der Schwanzflosse ein Kräftepaar auf den Walkörper ein, von dem die eine weitaus stärkere ihn vorwärts bewegt, während die andere eine Drehung des vorderen Körperteiles nach einer Seite, und zwar gemäß der Art der Anheftung der Schwanzflosse an den Schwanz und ihrem inneren Bau, nach links bewirkt. Der Wal durchschneidet also beim Vorwärtsschwimmen das Wasser nicht genau in der Richtung der Längsachse seines Körpers, sondern wird bei jedem Schlage der Schwanzflosse etwas nach links abgelenkt. Diese eigentümliche Bewegung der Schwanzflosse ist die Ursache der verschiedengradigen Asymmetrie, welche wir bei allen Walschädeln sehen. Der Druck der beim Schwimmen durchschnittenen Wassermasse wirkt auf die linke Seite des Vorderkopfes etwas stärker als auf die rechte, pflanzt sich durch die elastischen Weichteile des Kopfes hindurch auf die darunter liegenden Schädelknochen fort und hat die asymmetrische Ausbildung besonders der steil aufsteigenden Knochen der Stirnpartie zur Folge gehabt.

Die Schnelligkeit, mit welcher Wale vorwärts schwimmen können, ist bei den verschiedenen Arten sehr verschieden. Die Glattwale bewegen sich relativ langsam vorwärts, so wird vom Nordkaper berichtet, daß er etwa 4 Meilen (Seemeilen) in der Stunde schwimmt, wenn gejagt, bis zu 8 Meilen. Viel schneller schwimmen die Furchenwale, die bis zu 12 Meilen in der Stunde erreichen können, und von Delphinen ist schätzungsweise anzunehmen, daß sie auf kurze Zeit mit einer Geschwindigkeit von 16 Meilen das Wasser zu durchschneiden imstande sind.

Digitized by Google

Auf den Einfluß der schwimmenden Lebensweise ist auch die Verkürzung der Halswirbelsäule zurückzuführen, wodurch eine erhöhte Festigkeit des Körpers erreicht wurde. Die beiden ersten Halswirbel zeigen immer mehr das Bestreben, die Rolle der gesamten Halswirbelsäule zu übernehmen, und die dahinter gelegenen Halswirbel erleiden verschiedenartige Verkürzungen und Verschmelzungen.

Der Wasserdruck, welcher beim Vorwärtsschwimmen auf den Walschädel einwirkt, äußert sich noch in anderer Weise, indem die das Gehirn begrenzende Schädelkapsel in der Richtung der Längsachse stark verkürzt, in der Querachse verbreitert wird. Bei den Zahnwalen ist es dadurch zu einem Auseinanderweichen der Scheitelbeine gekommen, die in der Mitte nicht mehr zusammenstoßen. Auch die breite Form des Gehirns ist daraus zu erklären.

Sehr tiefgreifend sind ferner die Umbildungen, welche das Skelett der Vorderextremitäten der Wale erlitten hat. Die Funktion der Vorderextremitäten ist neben der eines Gleichgewichtsorgans die eines Steuers. Zu diesen Funktionen sind aber die Vorderextremitäten erst gekommen, als sich die Schwanzflosse zu einem neuen und äußerst wirksamen Lokomotionsorgane ausgebildet hatte. Vordem standen sie nur im Dienste der Ruderfunktion. Die breite Fläche, welche durch Ausbildung einer die einzelnen Finger mehr und mehr einhüllenden Schwimmhaut geschaffen worden war, fungierte bereits bei den Brustflossen, als sie noch Ruder waren. Ebenso waren bereits zu dieser Zeit die proximalen Teile des Armes verkürzt und begannen sich in den Leib hineinzuziehen, während das Handskelett, das aus den gleichen Elementen wie bei landlebenden Wirbeltieren besteht, sich verlängerte. Eine größere Biegsamkeit wurde erzielt durch eine verlangsamte Verknöcherung und selbständige, spät eingetretene Verknöcherung der biegsamen Knorpel jedes Skeletteiles, welches zu einer sekundären Vermehrung der Fingerglieder geführt hat. Mit der Ausbildung der Schwanzflosse vollzog sich ein Funktionswechsel der Brustflosse, und aus einem Ruder wurde ein Gleichgewichtsorgan und ein Steuer. Eine leichte Hebung der Flosse durch ihre an die Fingerstrahlen ziehende Muskulatur genügt, um den Walkörper nach der gleichen Seite zu drehen.

Da die Wale Lungenatmer sind und von Zeit zu Zeit an die Wasseroberfläche kommen müssen, so ist ein möglichst geringes spezifisches Gewicht für sie von größter Bedeutung. Je leichter ihr Körper ist, um so geringer ist der ständige Verbrauch an Muskelkraft, um sich schwimmend zu erhalten. Diese Verringerung des spezifischen Gewichts wird auf verschiedene Weise herbeigeführt. Zunächst einmal durch die schon erwähnte verlangsamte Verknöcherung des Skeletts, dann aber auch durch die Ausbildung einer mächtigen Fettschicht unter der Haut. Dieser Speck ist es ja vor allem, dessentwegen den Walen nachgestellt wird. In erster Linie dient natürlich der Speck als Reservenährmaterial sowie als Schutz gegen Wärmeverlust. Wie vortrefflich eine solche Speckschicht vor Wärmeverlust schützen kann, erhellt daraus, daß die Körpertemperatur eines großen Blauwales noch drei Tage nach dessen

Digitized by Google

Tode 34° C betrug. Da der Speck spezifisch leichter ist als das Wasser, so dient er auch zur Erleichterung des Gesamtgewichtes.

Erlegte Wale mit dicker Speckschicht flottieren demgemäß an der Oberfläche, während magere Individuen sinken. Um das zu verhüten, verfährt man neuerdings folgendermaßen: Es wird ein eisernes Rohr in die Bauchhöhle gestoßen und mit Hilfe der Dampfmaschine Luft hineingeblasen; dann wird die Öffnung mit Werg verstopft, und der tote Wal bleibt alsdann an der Oberfläche.

Um möglichst ohne Verlust an Zeit und Muskelarbeit an die Wasseroberfläche kommen und atmen zu können, ist die Atemöffnung der Wale, das der Nasenöffnung entsprechende „Spritzloch", scheitelwärts verlagert, findet sich also hoch oben am Kopfe an der Stelle, welche zuerst aus dem Wasser auftaucht. Da der Kopf meist aus andern biologischen Gründen eine sehr mächtige Ausbildung und damit vermehrte Schwere erlangt, sind im Schädel mancher Arten pneumatische Hohlräume vorhanden, oder es finden sich Anhäufungen besonders leichten Fettes oder Öls, wie z. B. beim Pottwal, der Kogia und beim Dögling. In diesem Öle ist das wertvolle Spermazeti enthalten. Bei manchen Delphinen dagegen enthält der hintere Teil des Unterkiefers flüssige Markmassen, die ein sehr feines, besonders von Uhrmachern verwendetes Öl liefern. Auch das riesige Fettpolster in der Zunge der Bartenwale dient zur Erleichterung des Kopfgewichtes.

Wie schon eingangs erwähnt wurde, ist die Frage, ob die Wale schlafen können, noch immer ungelöst, und die Möglichkeit wird sogar von manchen Forschern bestritten. Immerhin sprechen aber einige Beobachtungen doch dafür, daß die Wale gelegentlich schlafen können; haben doch auch Seehunde die Fähigkeit, auf der Wasseroberfläche zu schlafen.

Als eine Anpassung an das Wasserleben müssen wir auch die riesige Größe betrachten, welche manche Walarten erreichen können; denn nur das dichte Medium des Wassers kann solche enorme Fleischmassen tragen. In alten Zeiten freilich hat man ihre Größe gewaltig übertrieben. Der gute alte Plinius, das Muster eines fleißigen, aber unkritischen Kompilators, gibt den Walen eine Länge von 900 Fuß, während in Wirklichkeit der längste Wal, der Blauwal, nicht über 31 m lang wird. Der viel dickere und daher schwerere Grönlandswal wird höchstens 20 m lang. Als König der Zahnwale ist der Pottwal zu betrachten, dessen Männchen bis über 20 m Länge erreichen können, während die Weibchen durchschnittlich etwa nur 10 m Länge besitzen. Dieser Größenunterschied ist um so merkwürdiger, weil bei den Bartenwalen umgekehrt die Weibchen etwas größer sind als die Männchen. Obwohl das spezifische Gewicht eines Wales das des Wassers nur wenig übertrifft, so ist doch bei der gewaltigen Wasserverdrängung eines solchen Tieres sein absolutes Gewicht außerordentlich groß. Es ist ausgerechnet worden, daß ein Blauwal von mittlerer Größe, etwa 23 m lang, bereits ein Gewicht von 73 000 kg hat, also etwa soviel wiegt wie 1000 erwachsene Menschen. Daß diese Riesen des Meeres eine enorme Muskelkraft besitzen, ist leicht zu verstehen. Allgemein bekannt sind ja die Erzählungen von den Gefahren

Digitized by Google

der Pottwaljagd, und wenn auch manche Übertreibungen mit unterlaufen mögen, so ist es doch ganz sicher, daß ein Schlag der Schwanzflosse genügt, ein Walboot samt Mannschaft hoch in die Luft zu schleudern, ebenso wie Beispiele dafür bekannt sind, daß Pottwale ein ganzes Boot mit ihren Kiefern in Stücke zerbissen haben. Selbst große Walschiffe sind gelegentlich von wütenden Pottwalen angegriffen und gänzlich zerstört worden. Aber auch andere Wale haben eine enorme Körperkraft. So wurde an der nördlichen Küste Norwegens ein großer Blauwal von einem Waldampfer aus angeschossen. Die Harpune drang in den Walkörper gerade hinter der Brustflosse ein, und die damit verbundene Bombe explodierte auch durchaus vorschriftsmäßig, ohne indessen den Wal zu töten. Dieser zog nun den Waldampfer mit großer Geschwindigkeit mit sich, trotzdem dessen starke Maschinen in entgegengesetzter Richtung arbeiteten. Nach vier Stunden vergeblicher Anstrengungen kam ein anderer Dampfer derselben Kompagnie seinem gefährdeten Kollegen zu Hilfe. Eine zweite Harpune wurde in den Wal gefeuert, und auch diese explodierte prompt. Aber der verwundete Wal war doch noch stark genug, um noch weitere zwei Stunden beide Dampfer, deren Schrauben rückwärts arbeiteten, mit sich zu ziehen. Ein anderer Bericht, der von der ungeheuren Ausdauer der Wale zeugt, besagt, daß ein angeschossener Blauwal den Dampfer 28 Stunden lang mit sich schleppte mit einer Geschwindigkeit von sechs Meilen in der Stunde, trotzdem die Maschinen auf halbe Kraft rückwärts gestellt waren. Welche Kraft der Schwanzflosse innewohnt, kann man schon daraus erkennen, daß es große Wale wie den Buckelwal gibt, welche gänzlich aus dem Wasser springen können. Auch von Pottwalen ist dieses beobachtet worden, und bei kleineren Delphinen ist es ja eine durchaus gewöhnliche Erscheinung.

Wohl einem jeden, der Gelegenheit gehabt hat, einen großen lebenden Wal zu sehen, wird das Schauspiel unvergeßlich bleiben, als der ungeheure Rücken des Tieres aus dem Wasser auftauchte und mit dumpfem Geräusch fontänenartig die weiße Dampfsäule der ausgestoßenen Atemluft emporstieg. So scharf umrissen ist die Form dieser Dampfsäule, daß sie, von einiger Entfernung gesehen, wie ein emporgeschleuderter Wasserstrahl aussieht. Kein Wunder daher, daß in früheren Zeiten ganz allgemein die Ansicht verbreitet war, daß die Wale aus ihrem Spritzloch Wasser auswürfen. Schon bei Aristoteles findet sich dieser Irrtum, den Plinius gutgläubig übernimmt und noch weiter ausschmückt. Genauere anatomische Untersuchungen haben indessen gezeigt, daß die Nase gar keine direkte Verbindung mit der Mundhöhle hat, und daß daher das in den Mund aufgenommene Wasser unmöglich zu den Nasenöffnungen herausgespritzt werden kann, und sorgfältige Beobachtungen lebender Wale haben ergeben, daß der vermeintliche Wasserstrahl nur zusammengepreßte und schnell kondensierte Atemluft ist, wie wir auch an einem kalten Tage unseren eigenen Atemdampf in der frischen Luft sehen können. Wie schwer es aber ist, einen einmal eingewurzelten Irrtum auszurotten, das ergibt sich daraus, daß auch heute noch Verteidiger der Ansicht, daß die Wale gewissermaßen eine Art schwimmender Fontänen wären, existieren. Sie weisen

Digitized by Google

darauf hin, daß der Strahl auch in warmen Meeren bei hoher Temperatur der Luft sichtbar sei, und daß er daher nicht aus kondensierter Atemluft bestehen könne. Für diese Erscheinung war man mit einer falschen Erklärung zur Hand, indem man behauptete, daß die Wale eine sehr hohe Temperatur des Körpers hätten, die viel höher als die des Menschen sei, so daß selbst in wärmerer Luft eine Kondensation eintreten könne. Das Gegenteil ist der Fall. Exakte Beobachtungen haben uns nämlich gezeigt, daß die Körpertemperatur der Wale nur etwa 35,5 ° C beträgt. Die Erklärung der Erscheinung, daß der Atemstrahl der Wale auch in warmer Luft sichtbar werden kann, besteht sehr einfach darin, daß der enorme Druck, mit welchem die Atemluft aus dem relativ engen Nasenloch ausgepreßt wird, beim Freiwerden eine augenblickliche Erniedrigung der Temperatur herbeiführt, die kondensierend wirkt. Daher sieht man auch bei Walen unter 8 m Länge, deren Atemluft also unter einem geringeren Druck steht, keinen Atemstrahl, und bei den großen Tieren ist er je nach der Beschaffenheit der Atmosphäre in verschiedenem Grade sichtbar. So ist an warmen Tagen, vor allem im Tropengebiet, der Atemstrahl auch der größten Wale oft nicht oder doch kaum zu sehen. Ganz neuerdings ist nun behauptet worden, daß die Wale beim Atmen dadurch Wasser in die Höhe schleudern, daß sie gelegentlich ausatmen, wenn sie sich noch unter der Wasseroberfläche befinden. Es ist kein Zweifel, daß das vorkommen mag. Dann wird aber niemals eine Wasserfontäne erscheinen, sondern das über der Nasenöffnung stehende Wasser wird in lebhafte Bewegung geraten, beiseitegeschleudert werden, und der Strahl des Atemdampfes wird etwas weniger hoch als sonst in die Höhe steigen. Man hat auch die Vermutung aufgestellt, daß das Wasser von oben her in die Nasenlöcher einfließe und dann wieder ausgespritzt werde; das ist aber ganz unmöglich, denn in diesem Falle müßte das Wasser die Luftwege hinab und in die Lunge gelangen. Die Wale würden sich in diesem Falle ebenso betragen wie ein Mensch, der sich verschluckt und Flüssigkeit in seine Luftröhre oder Lunge bekommen hat. So ist das Märchen vom Wasserspritzen der Wale ein für allemal aufzugeben.

Die Art und Weise der Atmung ist bei den verschiedenen Arten der Wale oft recht verschieden, und in manchen Fällen läßt sich nach Stärke, Höhe und Form des Strahles, nach den Intervallen, in welchen der Wal bläst, sowie nach der Zahl der Exspirationen mit ziemlicher Sicherheit schon auf große Entfernung beurteilen, welche Walart man vor sich hat. Besonders leicht ist der Pottwal zu unterscheiden, da er seinen Atemstrahl schräg nach vorn sendet und eine große Zahl von Exspirationen und Inspirationen nötig hat, bis er sein Blut wieder gereinigt und mit neuem Sauerstoff gefüllt hat. Nun existiert ein Unterschied zwischen Zahn- und Bartenwalen, indem die ersteren eine quer gestellte äußere Nasenöffnung besitzen, während den Bartenwalen zwei getrennte Längsschlitze zukommen. Demzufolge wird ganz allgemein angenommen und auch auf Abbildungen dargestellt, daß die Bartenwale zwei auseinandergehende Atemstrahlen haben, während bei den Zahnwalen nur einer sichtbar wird. Aber auch das ist ein Irrtum; denn auch bei den

Digitized by Google

Bartenwalen vereinigt sich der aus den beiden Nasenlöchern ausströmende Dampf sofort zu einem einheitlichen Strahl, der beim Blauwal etwa 6 m Höhe erreichen kann.

Bei den Walen steht die Nase nur noch im Dienste der Atmungsfunktion. Der Geruchssinn ist nicht mehr vorhanden, und daher ist auch der Riechnerv bei den Bartenwalen stark rudimentär geworden und bei den meisten Zahnwalen gänzlich verschwunden.

In engem Zusammenhang mit der Atmung steht die Fähigkeit des Tauchens. Unter allen Säugetieren sind die Wale die vollkommensten Taucher, und wir wollen zunächst die Frage zu beantworten suchen, wie lange ein Wal unter Wasser bleiben kann. Hier können nicht theoretische Erwägungen, sondern nur sorgfältig angestellte Beobachtungen entscheiden. Danach ergibt sich, daß die Fähigkeit des Tauchens bei den verschiedenen Arten sehr verschieden entwickelt ist, und daß es daher nicht angeht, an einem Wale gemachte Beobachtungen auf die ganze Gruppe zu verallgemeinern. Auch muß man zwei verschiedene Arten des Tauchens unterscheiden: ein flaches Tauchen und ein Tauchen in die Tiefe. Wenn ein Wal sich zum Tauchen anschickt, so sehen wir meistens, daß er den Kopf herabdrückt und den Körper so weit einkrümmt, daß er Bogenform annimmt. (Siehe Abb. Tafel 56.) Dann wird die Rückenflosse sichtbar, wenn eine solche vorhanden ist, und bei manchen Arten erscheint dann die Schwanzflosse, bis sie senkrecht zur Wasseroberfläche steht. (Siehe Tafel 64.) Aus dieser Stellung heraus schwimmt dann der Wal rapid in die Tiefe. Ein nach dem Untertauchen erscheinender spiegelnder Fleck auf der Wasseroberfläche rührt nicht von einer öligen Exkretion her, wie angenommen wird, sondern ist eine rein physikalische Erscheinung, veranlaßt durch eine beim Herabsinken des mächtigen Körpers erfolgende Aufhebung der Wellenbewegung. (Siehe Tafel 64.) Bartenwale bleiben im allgemeinen 3 bis 20 Minuten unter Wasser, wenn sie aber durch eine Harpune verwundet worden sind, tauchen sie auch weit länger. Noch bessere Taucher sind manche Zahnwale. Von Kükenthal liegt eine Beobachtung aus dem Jahre 1886 vor, nach welcher ein harpunierter Dögling 45 Minuten unter Wasser blieb, und zahlreiche Beobachtungen an harpunierten Pottwalen haben ergeben, daß dieser bis 1¼ Stunde, ja sogar bis 1¾ Stunden tauchen kann. Die kleineren Delphine tauchen im Durchschnitt etwa 5 Minuten lang.

Schwieriger ist die Beantwortung der Frage, wie tief die Wale tauchen können. Auf Grund theoretischer Erwägungen hat man angenommen, daß Wale nicht tiefer tauchen können als etwa 60 oder höchstens 100 m. Es existieren aber einwandfreie Beobachtungen, nach welchen die Wale die ihnen gesteckte Grenze von 100 m durchaus nicht respektieren. Vor allen sind es der Dögling und der Pottwal, welche gelegentlich sehr viel tiefer tauchen können, und auch von Bartenwalen haben wir sichere Kunde, daß sie bis 260 m unter die Wasseroberfläche getaucht sind. Man kann daher annehmen, daß die Tiefe, bis zu welcher Wale herabtauchen können, für verschiedene Arten verschieden ist. Zweifellos stellt aber das Tauchen in sehr große Tiefen

Digitized by Google

eine Ausnahme dar und geschieht wohl nur in der größten Todesfurcht; es steht aber fest, daß alsdann Bartenwale bis 260 m tief, der Pottwal bis 600 m und der Dögling noch tiefer getaucht haben.

Es ist sehr interessant zu sehen, in welcher Weise der Körper der Wale dem ungeheuren Druck angepaßt ist, der bei dem Tauchen in so große Tiefen eintreten muß. Insbesondere ist es das Atmungs- und Zirkulationssystem, welches tiefgreifende Umänderungen erfahren hat. Um nur einen Punkt herauszugreifen, so ist die Blutzufuhr des Gehirns eine ganz andere als bei Landsäugetieren. Die oberflächlich gelegene große, als Carotis bezeichnete Kopfarterie, welche bei den Landtieren vorwiegend die Blutzufuhr für das Gehirn besorgt, würde durch den enormen Druck des Wassers beim Tauchen in Gefahr kommen, komprimiert zu werden, und wenn die Blutzufuhr des Gehirns auch nur für kurze Zeit aufhören würde, so würde selbstverständlich der Tod sofort eintreten; daher wird bei den Walen das Gehirn überhaupt nicht von der Carotis versorgt, sondern von Blutgefäßen, welche in der Umhüllung des Rückenmarkes, also durch den Wirbelkanal gegen jeden Druck geschützt, zum Gehirn verlaufen.

Nun wollen wir uns etwas mit der Nahrungsaufnahme und den dafür in Betracht kommenden Organen beschäftigen. Nach der Art, wie die Nahrung aufgenommen wird, lassen sich zwei Gruppen von Walen unterscheiden: die weidenden und die jagenden Wale. Zu ersteren gehören alle Bartenwale, zu letzteren fast alle Zahnwale. Wie eine Kuh Schritt für Schritt auf der Weide vorwärts geht und frißt, so bewegen sich auch die weidenden Wale auf ihrem marinen Weidegrunde langsam vorwärts. Ihre Nahrung besteht aus unzähligen kleinen Organismen, meist kleinen Krebsen oder Mollusken oder auch kleineren Fischen bis zu Heringsgröße. Manchmal wird die Beute erst zusammengetrieben, indem der Wal in engen Kreisen um den abzuweidenden Fleck herumschwimmt und die Nahrung zusammendrängt. Dann öffnet er seine ungeheuren Kiefer und schwimmt ganz langsam vorwärts, so daß das Wasser samt seinen kleinen Bewohnern in das Maul hineinströmt. Dann werden nach einiger Zeit die Kiefer geschlossen und der Kopf außer Wasser gehoben, während das Tier von einer Seite auf die andere rollt. Das in der Mundhöhle befindliche Wasser fließt nun in breiten Bächen über die Unterkieferränder nach außen, während die kleinen als Nahrung dienenden Organismen in einer Art Filter hängen bleiben. Dieser Filter besteht aus zwei Reihen von hohen hornigen Platten, die in großer Zahl jederseits vom Gaumen entspringen und in die Mundhöhle hineinragen. Die inneren Ränder dieser spitz-dreieckigen Platten sind in lange Fasern aufgelöst, die als Filter dienen. Die Platten selbst sind das Fischbein, dessen wundervolle Elastizität nicht etwa zum Vorteile der Korsett- und Regenschirmmacher geschaffen ist, sondern dem Tiere ganz allein dient. Wenn z. B. der große Grönlandswal sein Maul öffnet, um Nahrung aufzunehmen, so muß das Filter bis zum Boden des Unterkiefers hinabreichen, damit nicht unterhalb der Fischbeinplatten ein freier Raum entsteht, der den kleinen Organismen das Durchschlüpfen gestattet. Wird nun das Maul geschlossen, so wird die mächtige

Digitized by Google

Zunge nach oben gedrückt, und der in den Fischbeinfasern hängengebliebene Nahrungsbrei wandert nach hinten den engen Schlund hinab. Bei geschlossenem Maule sind aber die Barten zu lang, und ihre unteren Enden werden daher nach hinten umgebogen; das ist nur möglich auf Grund ihrer außerordentlichen Elastizität, die auch bewirkt, daß die Fischbeinplatten sich beim Öffnen des Maules wieder strecken. Es sind natürlich ungeheure Mengen von Nahrungssubstanz nötig, um einen solchen riesigen Körper am Leben zu erhalten, und dies ist auch der Hauptgrund, warum bei den Bartenwalen der Kopf so mächtig entwickelt ist und bis über ein Drittel der gesamten Körperlänge erreichen kann. Um die Mundhöhle möglichst geräumig zu gestalten, ist der Kopf auf zwei verschiedene Weisen umgeformt. Bei den als Glattwalen bezeichneten Bartenwalen ist der Gaumen und Oberkiefer sehr hoch gewölbt, weshalb auch der zu dieser Gruppe gehörige Grönlandswal als „Bowhead" bezeichnet wird. Bei der zweiten Gruppe der Bartenwale, den Furchenwalen, dagegen ist Gaumen und Oberkiefer nur wenig gewölbt, dafür aber der Unterkiefer sehr tief löffelartig umgestaltet. Durch die Tätigkeit der mächtigen Zungenmuskulatur wird bei diesen Walen die Zunge bei geöffnetem Maule tief herabgedrückt, um dem Unterkiefer einen möglichst großen Fassungsraum zu gewähren, und damit in Zusammenhang steht die Ausbildung von Längsfurchen auf der Bauchseite dieser Wale, welche der vorderen Bauchhaut eine sehr große Ausdehnungsfähigkeit verschaffen. (Abb. Tafel 59, 60.) So bildet der Unterkiefer beim Fressen gewissermaßen eine mächtige tiefe Schaufel. Sobald das Maul geschlossen wird, schnellt die Zunge nach oben, die Furchen kehren in ihre Ruhelage zurück, und die Nahrung wird schlundwärts befördert. Früher hatte man ganz irrige Vorstellungen von der Natur des Fischbeines. So glaubte Belon, daß das Fischbein die Augenlider des Wales darstelle, und in England existierte ein altes Feudalgesetz, daß die Schwänze aller Wale der Königin gehörten, um die Garderobe ihrer Majestät mit Fischbein zu versehen. Wir betrachten diese merkwürdigen Bildungen als entstanden aus Gaumenplatten, wie wir sie bei manchen Landsäugetieren vorfinden. Daß übrigens die Barten eine relativ späte Erwerbung der Bartenwale sind, erhellt daraus, daß sie embryonal sehr spät auftreten, und daß ihnen ein Gebiß vorausgeht, welches aber niemals die Kiefer durchbricht, und welches noch im Embryonalleben vollkommen resorbiert wird.

Die Zahnwale sind fast alle jagende Tiere, vielleicht mit Ausnahme einiger tintenfischfressender Formen, wie Pottwal und Dögling, welche meist ihre massenhaft auftretende Beute wahllos und in großer Zahl verschlucken. Gelegentlich werden sie aber auch wohl auf einzelne große Tintenfische Jagd machen. Viele Delphine nähren sich vorwiegend von Fischen, die sie gewandt erhaschen und mit ihrem meist langen, mit vielen gleichmäßig spitzen Zähnen besetzten Schnabel festhalten, um sie dann ganz zu verschlucken. Dieses Gebiß erinnert an das von Reptilien; es ist aber entstanden aus einer Vereinfachung der Zahnkronen der hinteren Zähne, die wie bei Landsäugetieren ursprünglich mehrhöckerige Backzähne waren, und die große Zahl der Zähne rührt von

Digitized by Google

der Neubildung von Zähnen an den hinteren Kieferenden her. Das Gebiß der Zahnwale zeigt übrigens große Verschiedenheiten je nach der Art der Nahrung. Sonderbar ist der lange Stoßzahn, welcher sich beim männlichen Narwal in der linken Oberkieferhälfte findet. Man hat auf die Autorität von Lacépède hin geglaubt, daß der Narwal diesen Stoßzahn dazu brauche, um Bodenfische wie Flundern und Heilbutten, von denen er sich gelegentlich nährt, damit aufzuspießen. Das ist aber doch sehr unwahrscheinlich; denn man kann nicht verstehen, wie ein Narwal seine Beute dann in den Mund bekommen soll, wenn sie einige Fuß davor an dem Stoßzahn hängt. Es müßten wahre Tantalusqualen für das arme Tier sein, die Beute immer vor seiner Mundöffnung hängen zu sehen, ohne doch in der Lage zu sein, sie herunterzuschlucken. Auch würden die weiblichen Narwale, denen der Stoßzahn fehlt, sehr übel daran sein. Der Stoßzahn des männlichen Narwals ist vielmehr eine Waffe, welche besonders bei den sexuellen Kämpfen der männlichen Tiere zur Verwendung kommt. Die tintenfischfressenden Zahnwale haben vielfach eine starke Reduktion des Gebisses aufzuweisen. So finden sich beim Pottwal nur noch Zähne im Unterkiefer, und beim Dögling ist das Gebiß völlig rudimentär geworden.

Ein Zahnwal mit wilden Raubtierinstinkten ist der Schwertwal (Orca). Es sind ein paar Fälle bekannt, daß diese bis etwa 8 m lang werdenden Tiere sich selbst an große Glattwale herangemacht und ihnen ganze Stücke Speck und Fleisch sowie Teile der Zunge mit ihrem furchtbaren Gebisse ausgerissen haben. Auch den Pottwal sollen sie gelegentlich angreifen und ebenfalls junge kalifornische Grauwale. Meistens indessen nährt sich die Orca von Fischen, gelegentlich auch von Seehunden und kleineren Delphinen. Bekannt ist der Bericht von Eschricht, welcher in der ersten Magenabteilung einer 8 m langen Orca dreizehn Delphine und vierzehn Seehunde fand, die sämtlich ganz verschluckt waren bis auf einen einzigen in der Mitte durchgebissenen Seehund. Gelegentlich wird die Orca auch den Walfängern lästig, indem sie sich an erlegte Wale heranmacht. So ist ein Beispiel bekannt, daß eine kleine Schar von Schwertwalen in kurzer Zeit einen erlegten Blauwal, der vom Waldampfer an die Küste transportiert wurde, so gründlich von Speck und Fleisch befreite, daß nach der Ankunft an der Walstation für die Walfänger nichts mehr übrig war.

Da das Gebiß nur zum Ergreifen der Nahrung, aber nicht zum Zerreißen oder Zerkauen bestimmt ist, so schlucken die Zahnwale die Nahrung unzerkaut hinunter. Das gibt natürlich dem Magen sehr viel mehr Arbeit, und der Bau dieses Organes ist daher ganz besonders darauf eingerichtet. Vor allem ist der Magen aus mehreren Abteilungen zusammengesetzt, deren erste und geräumigste Kammer mit kräftigen, verhornten Falten versehen ist und als eine Art Kaumagen dient. Nicht selten darin vorkommende Steine oder Sand helfen bei dieser Verrichtung. Mit dem Wiederkäuermagen hat aber der Walmagen nicht das geringste zu tun, da ja die einzelnen Abteilungen hintereinander und nicht nebeneinander liegen. Dennoch hat man die Meinung vertreten, daß die Wale die Nahrung wiederkauten oder doch

Digitized by Google

wenigstens deren unbrauchbare Teile wieder durch das Maul ausstießen. Davon ist aber keine Rede. Wenn bei Walen, wie öfter beobachtet worden ist, halb verdaute Nahrung wieder ausgestoßen wird, so ist das nur ein Erbrechen, das dann eintritt, wenn das Tier harpuniert worden ist.

Im Darme des Pottwales findet sich ganz gelegentlich eine fettige Masse von halbflüssiger Konsistenz, die in frischem Zustande schlecht riecht, nach dem Trocknen aber einen feinen Duft ausströmt. Diese Masse ist das kostbare Ambra. Es scheint nur ganz gelegentlich und nur von kranken Tieren produziert zu werden und mit der Nahrungsaufnahme von Tintenfischen zusammenzuhängen. Die Angabe, daß das Ambra sich in der Harnblase von Pottwalen vorfinde, beruht auf einem Irrtum. Gelegentlich kommt das Ambra in großen Mengen vor. So erbeutete einst das Walschiff „Elisabeth" von New Bedford einen Pottwal, dessen Darm in einer Länge von zwölf Fuß ganz mit Ambra gefüllt war, und diese Masse hatte ein Gewicht von 180 Pfund. Da der Wert des Ambras ein sehr hoher ist und schon früher gegen 600 Mark für das Pfund betrug, so war das ein sehr lukratives Geschäft. Gelegentlich findet sich auch das Ambra schwimmend auf dem Meere und wird wohl auch dann und wann an die Küste getrieben.

Es mögen hier einige Punkte über die Ernährung der Jungen angefügt werden. Trächtige Wale tragen ihr Junges — sehr selten Zwillinge — zehn bis zwölf Monate, und das neugeborene Junge ist bei der Geburt schon sehr groß. Nicht selten erreicht es mehr als ein Drittel der Länge der Mutter. So ist das Neugeborene des Blauwals bei der Geburt fast 8 m lang und wächst in sehr kurzer Zeit enorm heran, so daß es nach einem Jahre schon eine Länge bis gegen 16 m erreichen kann. Da andrerseits Beobachtungen existieren, denenzufolge nicht viel größere weibliche Individuen dieser Art bereits einen Fötus beherbergt haben, ist anzunehmen, daß die Geschlechtsreife schon sehr frühzeitig, vielleicht schon zwei Jahre nach der Geburt, eintritt. Wie alle Säugetiere, so ernähren auch die Wale ihre Jungen mit Milch, die in zwei ventral am Hinterleib gelegenen Drüsenkomplexen produziert wird. Die Milch sammelt sich jederseits in einem Hohlraume, Zisterne genannt, an. Da nun das Junge die Milch unter Wasser erhält, und auch die Walmutter ein Interesse daran hat, ihrem Baby die Milch nicht allzusehr mit Wasser vermischt zu geben, so findet sich eine eigentümliche Einrichtung in Gestalt eines mächtigen Muskels um die Zisterne herum, durch dessen Druck die Milch in das Maul des Jungen hereingespritzt werden kann, so daß es nicht zu saugen braucht. Die Milch ist übrigens äußerst fettreich, und dieses tranige Fett ist arm an flüchtigen Fettsäuren, so daß der Wärmewert dieses Fettes ein höherer sein muß als z. B. der des Kuhmilchfettes. Das kommt natürlich dem großen Wärmebedürfnis des Walsäuglings zugute. Charakteristisch für die Walmilch ist ferner das völlige Fehlen von Milchzucker oder irgendeiner anderen Zuckerart. Beobachtungen über das Saugen der Jungen sind noch recht spärlich. Vom Pottwal ist zu berichten, daß dessen Säugling die Zitzen der Mutter nicht mit der Schnauze, sondern

Digitized by Google

mit einem Mundwinkel erfaßt, was übrigens auch von anderen Walarten angegeben wird.

Die Paarungszeit ist bei den verschiedenen Arten recht verschieden, und sie ist sogar bei ein und derselben Art nicht immer fixiert. So wird von dem Grindwal (Globicephalus melas), einer kosmopolitischen Form, berichtet, daß die in südlicheren, warmen Gebieten lebenden Tiere eine andere Paarungszeit haben als die der kälteren Regionen. Ja es scheint sogar, daß die Paarung zu allen Jahreszeiten eintreten kann. Bei anderen Arten dagegen ist die Paarungszeit mehr fixiert. Die Paarung findet in der Weise statt, daß sich die Weibchen auf den Rücken legen, und dauert beim Pottwal bis zu zwei Minuten. Andere Angaben beruhen auf einer Verwechslung der Paarung mit vorausgehenden Liebesspielen. Bei kleineren Formen beträgt die Trächtigkeitsperiode neun bis zehn Monate, bei größeren dagegen bis zu zwölf Monaten und darüber. Von manchen Arten wird berichtet, daß die trächtigen Weibchen, um zu gebären, ruhige Ufergewässer aufsuchen.

Viele Walarten treten in größeren oder kleineren Verbänden, sogenannten Schulen, auf. So ist es vom Pottwal bekannt, daß diese Schulen aus einer oft großen Anzahl von Individuen, ausschließlich Weibchen und jungen Männchen bestehen, die von einem alten Männchen angeführt werden. Alte männliche Pottwale streifen meist allein durch die Gewässer. Sehr große Herden bilden manche Delphinarten, wie der schon erwähnte Grindwal, der oft zu vielen Hunderten gemeinsam auftritt. Ebenso auch der Weißwal, wie auch der gewöhnliche Delphin.

Von Gemütsäußerungen ist bis jetzt noch wenig bekannt. Das bei manchen Walen beobachtete Herausschnellen aus dem Wasser, sowie das Aufpeitschen der Wasseroberfläche mit den Flossen dürfte in die Kategorie der Spiele fallen. Von manchen Arten wird eine gewisse Anhänglichkeit der Mutter zum Kinde berichtet. So finden wir z. B. Mitteilungen über mütterliche Sorge um das Junge beim Grönlandswal, Nordkaper und Buckelwal. Dagegen soll sich die Pottwalmutter nicht um ihr Kalb bekümmern. Von verschiedenen Walarten wird behauptet, daß sie eine Stimme haben. Sicher festgestellt ist das aber nur beim Buckelwal. Das Schreien des Buckelwales, das natürlich nicht durch den Mund, sondern durch die Nase erfolgt, ist als eine Äußerung des Schreckes, der Furcht oder des Schmerzes aufzufassen. Aber auch einer der größeren Zahnwale, der Mesoplodon bidens, scheint eine Stimme zu haben. Von Sinnesorganen ist am besten ausgebildet das Gehörorgan. Zahlreiche Beobachtungen haben dargetan, daß das Gehör der Wale sehr fein ist und ausschließlich für das hören im Wasser dient. Auch das Auge ist wohlausgebildet und gestattet dem Wale jedenfalls unter Wasser ein gutes Sehen. Dagegen erscheint es fraglich, ob er auch außerhalb des Wassers gut sehen kann. Dagegen spricht schon der anatomische Bau, die Kugelform der Linse usw., alles Anpassungen an das Sehen im Wasser. Doch liegen Beobachtungen vor, daß Wale gelegentlich mit dem Kopfe sich weit aus dem Wasser herausheben, anscheinend

Digitized by Google

um Umschau zu halten. Das gilt besonders von angriffslustigen männlichen Pottwalen. Wie schon erwähnt, ist das Geruchsorgan fast oder gänzlich geschwunden. Dagegen scheinen die bei vielen Walen vorkommenden zu Sinnesorganen umgewandelten Haarfollikel für einen ausgebildeten Tastsinn, vielleicht aber auch für einen Sinn zur Wahrnehmung von Massenbewegungen des Wassers zu sprechen. Letztere Annahme würde die merkwürdige Tatsache erklären, daß mehrere Wale gleichzeitig tauchen, aber auch zu genau der gleichen Zeit wieder an der Oberfläche erscheinen können. Da sie keinerlei andere Mittel, sich zu verständigen, haben und das Auge in den dunkeln Tiefen kaum Wahrnehmungen auf größere Entfernungen hin machen kann, so dürften vielleicht jene merkwürdigen, in der Haut liegenden Sinnesorgane zur Verständigung beitragen.

Im allgemeinen sind die Wale furchtsame und scheue Tiere. Nur zur Paarungszeit kommen bei männlichen Individuen einiger Arten Kämpfe untereinander vor. So ist vom Pottwal zu berichten, daß die männlichen Tiere sich gelegentlich bekämpfen, indem sie einander mit ihren Kiefern packen, und es kann vorkommen, daß bei diesen gigantischen Kampfspielen die Kieferknochen zerbrechen und dann schief verheilen. Auch vom Narwal ist es beobachtet worden, daß die Männchen mit ihren Stoßzähnen Kämpfe ausfechten. Auf Grund übertriebener Erzählungen hält man noch heute die meisten Wale für aggressive Tiere und den Walfang aus diesem Grunde für ein höchst gefährliches Gewerbe. Demgegenüber ist festzustellen, daß z. B. der Grönlandswal ein vollkommen harmloses Tier ist und eine sehr furchtsame Gemütsart besitzt. Unglücksfälle, die beim Fange dieser Wale nicht ausgeblieben sind, beruhen durchweg auf Zufall und ereignen sich meist dann, wenn durch Unachtsamkeit das Walboot in den Bereich der Schwanzflosse eines harpunierten Wales gerät. Von Finwalen (Balaenoptera physalus L.) wird allerdings angegeben, daß sie ganz gelegentlich Boote oder auch selbst Waldampfer attackieren. Auch der Buckelwal greift mitunter an, und ebenso kann der kalifornische Grauwal den Walbooten durch die Kraft seiner Schwanzflosse gefährlich werden. Die meisten Erzählungen von gefährlichen Waljagden betreffen aber den Pottwal. Es ist indessen kein Zweifel, daß diese Angaben übertrieben sind. Nur ganz vereinzelte Individuen männlichen Geschlechtes sind es, welche die Walboote und gelegentlich auch die Schiffe angreifen, und zwar ist es hier in diesem Falle nicht nur die Schwanzflosse, mit welcher sie Schläge austeilen, sondern sie zermalmen auch die Walboote mit ihren mächtigen Kiefern, ohne sich aber im geringsten um die herausspringende Mannschaft zu bekümmern. Mitunter haben sich solche attackierende Wale jahrelang im Kampfe gegen die Walfänger behauptet und sind von ihnen mit besonderen Namen belegt worden. Aber, wie gesagt, solche kämpfende Wale sind nur Ausnahmen, und in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle bietet auch der Fang der Pottwale keine besonderen Gefahren.

Die Geschichte des Walfanges ist uralt. Schon in den ältesten Zeiten versuchten die Menschen, sich von gelegentlich gestrandeten Walen Nutzen

Digitized by Google

zu verschaffen, und für die Bewohner einsamer Inseln wird ein gestrandeter Wal schon von jeher eine wertvolle Gabe gewesen sein. Man benutzte nicht nur das durchaus genießbare Fleisch als Nahrung, sondern erkannte auch frühzeitig, daß aus der dicken Speckschicht ein Öl gekocht werden konnte, welches vor allem zu Beleuchtungszwecken brauchbar war. Auch für das überaus elastische Fischbein im Maule der Bartenwale fand sich bald Verwendung. Es ist daher leicht erklärlich, daß man schon frühzeitig daran ging, die Wale aufzusuchen und zu erbeuten. Zunächst blieb man natürlich in der Nähe der Küsten. Später aber wurde man kühner und verfolgte die Beute weiter auf hoher See, und so entstand an vielen Orten, unabhängig voneinander, das Gewerbe des Walfanges. Schon um das Jahr 890 herum berichtet der Norweger Other dem Könige Alfred von England über Walfang, wie er an der Küste des nördlichen Norwegens ausgeübt wurde. Der Walfang an Frankreichs Küsten läßt sich bis zum 11. Jahrhundert zurückverfolgen. Es war der Nordkaper, der im Meerbusen von Biskaya eifrig gejagt wurde, und die kühnen Walfänger folgten diesen Tieren auf ihren Wanderungen nach Norden bis an die Küsten Islands und Grönlands. Hier wurden sie mit einer anderen Art von Walen bekannt, die weit größer und speckreicher war, nämlich dem Grönlandswal. Bald traten die Holländer an die Spitze der Walfang treibenden Nationen und richteten auf der von ihnen entdeckten hocharktischen Inselgruppe Spitzbergen einen äußerst lukrativen Fang ein. Es kam zur damaligen Zeit sogar zur Gründung von Niederlassungen, in welchen der Waltran ausgekocht wurde. Welche Bedeutung der Walfang damals hatte, erhellt aus dem Umstande, daß in den Jahren 1669 bis 1769 allein von Holland aus 14 167 Schiffe auf Walfang ausgingen, die über 57 000 Wale, fast ausschließlich Grönlandswale und Nordkaper, erlegten. Diese reichen Erträgnisse legten den wesentlichen Grund zum Reichtum Hollands, und nicht mit Unrecht wurden die arktischen Länder, insbesondere Spitzbergen und Grönland, die „Goldminen des Nordens" genannt. Die intensiven Verfolgungen hatten zu einer rapid zunehmenden Verminderung der Zahl der Glattwale in den nordeuropäischen Gewässern geführt, und diese sind jetzt in diesen Gegenden so gut wie ausgestorben, und ihr Fang hat aufgehört. Dann kam im vorigen Jahrhundert ein neuer Walfang auf, der vom nördlichen Norwegen aus betrieben wurde. Diesmal galt es den Furchenwalen. Diese sind zwar viel weniger wert als die Glattwale, da ihr schlanker Körper weniger Speck enthält und auch die Barten viel kürzer sind, aber der früher recht schwierige Fang wurde doch lohnend, als man Harpunen anwandte, die aus Kanonen geschossen werden. An der Spitze der Harpune befindet sich ein Explosivstoff, der beim Eindringen der Harpune in den Körper des Wales eine furchtbare Wirkung ausübt (siehe Abb. Tafel 62, 63). Ein mit der Harpune mitgeschossenes starkes Tau verbindet das Opfer mit dem Schiffe, einem kleinen, aber mit kräftigen Maschinen ausgerüsteten Dampfer (siehe Abb. Tafel 59). Der Fang begann etwa vom Jahre 1860 an, erwies sich einige Jahrzehnte als recht lohnend, und selbst im Jahre 1896 wurden noch etwa 1000 Wale an Norwegens Küsten erlegt. Dann wurde aber diesem Walfang

Digitized by Google

im Jahre 1903 vom norwegischen Storthing ein Ende gemacht, da es sich herausstellte, daß diese Art der Walfischjagd die Fischerei auf Dorsche und Heringe, die für die Norweger viel wichtiger ist, stark beeinträchtigte. Die norwegischen Walfänger errichteten daraufhin ihre Niederlassungen auf den Shetlandinseln, auf Island, der Bäreninsel usw. und haben sich auch nach Neufundland, dann nach Südafrika und den antarktischen Regionen, besonders den Falklandinseln und Südgeorgien gewandt, und auch in Alaska finden wir sie heute wieder. In den europäischen Gewässern aber hat der Walfang so gut wie aufgehört. Eine Parallele dazu bietet die amerikanische Walindustrie. Schon kurz nach der Errichtung der Kolonien von Neu-England wurde der Walfang von Ende des 17. Jahrhunderts an ein wichtiger Faktor im Erwerbsleben. Etwa vom Jahre 1614 an wurden auf der Insel Nantucket die Wale von der Küste aus gejagt. Als aber die Tiere seltener wurden, rüstete man Schiffe aus, um sie auf hoher See aufzusuchen. Einer der Walfischfänger von Nantucket wurde im Jahre 1712 vom Sturme weit aufs Meer hinaus verschlagen und kam in eine Herde von Pottwalen, aus welcher er ein Tier erbeutete. Damit begann eine neue Ära des Walfanges, da die Kostbarkeit des Pottwales zu immer weiteren Fahrten auf größeren Schiffen verlockte, und so waren im Jahre 1774 nicht weniger als 360 Schiffe mit dem Walfange beschäftigt. Freilich ist es ein Irrtum, wenn von amerikanischer Seite behauptet wird, daß der Fang des Pottwales zum erstenmal von den Leuten von Nantucket ausgeübt wurde. Im ersten Kapitel des dritten Buches seines Reisewerkes berichtet der große Venezianer Reisende Marco Polo, daß die Einwohner von Socotra im Indischen Ozean sich hauptsächlich damit beschäftigten, Wale zu erlegen, die nach der genaueren Beschreibung nur Pottwale gewesen sein können, und zwar geschah schon damals die Jagd vermittelst Harpunen. Neben Nantucket kam New Bedford als Walfängerhafen mehr und mehr in Blüte. Zwar vermochte der Unabhängigkeitskrieg den Walfang auf einige Zeit fast zum Stillstand zu bringen. Dann trat aber eine neue Periode ein, die als das goldene Zeitalter des amerikanischen Walfanges bezeichnet werden kann, und die etwa von 1815 bis 1860 dauerte. Durchschnittlich 620 Schiffe gingen auf Walfang aus, der einen durchschnittlichen Betrag von 8 000 000 Dollars einbrachte. Schon 1771 hatte eines der Walschiffe von New Bedford aus Kap Horn umsegelt und damit die Walfängerei im südlichen Pacific eröffnet, wo an den Küsten von Chile neue reiche Pottwalgründe gefunden wurden. Bald dehnte sich der Fang auch auf den nördlichen Pacific und auf den Indischen Ozean aus, und sowohl an den Küsten Japans wie um Madagaskar herum und vor der Mündung des Roten Meeres konnte man die kühnen Söhne Neu-Englands sehen. 1838 wurden die großen Jagdgründe des Grönlandwales im Nordwesten Amerikas entdeckt, und fünf Jahre später die ersten Wale an den Küsten Kamtschatkas und im Ochotskischen Meere erlegt. Meist wurden sowohl Pottwale wie auch Glattwale gejagt, und nur ein Fünftel der auslaufenden Schiffe beschäftigte sich ausschließlich mit Pottwalfang. Wie bedeutend die Walindustrie der damaligen Zeit war, erhellt aus der Tatsache, daß im

Digitized by Google

Jahre 1857 allein vom Hafen von New Bedford aus nicht weniger als 329 Walfänger mit zirka 10 000 Seeleuten ausliefen. Die reichen Walgründe im nördlichen Pacific ließen bald eine neue Walindustrie in St. Franzisko aufblühen. Bereits 1848 hatte ein Schiff erfolgreich den Grönlandswal nördlich der Beringstraße gejagt, und bald trat eine neue Blütezeit für den arktisch-pazifischen Fang ein, besonders als Dampfschiffe mehr und mehr an Stelle der früheren Segler traten. Dagegen ging der Walfang von Nantucket und New Bedford aus mehr und mehr zurück, um endlich fast völlig zu erlöschen. Nur etwa 30 Schiffe gehen noch jetzt alljährlich von New Bedford aus. So sehen wir, daß überall auf eine Blütezeit des Walfanges ein erheblicher Rückgang folgt. In erster Linie ist das natürlich der Abnahme der Zahl der Wale zuzuschreiben. So ist der Grönlandwal nahezu ausgestorben, und das gleiche gilt von dem Nordkaper des nordatlantischen Ozeans. Mit der Abnahme der Wale wuchs auch die Unsicherheit des Geschäftes, besonders wenn Unglücksfälle dazutraten, wie im Jahre 1871, wo die gesamte arktisch-pazifische Walflotte von 34 Schiffen vom Packeis vollkommen zerstört wurde. In den letzten Dezennien waren auch die Preise für den Waltran stark gesunken und hatten das Geschäft noch unrentabler gemacht, und erst ganz neuerdings hat sich der Preis wieder gehoben. Während in alten Zeiten der Waltran bei weitem das wichtigste Beleuchtungsmittel war und aus dem Walrat des Pottwales feine Kerzen bereitet wurden, kam später das billige Petroleum, Gas und elektrisches Licht, und Wachs- und Paraffinkerzen machten Walratkerzen mehr und mehr überflüssig. Man kann wohl sagen, daß heutzutage der Walfang seine ehemalige Bedeutung stark eingebüßt hat. Zwar wird der Fang, besonders der Finwale auf der südlichen Hemisphäre, noch heute intensiv betrieben, aber auch hier ist ein baldiges Ende abzusehen, da auch in diesen Gegenden die Wale bald vernichtet sein werden. Der Fang der großen Wale wird dann für immer beendet sein. Hoffentlich gelingt es neuerdings einsetzenden Bemühungen bald, internationale Abmachungen herbeizuführen, welche diese harmlosen Riesen des Meeres vor dem sonst unausbleiblichen Untergange zu bewahren vermögen. In welcher Weise heutzutage die Jagd auf große Wale betrieben wird, davon soll folgender Bericht Dr. E. Hentschels über eine Pottwaljagd an der Küste Neu-Fundlands Kunde geben.

„Um die Zeit, als der Späher im Mastkorb uns zurief, daß es ein Pottwal sei, sahen wir vom Deck aus noch nichts. Plötzlich aber erschien sein Atemstrahl zwischen den Wellen wie ein gewaltiger Dampfstrahl aus dem Rohr einer Maschine. Wiederholt gab der Mann im Mastkorb Zeichen, der Kapitän Befehle. Dieser ruhige und gleichmütige Mann war plötzlich ganz Leben und Aufmerksamkeit geworden. Seine leisesten Bewegungen wirkten durch die Hände des Steuermanns auf das Schiff wie die Bewegungen eines Dirigenten auf sein Orchester. Das Schiff schien ein lebendes Wesen, selbst sehend und wissend und wollend. Der Wal verschwand plötzlich von der Oberfläche; das Schiff ging ganz langsam. So mochten fünf oder zehn Minuten vergangen sein, da schoß wieder der Atemstrahl auf, man

Digitized by Google

Roy C. Andrews phot. **Auge und Ohr eines Blauwals.** *Küste von Alasca Sommer 1908.*
Balaenoptera musculus (L.).

Roy C. Andrews phot. **Junge eines Buckelwals.** *Küste von Alasca, Sommer 1908.*
Aus dem Maul herausgetreten, nachdem Luft in den Kadaver gepumpt warden war.
Megaptera longimana (Rudolphi).

Digitized by Google

Roy C. Andrews phot. *Küste von Alasca. Sommer 1908.*

Das Harpunengewehr von heutzutage. Die Harpune wiegt über 100 engl. Pfund und hat eine explosive Spitze.

Digitized by Google

Roy C. Andrews phot. *Küste von Alasca, Sommer 1908.*

Der Moment, in dem die Harpune den Wal trifft. Das Ziel ist, die Lunge zu treffen.

Roy C. Andrews phot.

Küste von Alasca, Sommer 1908.

Zwei Buckelwale. Der vordere iſt im Begriff unterzutauchen.
Megaptera longimana (Rudolphi).

Digitized by Google

hörte ein Fauchen, und schneeweiß, in der Höhe zerstäubend, stieg mehrmals nacheinander der Strahl in die Luft. Der Kapitän stand auf der Kanonenbrücke; das Schiff schlich sich langsam an das Tier heran. Wir waren schon ganz nahe, wir sahen den dunkeln Rücken zwischen den Wellenkämmen auftauchen. Schon drehte der Kapitän die Kanone. Plötzlich verschwand der Wal abermals, und in der nächsten Minute glitt unser Schiff an der Stelle vorüber, wo er gewesen war, obwohl es sofort gestoppt hatte. Der Wal hatte einen großen Ölfleck auf dem Wasser hinterlassen. Eine zweite, eine dritte Minute der Spannung. Wo wird er emporkommen?

Da plötzlich dicht vor uns der mächtige Atemstrahl. Leise stampft die Maschine. Der Wal atmet ruhig. So sind wir kaum mehr als eine Schiffslänge von ihm entfernt. Sein breiter in der Sonne glänzender Rücken hebt sich aus dem Wasser — im nächsten Augenblick müssen wir ihn berühren. Da donnert die Kanone neben mir los und hüllt mich mit dem Kapitän für Sekunden in dicken Rauch. Als ich wieder sehen konnte, wälzte sich das Ungetüm in einiger Entfernung in seinem Blute, das die Wogen färbte.

Der Wal mußte gut getroffen sein, da er nicht in die Tiefe ging. Mit wilden Schlägen wälzte er sich hin und her. Bald tauchte die breite Schwanzflosse, bald die mächtige Stirn, bald der Rücken aus dem Wasser. Dann drehte er sich ganz auf den Rücken; wir sahen das weit aufgesperrte Maul, und der merkwürdige, ganz schmale Unterkiefer mit seinen vierzig kräftigen Zähnen ragte aus dem Wasser. Noch immer stieß der Wal in unregelmäßiger Folge den Atemstrahl aus. Nach einiger Zeit war der Strahl rot gefärbt; es wurde Blut ausgeworfen. Dies Zeichen hatten die Walfänger erwartet als beste Gewähr dafür, daß er gut getroffen sei und nicht lange mehr leben könne. Immerhin dauerte der Todeskampf noch etwa eine halbe Stunde und war zuweilen so heftig, daß der Dampfer mit aller Sorgfalt den Bewegungen des Wales folgen mußte. Es wurde auch sogleich die Kanone geputzt und eine neue Harpune eingesetzt, für den Fall, daß der erste Schuß nicht genügt hätte, das Tier zu töten. Als es schließlich ruhiger wurde, fing man an, das Tau einzuziehen und die Beute in die Nähe des Schiffes zu bringen. Noch immer zuckte und wogte die Haut, aber die Bewegungen wurden schwächer und schwächer, und dann lag der Riese tot an der Seite des Dampfers. Es war ein wundervoller Fang, ein Pottwal, wie man ihn nie zuvor so groß in Neufundland gesehen hatte."

Wirtschaftlich kommt der Fang der kleineren Wale dagegen wenig in Betracht. So wird der Dögling im nordatlantischen Ozean noch jetzt in größeren Mengen gefangen. Auch der arktische Weißwal wird in größeren Mengen erbeutet, ebenso der Grindwal, z. B. auf den Faröern, wo jedes Jahr eine große Schar von Grindwalen erscheint (Abb. Tafel 57, 58). Auch an den Küsten von Japan und Korea findet ein ausgiebiger Fang von größeren und kleineren Walarten statt. Immerhin kann man aber sagen, daß der Fang der kleineren Wale nur einen relativ geringen Ertrag liefert und nationalökonomisch ohne größere Bedeutung ist. Jedenfalls ist die Blütezeit des großen Walfanges vorüber, und der Walfang wird bald nur mehr historisches

Digitized by Google

Interesse haben. In früheren Zeiten war aber seine Bedeutung eine ganz außerordentliche; nicht nur, daß einzelne Nationen wie die Holländer durch den Walfang reich geworden sind, der gefahrvolle Beruf hat auch erzieherisch auf Generationen von Seeleuten gewirkt, und große Seehelden sind aus den Reihen der Walfänger hervorgegangen. Schließlich darf man auch nicht vergessen, daß die Walfänger die Pioniere waren, die als erste in unerforschte Regionen vordrangen, und daß die geographischen Entdecker ihnen vielfach erst folgten.

Digitized by Google

Syſtematiſche Überſicht über die in Europa wildlebenden Säugetiere. Von Karl Soffel.

Ordnung: *Primates*, Affen.

Daumen den übrigen Fingern gegenüberſtellbar. Eine Gattung und eine Art in Europa.

Gattung: Macacus Lacépède.

Gebiß mit 32 Zähnen.

Macacus innuus (L.), Magot. Gedrungen. Geſicht und Kinn nackt, fleiſchfarbig. Ebenſo die nackten Partien der Ohren und Schwielen. An Stelle des Schwanzes ein kurzer, platter Stummel. Naſe platt. Naſenlöcher ſtehen rechtwinklig zur ſchmalen Naſenſcheidewand. Die kurzen Haare des Oberkopfs nach vorne geſtellt, die der Wangen backenbartähnlich nach hinten gekämmt. Oberſeite fahlgelbrot, mit Braun gemiſcht. Die Unterſeite und die Innenſeite der Extremitäten weiß oder gelblich-grau. Länge bis 71 cm. In Europa auf den Felſen von Gibraltar beſchränkt. Afrika: Gebirge von Marokko und Algier. Nach neueren Forſchungen (Knochenfunden) ſcheint der Magot auch in Spanien urſprünglich beheimatet zu ſein. Später ſind wiederholt zur Blutauffriſchung aus Afrika Tiere importiert worden. Mehr Felſen- als Baumtier. Nahrung: Vegetabilien, Inſekten (wohl auch andere kleine Tiere), auf Gibraltar beſonders die Wurzeln der Zwergpalme. Das ♀ trägt das eine Junge ſieben Monate. Die Brunft der in Vielehe lebenden Tiere iſt an keine beſtimmte Zeit gebunden.

Ordnung: *Chiroptera*, Fledermäuſe.

Vordere Gliedmaßen mit Ausſchluß des Daumens ſehr verlängert. Zwiſchen ihnen, dem Rumpf und dem verlängerten Schwanz iſt eine dünne Flatterhaut geſpannt. Vor dem Ohr meiſt eine Hautfalte, der Ohrdeckel oder Tragus.

Familie: Rhinolophidæ, Blattnaſen.

Naſe mit häutigem, hufeiſenförmigem Aufſatz. Kein Tragus. 32 Zähne. Eine europ. Gattung.

Gattung: Rhinolophus Geoffr.

Rhinolophus ferrum-equinum (Schreb.), Große Hufeiſennaſe. Außenrand des Naſenaufſatzes (Hufeiſen) nicht gekerbt (ſiehe Abb.). ♀ Oberſeite rötlichbraun, grau überflogen, ♂ mehr grau. Unterſeite biaßgrau, faſt weiß. Länge 10 cm, davon 4 cm Schwanz. Flugbreite durchſchnittlich 35 cm. Bewohnt Süd- und Mitteleuropa mit Ausnahme von Spanien. Nördlich bis Südengland (nicht in Irland!) und Südrand des Harzes. Scheint urſprünglich aus Mitteaſien zu ſtammen. Durch ganz Afrika bis zum Kap der guten Hoffnung. Unterarten bis Japan. In den Gebirgen bis 2000 m. Eine kleinere Unterart, Rh. f. equin. obscurus Cabrera, die nur 9,2 cm (davon 3,6 cm Schwanz) groß wird und dunkler — Oberſeite dunkel kaffeebraun, Unterſeite braun — gefärbt iſt, lebt in Spanien, auf den Balearen und in Algier. Eine zweite Unterart (Rh. f. equin. homorodensis Daday) lebt in Transſylvanien. Sie iſt nur 7,4 cm (davon 2,8 cm Schwanz) groß, oberſeits dunkel rotbraun, unterſeits trüb grauweiß gefärbt. Für England wird die Form Rh. f. equin. insulanus Barret-Hamilton verzeichnet. Dem Kontinent-Typ ähnlich, mit kleineren Flügeln.

Digitized by Google

Nährt sich von Fliegen, Nachtfaltern. Tagsüber in Kellerlöchern, Ruinen usw. Flug wenig gewandt, mit Anbruch der Dunkelheit, niedrig. Verläßt im Frühling zeitig ihren Winteraufenthalt.

Rhinolophus euryale Blas., Rundkammige Hufeisennase. Hufeisen-Aufsatz mit stumpfem Zahn an beiden Seiten der Mittelbucht. Die Flughaut läßt das Schienbein um die Länge der Fußsohle frei. Oberseits dunkelrotbraun, unterseits hellbraun. Länge 7,4 cm (davon 2,4 cm Schwanz). Südeuropa (speziell Dalmatien und die Po-Ebene). Für Europa sind folgende Unterarten bekannt geworden: In Zentral-Frankreich und den östl. Pyrenäen Rh. euryale atlanticus And. et Matsch., die sich durch die breitesten Ohren dieses Formenkreises auszeichnet. Weiters Rh. euryale toscanus And. et Matsch. aus Toskana, die der typischen Form am nächsten steht, sich aber durch dunklere Farbe auszeichnet. Aus Zentral-Spanien und Portugal (Tajotal) wurde Rh. euryale cabrerai And. et Matsch. bekannt. Kenntlich an dem kleineren Hufeisenaufsatz und drei vertikalen Furchen auf der Unterlippe. Etwas kleiner als die typische Art. Rh. euryale mehelyi Matsch. ist eine rumänische Form (Bukarest), die etwas größer und dunkler ist als die typische.

Rhinolophus carpetanus Cabrera. Zeichnet sich durch mäßig großes Hufeisen, das breiter als lang ist, aus. Die Farben sehr variabel. Länge 8,4 cm (davon 2,8 cm Schwanz), also größer als euryale. Zentral-Spanien bis zur Sierra Morena.

Rhinolophus Blasiusi Peters., Blasius' Hufeisennase. Hufeisen klein, an der Mittelbucht beiderseits mit spitzem Zahn. Unterlippe mit einer Furche. Pelz oberseits rotbraun, unterseits hellgraubraun. Länge 7,4 cm (davon 2,5 cm Schwanz). Bewohnt das Mittelmeergebiet vom Südhang der Alpen an, von da bis Nordafrika und Kleinasien.

Rhinolophus hipposiderus (Bechst.), Kleine Hufeisennase. Außenrand des Nasenaufsatzes gekerbt (siehe Abb.). Unterlippe mit einer Furche. Oberseits hellbraun, unterseits hellgraubraun. Länge 6,8 cm (davon 2,6 cm Schwanz). Bewohnt Mitteleuropa nördlich der Alpen. Hier bis 2000 m Höhe vorkommend. Rh. hipp. minimus Heugl. Viel kleiner als die vorige, mit schwächerem Schädel und Zähnen. Bewohnt das Mittelmeergebiet (Corsica, Mittelitalien, Hochsavoyen, Malta, Balearen, Portugal, Südspanien). Rh. hipp. minutus (Montagu) bewohnt die Britischen Inseln und stellt eine nordische kleine Form der Hufeisennase dar.

Nicht kältescheu. Lebt sehr gesellig und überwintert oft zu Hunderten zusammen in Ruinen, Dachböden usw. Erscheint früh im Jahr. Flug ähnlich dem der Großen Hufeisennase. Nahrung wie bei dieser.

Familie: Vespertilionidæ, Glattnasen.

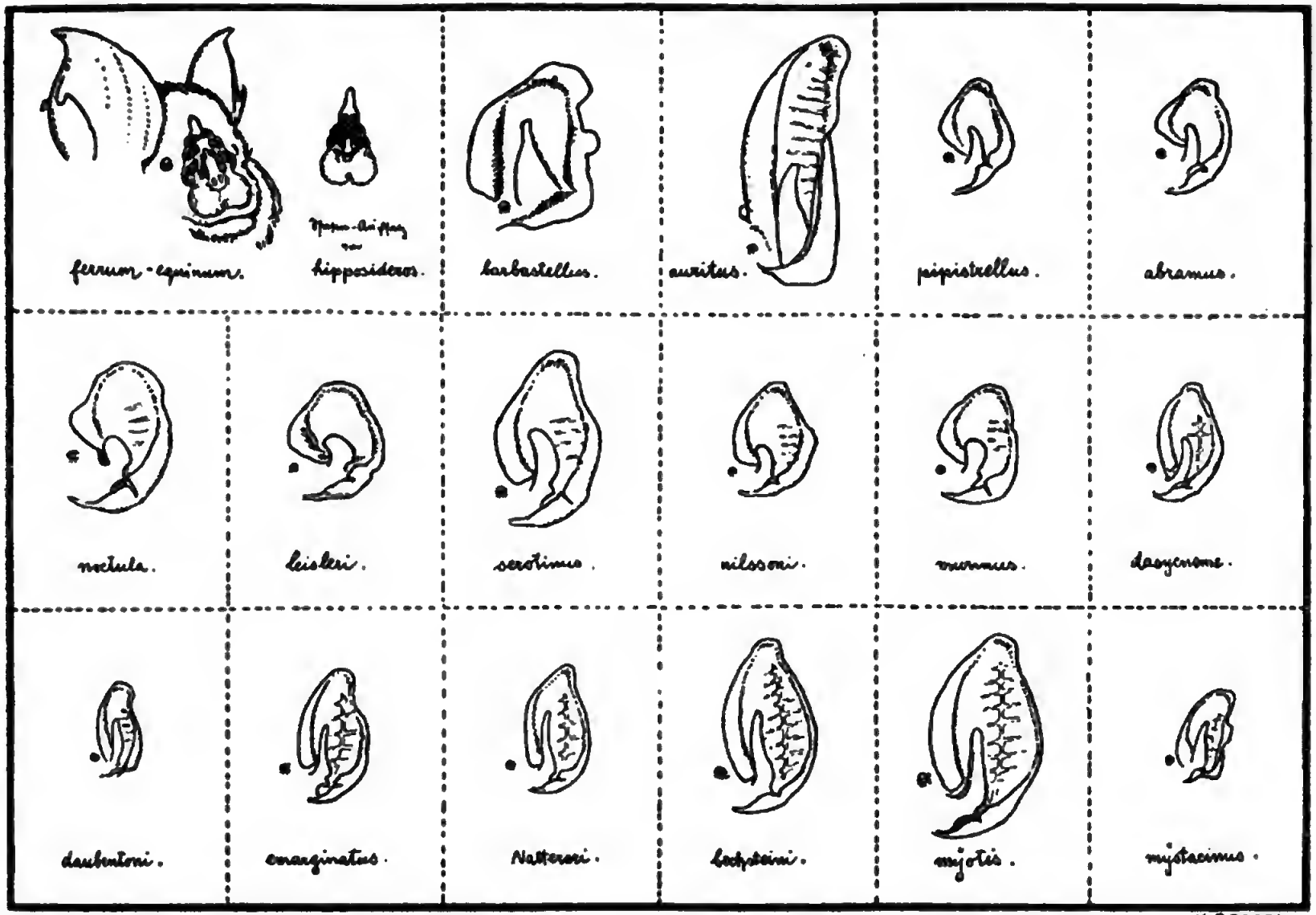
Nase ohne häutigen Aufsatz. Ausgebildeter Ohrdeckel (Tragus). Der lange, dünne Schwanz ganz oder größtenteils von der Flughaut umspannt.

Gattung: Barbastella Gray.

Innenränder der Ohren miteinander verwachsen. Gebiß mit 34 Zähnen.

Barbastella barbastellus (Schreb.), Mopsfledermaus, Breitohr. Ohren von Kopflänge, auf dem Scheitel miteinander verwachsen. Über der Mitte des äußeren Ohrrandes eine rundliche Ausbuchtung (siehe Abb.). Tragus reicht über Ohrmitte hinaus, in eine Spitze endend. Der Schwanz ist so lang wie Kopf und Körper und reicht etwas über die Flughaut hinaus. Pelz braunschwarz, unten etwas heller. Länge 9,4 cm (davon die Hälfte auf den Schwanz). Bewohnt hauptsächlich Mittel- und Südeuropa. Nicht über Südskandinavien nördlich, in Spanien selten. Kommt bis Südasien und Nordafrika vor. Gebirgstier. Flug schnell, hoch mit jähen Wendungen. Jagt gerne an Waldrändern. Seltener in Ortschaften. Wetterhart. Erscheint früh im Jahr, wohl auch mitten im Winter. Bezieht erst Anfang November die Quartiere. Meist einzeln, oder doch nur zu wenig Exemplaren. Man hat öfters festgestellt, daß die ♂♂ sich freier zur Winterruhe aufhingen als die ♀♀, die meist geschütztere Schlupfwinkel vorzogen. 2 Junge. Eine der sanftesten Arten. Erträgt bei verständiger Pflege die Gefangenschaft.

Digitized by Google



165

Naſenaufſätze und Ohrformen europäiſcher Fledermäuſe. Natürliche Größe.

Gattung: Plecotus Geoffr.

Ohren außergewöhnlich lang, am Innenrand miteinander verwachsen. Gebiß mit 36 Zähnen.

Plecotus auritus (L.), Langohrige Fledermaus. Ohren 3,4 cm lang, auf der Stirn miteinander verwachsen (siehe Abb.). Pelz glänzend, oben braungrau, unten schmutzig hellgrau. Sehr variabel nach Alter und Örtlichkeit. Die ♀ und Jungen dunkler als das alte ♂. Länge 9,4 cm (davon die Hälfte auf den Schwanz). Bewohnt die Paläarktis, Europa bis zu 60° nördlicher Breite. In den Gebirgen bis 1800 m in die Höhe gehend. Flattert mit herabgebogenen Ohren hoch und mäßig schnell. Gern in Ortschaften, in der Nähe von Häusern. In ihrem Verbreitungsgebiet nicht selten, aber meist einzeln. Fliegt bei ihrer Kerbtierjagd oft durch offene Fenster nach dem Licht. Jagt in Anlagen, Pflanzungen, lichten Wäldern, auch in Gärten. Zur Winterruhe hängt sie sich ziemlich frei, mit unter den Arm geschlagenen Ohren, auf. Erträgt die Gefangenschaft.

Gattung: Pipistrellus Kaup.

Ohren kürzer als der Kopf, getrennt. Schwanz kürzer als Kopf und Körper. Schnauze breit und stumpf mit drüsigen Auftreibungen. Gebiß mit 34 Zähnen.

Pipistrellus savii (Bonap.), Alpen-Fledermaus. Tragus groß, am Außenrand mit kleiner, dreieckiger Ausbuchtung, darüber eine zweite kleinere. Ein oder eineinhalb Schwanzwirbel stehen frei über die Flughaut hinaus. Pelz lang und dicht, das Gesicht bis zu den Augen bedeckend. Oben und unten braunschwarz bis schwarz, der Hinterrücken mit grauen Haarspitzen, wie gepudert aussehend. Nase, Ohren und die nackten Gesichtsdrüsen tiefschwarz. Länge 7,8 cm (davon 3 cm Schwanz). Bewohnt das Alpengebiet (steigt bis zu 2600 m in die Höhe). Italien, Schweiz, Tirol bis nach China und dem Malaiischen Archipel. P. s. ochromixtus Cabr. unterscheidet sich dem Gebiß nach (im Zahnfleisch verborgener, sehr kleiner Zwischenzahn) vom Typ und durch etwas hellere Färbung. Wird nur 7,6 cm (Schwanz 3,1 cm) groß. Spanien (Sierra de Guadarrama, Minorca).

Flug rasch und hoch. Hängt sich gern in warmen Holzhäusern (Sennhütten) auf. Geht winters tiefer ins Tal wie die Mopsfledermaus.

Pipistrellus pipistrellus (Schreb.), Zwergfledermaus. Nasenlöcher nach vorne geöffnet, Ohren (siehe Abb.) nicht miteinander verwachsen. Außenränder enden etwas unter der Höhe des Mundwinkels. Tragus innen fast gerade, außen mit dreieckiger Ausbuchtung. Pelz lang. Oberseits gelblichbraun (Haarwurzeln schwarz), in sandigen Gegenden grauer. Unterseits graulich, oft mit gelbem Anflug. Der letzte Schwanzwirbel nicht von der Flughaut umspannt. Länge 7,6 cm (davon 3,4 cm auf den Schwanz). Bewohnt ganz Europa, Sibirien bis zu 60° nördlicher Breite. P. p. mediterraneus Cabr. aus dem östlichen Spanien, unterscheidet sich durch die hellere, oft fast fuchsrote Färbung, etwas andere Ohrkontur und geringere Größe (6,8 cm, davon 3,1 cm Schwanz).

Flug rasch, unruhig, oft sehr hoch. Erscheint an warmen Wintertagen für kurze Zeit; auch früh im Jahr. Wenig empfindlich gegen Kälte. ♂ und ♀ überwintern meist getrennt, oftmals in Klumpen von Hunderten von Exemplaren. Hängt sich gerne in hohlen alten Bäumen (Eichen), auch in Gebäuden usw. auf. Bei ihrer Nahrungssuche fliegt sie häufig in Ställe, auch wohl in Wohnräume. Meidet baumlose Gegenden. 1 bis 2 Junge. Häufige Art in Deutschland. Geht im Gebirge bis 2000 m in die Höhe.

Pipistrellus abramus (Temm.), Rauhhäutige Fledermaus. Voriger sehr ähnlich. Äußerer Ohrrand (siehe Abb.) gerade. Ohren nicht miteinander verwachsen. Tragus kürzer als bei voriger, sonst ähnlich. Pelz oberseits dunkelbraun mit helleren Haarspitzen, unterseits rußbraun mit helleren Haarspitzen als oben. Von der Schulter zieht sich unter dem Ohr zum Unterkiefer ein dunklerer Fleck. Länge 8 cm (3,5 cm auf den Schwanz). Eine östliche Art, die bis Japan vorkommt. Sommers wandert sie westwärts und wird dann im größten Teil von Europa gefunden. Flug gewandt und ausdauernd. Erscheint früh im Jahr. Im Juni 2 Junge. Cabrera trennt die spanischen Exemplare, die sich durch größere Ohren, hellere Farbe und kleineren Penis auszeichnen sollen, als P. nathusii, Keys. et Blas. ab.

Digitized by Google

Pipistrellus kuhli (Natt.), Weißrandige Fledermaus. Flughaut zwischen Hinterfuß und fünftem Finger hell gerandet. Ohren und Flughaut schwarz. Pelz oben rötlich bis schwarzbraun (das Haar an der Wurzel schwarz, im letzten Drittel hellbraungelb), unterseits aschfarbig, fast weiß. Länge 8,1 cm (davon 3,6 cm Schwanz). Bewohnt das Mittelmeergebiet, von da bis Indien und Nordafrika. Nördlich bis zu den Alpen und Pyrenäen. In Südeuropa äußerst häufig (Bozen!). Geschickter Flieger, der gern Siedlungen und Städte bewohnt.

Gattung: Nyctalus Bowdich.

Ähnlich Pipistrellus. Tragus sehr kurz, rundlich. Gebiß mit 34 Zähnen. Der 5. Finger kaum länger als das Mittelglied des 4. und 3.

Nyctalus noctula (Schreb.), Frühfliegende Fledermaus. Kopf breit, an den Seiten drüsig aufgetrieben. Der äußere obere Schneidezahn im Durchschnitt doppelt so groß als der innere. Ohren so breit als lang. Tragus (siehe Abb.) kurz, mit dreieckiger Ausbuchtung am äußern Rand, oberhalb der Mitte am breitesten. Flughaut schmal. Der letzte Schwanzwirbel nicht von der Flughaut umspannt. Pelz hellrötlichbraun. Das einzelne Haar an der Wurzel heller. Länge 12,5 cm (davon 5 cm Schwanz). Bewohnt fast ganz Europa und Asien (südlich bis Südafrika und dem Malaiischen Archipel). Wie ihr Name besagt, erscheint sie schon früh am Abend (vor Sonnenuntergang). Ihr Flug ist schnell und hoch. Belebt mehr das Flachland. Jagt in Wäldern, Alleen. Um die Kronen alter Bäume. Hält ihre Tagesruhe in Baum- und Spechtlöchern, Bretterhütten, Kirchenböden usw. Oft in großer Anzahl zusammen. Man hat sie an der Donau zu Tausenden westwärts wandern sehen. Ihr Winterschlaf tritt früh ein und dauert lange. Im Mai 1—2 Junge.

Nyctalus maximus (Fatio). Ähnlich der vorigen, doch größer (Vorderarm bis 6,8 cm gegen 4,5 cm bei N. noctula. Bewohnt die Schweiz (Kanton Uri), nördliches Italien.

Nyctalus Leisleri (Kuhl), Rauharmige Fledermaus. Kleiner als noctula, 10 cm (davon 4,1 cm Schwanz). Unterscheidet sich durch den Pelz, dessen einzelne Haare zu ¾ von der Wurzel her dunkler sind (bei noctula heller!) und dadurch, daß der äußere obere Schneidezahn den gleichen Durchmesser hat wie der innere, während er bei noctula den doppelten Durchmesser hat. Bewohnt das gemäßigte Europa und Asien. Südlich bis Spanien. Gilt als ausgesprochener geselliger Waldbewohner. Fliegt in Hochwäldern, auch wohl um die Mittagszeit. Ende Juni scheinen die beiden Jungen geboren zu werden.

Gattung: Eptesicus Rafinesque.

Ähnlich voriger Gattung. Tragus zweimal so lang als breit. Nur 1 Paar obere Zwischenzähne. 32 Zähne.

Eptesicus serotinus (Schreb.), Spätfliegende Fledermaus. Kopf abgeplattet, Drüsen wenig entwickelt. Ohren (siehe Abb.) kürzer als der Kopf. Tragus unterhalb der Mitte am breitesten, nach oben langsam schmäler werdend. Flughaut breit, läßt die beiden letzten Schwanzwirbel frei. Pelz oberseits dunkel rauchbraun (etwas blasser an den Haarspitzen), unterseits hellbraun, Länge 12,6 cm (davon 5,3 Schwanz). Kommt in ganz Europa, von Südengland bis zum Mittelmeer vor und geht von da bis zum Himalaja und Nordafrika, je nach der geographischen Lage in Färbung variierend. Trotz ihrer Größe gehört sie zu den zarteren Arten. Sie erscheint spät am Abend und sucht bei kaltem, regnerischem Wetter ihre Schlupfwinkel auf. Hält langen Winterschlaf. Flug langsam, flatternd, nicht sehr hoch. Jagt in Gärten, Waldblößen usw. Wirft ein Junges. In Transsylvanien kommt eine kleinere Form, E. s. transsylvanus (Daday), mit glänzend kastanienbrauner Oberseite vor. Größe nur 8,7 cm (davon 3 cm Schwanz).

Eptesicus sodalis (Barret-Hamilton). Der vorigen gleichend, doch kleiner. Zähne länger, weniger breit. In der Färbung veränderlich. Für Rumänien und Schweiz (St. Gotthard — hier etwas größer als in Rumänien) festgestellt.

Eptesicus boscai (Cabrera). Ähnlich der nordafrikanischen E. isabellinus und serotinus, mit größeren Ohren wie diese. Tragus so groß wie bei serotinus, doch breiter. Pelz hell tabakfarbig bis isabell (bei den Erwachsenen). Bei den Jungtieren braungelb oder fahlrot mit dunkleren Flughäuten. Länge 11,8 cm (davon 4,8 cm Schwanz). Süd- und Ostspanien.

Digitized by Google

Eptesicus nilssoni (Keys. et Blas.), Nordische Fledermaus. Ohren dreieckig (siehe Abb.), Tragus nach oben breiter werdend, abgerundet, etwas nach innen gebogen, am unteren Außenrand mit dreieckigem Zahn. Die beiden letzten Schwanzwirbel überragen die Flughaut. Pelz oberseits dunkelbraun mit gelblichbraunen Haarspitzen (wodurch das Ganze wie goldgepudert aussieht), unterseits ebenso mit aschfarbigen Haarspitzen. Bewohnt Nordeuropa bis zum Polarkreis und Nordasien bis Ostchina. In Deutschland südlich bis zum Harz. Aus Großbritannien nicht bekannt. Liebt Hügel- und Bergland. Erscheint früh im Jahr und kurz nach Sonnenuntergang. Der Flug ist ausdauernd und geschickt. Soll regelmäßige Wanderungen ausführen. Wenig kälteempfindlich. Überwintert nicht hängend, sondern sucht Ritzen und Spalten warmer Holzhäuser auf, in die sie sich einzwängt. Ende Mai, Anfang Juni werden die beiden Jungen geboren.

Eptesicus siculus (Daday). So groß wie vorige. Nasenlöcher herzförmig. Unterlippe mit dreieckigem, nacktem Höcker. Mundöffnung bis unter die Mitte des Auges verlängert. Ohren kurz, breit. Kürzer als der Kopf mit zwei inneren Querfalten. Tragus sehr kurz. Pelz lang und weich. Oberseite kastanienbraun, weiß meliert. Unterseite weiß, bräunlich überlaufen. Kinn mit braunem Fleck. Flughaut braunschwarz. Länge 6,3 cm (davon Schwanz 2,6 cm). Heimat Transsylvanien. Nicht Sizilien.

Gattung: Vespertilio L.

Ohren und Tragus kurz, breit. Nasenlöcher breit. Gebiß mit 32 Zähnen.

Vespertilio murinus L., Zweifarbige Fledermaus. Schnauze stumpf. Die drüsigen Warzen mäßig entwickelt. Nasenspitze und Oberlippe etwas über die Unterlippe hervorragend. Ohren siehe Abb. Tragus nach oben etwas breiter werdend, abgerundet, mit einem Zahn an der Basis der Außenseite. Pelzoberseite dunkelbraun, Haarspitzen hell bereift. Unterseite ebenso, mit grauen Haarspitzen. Kehle und Kopfseiten meist heller als der übrige Pelz. Länge 9,1 cm (davon 4,3 cm Schwanz). Bewohnt Nord- und Mitteleuropa. Östlich bis China. (Dort durch eine größere Form V. m. superans vertreten.) In der Hauptsache Gebirgstier. Meidet baumlose Gegenden. Empfindlich gegen Kälte. Steigt in den Alpen bis 1600 m in die Höhe. Doch nicht auf das Gebirge beschränkt. Geht im Spätherbst in die Täler. Ihr Flug ist hoch und schnell. Wahrscheinlich 2 Junge jährlich. Überall selten.

Gattung: Myotis Kaup.

Schnauze verlängert, konisch. Gesichtsdrüsen wenig auffallend. Ohren länger als breit. Tragus lang, spitz. Gebiß mit 38 Zähnen.

Untergattung: Leuconoë Bole.

Myotis Capaccinii (Bonap.), Langfüßige Fledermaus. Die Flughaut läßt den ganzen Fuß und einen kleinen Teil des Schienbeins frei. Tragus schmal, mit spitzem, auswärts gebogenem Ende. Die Haare des Pelzes oberseits schwarz mit hellbrauner Spitze. Unterseits schwarz mit weißer Spitze. Länge 8,7 cm (davon Schwanz 3,7 cm). Heimatet im südlichen Europa (Italien, Sardinien, Mediterranregion Frankreichs, Balearen, von da bis Algier, den Philippinen und Japan). Man findet sie in Gesellschaft der Langflügligen Fledermaus in Höhlen.

Myotis dasycneme (Bole), Teichfledermaus. Ohren kürzer als der Kopf. Tragus in stumpfer Spitze auslaufend (siehe Abb.), fast gerade. Daumen mit großem Nagel. Färbung wie vorige. Länge 11 cm (davon 5 cm Schwanz). Vom Süden Englands kommt diese Art bis zum Altai vor. Bekannt aus Holland, Dänemark, Frankreich, Preußen, Ungarn, Italien. Bevorzugt ebene, wasserreiche Gegenden. Erscheint mit hereinbrechender Nacht. Hält langen Winterschlaf.

Myotis daubentoni (Leisl.), Wasserfledermaus. Ohren (siehe Abb.) mäßig lang. Tragus von der Hälfte der Ohrlänge, nicht nach außen gebogen, in der Mitte am breitesten. Flughaut bis zur Mitte der Fußsohle angewachsen. Pelz oberseits an den Wurzeln der Haare dunkel, braunrot an den Spitzen. Unterseits dunkel an der Basis mit weißen Spitzen. Länge 9,1 cm (davon 4,3 cm Schwanz). Ganz Europa, Irland, Schottland, von Schweden

Digitized by Google

bis zum Altai, von Finnland bis Sizilien. Liebt offenes Waſſer. Kommt früh im Jahr und früh am Abend zum Vorſchein. Ihre Schlafplätze, die ſie geſellig mit andern aufſucht, ſind meiſt hohle Bäume; ſeltener Ruinen, Höhlen u. dergl. Im Herbſt 1901 wurde in Spalten des devoniſchen Dolomits bei Klauenſtein an der Düna ein Maſſengrab mit zahlloſen Skeletteilen gefunden.

Untergattung: Myotis prop. dict.

Myotis emarginatus (Geoffr.), Wimperfledermaus. Ohr mit 4—6 Querfalten (ſiehe Abb.). Tragus von halber Ohrlänge, nach oben verſchmälert und zugeſpitzt. Die Flughaut läßt nur die äußerſte Schwanzſpitze frei. Pelz oberſeits dunkelbraun an den Haarwurzeln, dann hellbraun werdend und mit rotbraunen Spitzen endend. Unterſeits ebenſo mit helleren Spitzen. Ohren und Flughäute rotbraun. Länge 8,4 cm (davon 4,1 cm Schwanz). Bewohnt Süd- und Mitteleuropa, von Frankreich und Weſtdeutſchland bis Italien. Wenig gekanntes Tier. Selten in Deutſchland gefunden (Cöln, Bonn).

Myotis Nattereri (Kuhl). Gefranſte Fledermaus. Schnauze breit, an den Seiten nicht aufgetrieben. Naſe über die Unterlippe vorſpringend. Ohr (ſiehe Abb.) mit 5—6 Querfalten. Tragus von ¾ Ohrlänge. Zwiſchenſchenkelflughaut mit ſteifen, kurzen Haaren (Franſen) beſetzt. Pelz lang und dicht. Oberſeits mit dunkelbraunen, an der Spitze hellrotbraunen Haaren. Unterſeits dunkler mit weißer Spitze. Länge 8 cm (davon 4 cm Schwanz). Mitteleuropa, von Irland bis zum Ural, von Südſchweden bis zu den Alpen. Fliegt gern in Alleen, Waldſchneiſen. Flug niedrig, langſam. Erſcheint ſpät am Abend. Nur ein Junges.

Myotis escalarai Cabr. Voriger ſehr verwandt. Dunkler, mit kürzerem Tragus. Schwanz vollſtändig von der Schenkelflughaut (die auch befranſt iſt) umgeben, im Gegenſatz zu voriger Art. Färbung ähnlich voriger. Flughäute braun oder dunkelviolett. Länge 8,7 cm (davon 4,2 cm Schwanz). Bewohnt Oſtſpanien (Mittelmeerküſten, im Norden bis Catalonien).

Myotis bechsteini (Leisl.), Großohrige Fledermaus. Ohren (ſiehe Abb.) ſchmal, länger als der Kopf, mit 9—10 Querfalten. Tragus lang, ſchmal, in oberer Hälfte nach außen gebogen. Die Flughaut läßt den letzten Schwanzwirbel frei. Alle Haare des Pelzes ſind an der Wurzel dunkelbraun, die Haarſpitzen hellrotbraun auf der Oberſeite, weiß auf der Unterſeite. Länge 8,8 cm (3,8 cm auf den Schwanz). Europa, von Schweden bis zu den Alpen, von Südengland bis Südrußland. In Spanien durch M. bechsteini favonius Thomas, eine kleinohrigere und dunklere Form, erſetzt. Länge 9,3 cm. Sie heimatet in Zentralſpanien, La Granja, Sierra Guadarrama.

Myotis myotis (Bechst.), Rieſenfledermaus, Mäuſeohr. Ohren (ſiehe Abb.) groß mit 9—10 Querfalten. Tragus lang, zugeſpitzt. Die Flughaut läßt den letzten Schwanzwirbel frei. Pelz oberſeits hellrotbraun oder rauchbraun. Die Haarwurzeln oberſeits wie unterſeits dunkler. Länge 12,2 cm (davon 5,2 cm Schwanz). Bewohnt das gemäßigte Europa. Von Südengland bis Nordafrika, Abeſſinien. In Aſien bis Indien. Flug ſchwerfällig und träge, krähenartig, niedrig. Fliegt gern auf weiten, freien Plätzen. Hält ihre Winterruhe in Bergwerken, in Schlöſſern, Kirchen uſw., in großen Geſellſchaften. Erſcheint ſpät im Jahr, da kälteempfindlich. Unverträglich und biſſig gegen andere Arten. Man findet höchſtens die auch biſſige Hufeiſennaſe in ihrer Nähe. Ende des Frühlings 1, ſeltener 2 Junge. In Transſylvanien findet ſich eine wenig abweichende Form, die M. m. spelaea Bielz genannt worden iſt. Für Süditalien, Sizilien, wurde eine oberſeits dunkelbraune, unterſeits grauliche Form mit größerem Tragus, M. m. oxygnathus (Monticelli) aufgeſtellt.

Myotis mystacinus (Leisl.), Bartfledermaus. Zweites und drittes Glied des dritten Fingers gleich lang, im Gegenſatz zu allen anderen Arten. Geſichtsdrüſen mit langen Haaren beſetzt. Oberlippe mit einem Saum feiner und ſteifer Haare. Letzter Schwanzwirbel frei. Pelz oberſeits dunkelbraun mit rotbraunen Haarſpitzen, unterſeits ebenſo, jedoch mit aſchgrauen Haarſpitzen. Länge 7,2 cm (davon 3,5 cm Schwanz). Bewohnt Europa von Finnland bis Spanien, von Irland bis Mittelrußland. In Aſien bis Peking und bis zum Himalaja vordringend. Ihr Flug iſt raſch, dem des Zwergflatterers ähnlich. Beſucht Gewäſſer allerart, über denen ſie in niederem Fluge jagt. Erſcheint kurz nach Sonnenuntergang und bleibt bis zur Morgendämmerung lebendig. In hohlen Bäumen, geeigneten

Digitized by Google

Baulichkeiten (meist nahe dem Wasser) finden sie sich oft in kleinen Gesellschaften zusammen. Kommt im Frühling bald zum Vorschein. Nur 1 Junges im Jahr.

Gattung: Miniopterus Bonap.

Oberkopf plötzlich und stark ansteigend. Aufgetrieben. Ohren unverbunden. Tragus wie bei Vospertilio. 1. Glied des 3. Fingers sehr kurz. Schwanz ragt nicht über die Schenkelhaut hinaus. Gebiß mit 36 Zähnen.

Miniopterus schreibersi (Natt.), Langflügelfledermaus. Ohren kürzer als der Kopf. Schnauze sehr kurz. Gesicht drüsig verbreitert. Tragus ohne Zahn, zweimal länger als breit. Flügel besonders lang und schmal. Pelz in der Farbe variabel. Meist oben und unten hellgrau, manchmal ins Rötliche gehend, mit dunkleren Haarwurzeln. Bei den helleren südeuropäischen Exemplaren sind auch die Flatterhäute heller. Länge 10,3 cm (davon 5,3 cm Schwanz). Bewohnt Südeuropa, südlich der Alpen. Ihre Verbreitung reicht bis in die Schweiz und den Jura, die Pyrenäen, Balearen, und von da nach Asien und Afrika. Schnellster Flieger unter den europäischen Fledermäusen. Erscheint zeitig am Abend. Wald- und Höhlenbewohner. In größeren oder kleineren Gesellschaften lebend.

Familie: Emballonuridæ.

Schwanz dick, die Schenkelflughaut zur Hälfte überragend. Tragus kurz, breit, viereckig.

Gattung: Nyctinomus Geoffr.

Oberlippe vertikal stark gefaltet. Ohren weit hinauf miteinander verwachsen. Tragus kurz, versteckt. Flügel lang, schmal. Gebiß mit 34 Zähnen.

Nyctinomus tæniotis (Rafl.). Ohren breit, mit 13—14 Querfalten. Tragus breit, oben gerundet, durch den Anti-Tragus teils verborgen. Oberlippe dick, stark gefaltet. ♂ mit drüsigem Sack unter dem Hals, dessen runde Öffnung durch Haare verdeckt wird. Pelz oberseits rotbraun, orange überflogen. Die Haarspitzen grau, unten blasser. Das Gesicht fast nackt. Länge 13,5 cm (davon 5 cm Schwanz). Bewohnt die Mittelmeerregion Europas Nordafrika und Kleinasien. Nördlich hat man sie bis Basel und bis zum Gotthard gefunden. Von dem wenigen, was man über die Angehörigen der Gattung N. weiß, dürfte am interessantesten ihre Fähigkeit sein, die Augen aus den Höhlen herauszupressen und wieder zurückzuziehen. Ein Spiel, das sie scheinbar ohne Veranlassung gerne üben.

Ordnung: *Insectivora*, Insektenfresser.

Höchstens igelgroße, niedrig gestellte Tiere, mit rüsselförmiger Schnauze und allen 3 Zahnarten.

Familie: Erinaceidæ, Igel.

Oberseite mit Stacheln bedeckt. Unterseite mit Haaren.

Gattung: Erinaceus L.

Gebiß mit 36 Zähnen. Eckzähne sehr klein.

Erinaceus europæus L., Igel. Allbekannt. Oberseits mit fast gleich langen Stacheln besetzt. Stacheln an der Wurzel und oben hell (manchmal mit dunklerer Spitze), in der Mitte dunkelbräunlich geringelt, mit 25 feinen Längsfurchen. Schwanz länger als der halbe Kopf. Ohren oval, kleiner als die Schnauze. Unterseite rostgelb oder schmutzig grau. Länge 27 cm (davon 2 cm Schwanz). Ohr 2,2 cm, Fuß 4 cm. Bewohnt Skandinavien und das kontinentale Mitteleuropa. Die deutschen Exemplare stehen oft zwischen dieser und der nächsten Form. Auf den britischen Inseln und wahrscheinlich in einem kleinen Teil des westlichen Mitteleuropas kommt eine durch Schädelmerkmale gekennzeichnete Form, E. eur. occidentalis Barret-Hamilton vor. E. eur. hispanicus Barret-Hamilton, etwas kleiner und schwächer gebaut als die typische Form, mit deutlich hellerer Farbe, die in

Digitized by Google

manchen Exemplaren fast weiß wird. Die Stacheln besitzen oftmals die dunkle Mittelbinde nicht. Unterseite weiß. Aus Südspanien bekannt. E. eur. italicus Barret-Hamilton ist kaum kleiner als die typische Form und blasser. Wurde für Italien, Hochsavoyen und die Schweiz festgestellt. E. eur. consolei Barret-Hamilton besitzt längere und dickere Stacheln als die übrigen europäischen Formen, mit breiterer weißer Wurzel, dunklerem, deutlicherem Mittelband und verwischter dunkler Spitze. Auf Sizilien. E. eur. nesiotes Bate, ähnlich italicus, mit kürzeren und schwächeren Stacheln, spärlicher behaarter Unterseite, wird nur 24,2 cm (davon 3,4 cm Schwanz) groß. Bewohnt Kreta. E. eur. roumanicus Barret-Hamilton, bekannt aus Rumänien, besitzt einen schmutzigweißen Fleck auf der Brust und wird bis zu 33 cm (davon 2,4 cm Schwanz) groß. Nähert sich in der Färbung einer westasiatischen Art (E. eur. concolor Martin). E. eur. danubicus Matschie, dessen längere Stacheln (bis 3 cm) glänzend dunkel geringelt sind. Mit dunkelbraunem Augenring, brauner Innenseite der Beine und weißgrauer Unterseite. Aus Rumänien, Südrußland (Sarepta, Astrachan) bekannt.

Liebt Waldränder und Hecken. Im Gebirge bis 2000 m Höhe gefunden. Dämmerungs- und Nachttier. Tagsüber im Versteck schlafend. Frißt Insekten, Mäuse, Vögel und deren Eier. Ebenso Pflanzenstoffe. Wälzt sich auf Fallobst, spießt dieses auf die Stacheln und bringt es so seinen Jungen? Teils sehr nützlich, teils schädlich. Vertilger der Kreuzotter, gegen deren Biß er scheinbar immun ist. Winterschlaf. Im Sommer findet man im warmen Nest die 3 bis 7, 8 (—10) Jungen.

Erinaceus algirus vagans Thomas. Kleiner als algirus typ. mit kleinerem Schädel. Pelz weißlich, oberseits fast weiß. Länge 29 cm (davon 4 cm Schwanz). Bewohnt die Balearen, vielleicht auch Andalusien.

Untergattung: **Hemiechinus Fitz.**

Erinaceus auritus Gmel., Langohr-Igel. Kleiner als europæus. Ohren länger als die Schnauze, oval mit runder Spitze. Füße groß. Schwanz kürzer als der halbe Kopf. Stacheln 1,7 cm mit 19—23 Längsfurchen. Weißlichgelb von der Wurzel bis zur Mitte, dann breitschwarz geringelt mit gelblichweißer Spitze. Unterseite weiß. Ohren weiß, fast unbehaart. Länge des Ohrs 3,5 cm. Bewohnt Südrußland, von den Steppen nördlich des Kaukasus nach Norden zwischen Don und Wolga bis zu den Ergeni-Hügeln und weiter in die Kirgisen-Steppe, bis zum 55. Breitengrad.

Familie: Soricidæ, Spitzmäuse.

Mäuseartige Formen. Schwanz von halber bis ganzer Körperlänge.

Gattung: Pachyura Sélis.

Gebiß mit 30 weißen Zähnen.

Pachyura etrusca (Savi), Wimper-Spitzmaus. Sehr klein. Schwanz von der Länge des Körpers ohne Kopf. Ohren groß, breiter als lang. Oberseits aschgrau, rötlich verwaschen. Schnauze, Füße, Unterseite weißlich. Füße mit weißen Haaren bedeckt. Schnurrhaare weiß. Kleinstes europäisches Säugetier. Länge 6 cm (davon 2,5 cm Schwanz). Heimat im Mittelmeergebiet, Südfrankreich, Italien. Im Kaukasus und Nordafrika. Empfindlich gegen Kälte. Bewohnt trockne Orte, Gärten, kommt auch in Häuser.

Gattung: Crocidura Wagler.

Gebiß mit 28 weißen Zähnen.

Crocidura russula (Hermann), Haus-Spitzmaus. Zähne ganz weiß (ohne braune Spitzen). Schwanz länger a's die Hälfte des Körpers. Ohren aus dem Pelz herausragend. Oberseits mausgrau, graubraun und rötlich verwaschen. Unterseits grau. Die beiden Farben gehen an den Weichen ineinander über. Füße dunkelgrau. Zehen und Schnauzenspitze fleischfarbig. Schwanz oberseits wie der Rücken, unterseits weißlich. Länge 10 cm (davon 4 cm Schwanz). Zentraleuropa, fehlt auf den britischen Inseln und in Skandinavien. Von Frankreich bis nach Südrußland und Asien. Ähnliche Verbreitung (Osten von Paris,

Digitized by Google

Schweiz, Deutschland, Belgien und von da ganz Osteuropa bis Turkestan) hat Cr. russ. leucodon (Herm.), die unter dem deutschen Namen Feld-Spitzmaus bekannte Form. Sie ist oberseits, je nach der Jahreszeit mehr weniger braunschwarz, unterseits und Flanken scharf abgesetzt weiß. Füße weiß. Bei größerer Körperlänge (7 cm) besitzt sie kleineren Schwanz (3 cm) und längeren Kopf. Cr. russ. pulchra Cabrera wurde die Form von Ostspanien, Valencia und wahrscheinlich auch Minorka benannt. Sie ist oberseits blaß sepia, mit leisem, rötlichem Anflug und silbrigem Schimmer. Unterseits graulichweiß. Zähne etwas kleiner als bei russula. Cr. russ. cintræ Miller ist kleiner als der Typus, 9,7 cm (davon 3,3 cm Schwanz), oberseits bräunlichrot mit silbrigem und kupfrigem Schimmer. Unterseite und Füße hellbraun. Aus Portugal (Lissabon) bekannt. Cr. russ. suaveolens (Pall.). Schnauze sehr spitz mit kleiner, nackter, etwas gabelig gespaltener Nase. Nasenlöcher liegen seitlich. Die nackten Ohren fast durch den Pelz verdeckt. Nur der Rand trägt weiße Haare. Pelz oberseits leis bräunlich aschgrau, schimmernd. Kinn, Kehle, Unterseite weiß. Schwanz mit kleinem Endpinsel. Länge 6,5 cm (davon 2,5 cm Schwanz). Bewohnt die Krim und Kleinasien.

Die Haus-Spitzmaus lebt gern in der Nähe von menschlichen Behausungen, in Parks, Gärten, Hecken. Oft auch in Kellern, Scheunen und ähnlichen Örtlichkeiten. Wie alle Spitzmäuse ist sie ein ewig hungriges und räuberisches Tier. Die (bis 10) Jungen, die nackt und blind geboren werden, findet man in den Sommermonaten. In Gebäuden, warmen Ställen sogar während der rauhen Jahreszeit.

Crocidura cantabra Cabrera. Ähnlich Cr. russ. leucodon. Kleiner, 7,9 cm (davon 2,4 cm Schwanz), mit grauen Füßen. Oberseits hellgrau, ins Zimmetfarbige spielend, ohne Metallschimmer. Unterseits grauweiß, deutlich gegen die obere Partie abgesetzt. In den baskischen Provinzen Spaniens.

Crocidura mimula Miller. Ähnlich Cr. russ. Kleiner. Oberseits sepia, dunkler an den Seiten, silbrig schimmernd. Unterseits dunkelockergelb, nicht scharf abgesetzt gegen die Farbe des Rückens. Kinn weißlich. Füße gelblichweiß. Länge 10,5 cm (davon 3,3 cm Schwanz). In der Schweiz (Kanton St. Gallen). Im westlichen Frankreich kommt eine Unterart, die oberseits aschbraun, unterseits weißgrau gefärbt ist, mit braunen Füßen vor. Ihr Sommerkleid ist rötlicher mit kürzeren Haaren. Länge 13,6 cm (davon 3,8 cm Schwanz). Diese Form wurde Cr. mimula loulisma Mottaz genannt.

Crocidura sicula Miller ist eine kleinere und hellere Art als russula. Oberseits kastanienfarbig mit silbrigem Schimmer; unterseits aschgrau, fast weiß. Die beiden Farben besser als bei russula gegeneinander abgesetzt. Länge 10 cm (davon 3,2 cm Schwanz). Bewohnt Sizilien (Palermo).

Crocidura antipai Matschie, die aus Rumänien bekannt ist, ist größer (15,7 cm inkl. Schwanz) als russula, oberseits graubraun mit violettem Schimmer. Unterseits graulichweiß, an den Seiten fast weiß, gut gegen die Rückenfarbe abgesetzt. Füße grauweiß.

Crocidura caneæ Miller, von der Insel Kreta, steht den kleinsten Formen von russula nahe und unterscheidet sich durch die Zahnverhältnisse von diesen. Länge 10,7 cm (davon 4,2 cm Schwanz).

Crocidura caudata Miller, ist etwas größer als sicula (11,5 cm) und unterscheidet sich von allen anderen europäischen Arten durch die Länge des Schwanzes (5,2 cm), der über den Rücken gelegt, die Ohrmitte erreicht. Lebt auf Sizilien.

Crocidura cyrnensis Miller, ist kleiner als vorige. Schwanz im Verhältnis ebenso lang, doch nicht so dick. Oberseite bräunlich sepia (Haarwurzeln schiefergrau) mit leis silbrigem Schimmer. Unterseite, Füße hell aschgrau. Korsika.

Crocidura balearica Miller, ist oberseits bräunlich, sepia überflogen, fast ohne Metallschimmer. Unterseits dunkelaschgrau. Füße, Schwanz dunkelbraun, Schwanz unten kaum heller, lang, wie bei den meisten Mittelmeerformen. Gesamtlänge 8,7 cm. Balearen.

Gattung: Sorex L.

Gebiß mit 32 Zähnen. Zahnspitzen braun. Ohren klein.

Sorex alpinus Schinz., Alpen-Spitzmaus. Pelz eisengrau, unterseits kaum heller. Ohren im Pelz versteckt. Die langen Schnurren weißlich. Länge bis 14,5 cm (davon 7 cm

Digitized by Google

Schwanz). Bekannt aus den Alpen, dem Jura, den Pyrenäen. Bis 2400 m. Die Form S. alp. hercynicus Miller mit kleinerem Schädel und etwas anderer Zahnbildung wird für den Harz, Riesengebirge verzeichnet. Die Alpen-Spitzmaus ist vorzugsweise Bewohnerin der oberen Tannen- und Krummholzregion und siedelt sich gerne in der Nähe von kleinen Wasserläufen an. Wenig im Freien beobachtet.

Sorex araneus L., Wald-Spitzmaus. Pelz maulwurfsartig, oberseits schwarzbraun, mehr weniger rot verwaschen. Unterseits weißlichgrau. Ein rotbräunlicher Streifen längs der Weichen, der bei den Exemplaren von England und Skandinavien wenig deutlich ist. Länge 11,5 cm (4,5 cm auf den Schwanz). Diese Art ist die gewöhnlichste Art in Skandinavien und den britischen Inseln und ersetzt dort die Gattung Crocidura. S. a. fretalis Miller, ist dem Typ sehr ähnlich, mit kürzerem, breiterem Kopf und gröberen Schneidezähnen. Unterseite oftmals heller (fast weiß). Von der Insel Jersey (Kanal). S. a. bergensis Miller ist größer als araneus, mit dunklerem Sommerpelz, die dunkelbraune bis schwärzliche Rückenfarbe deutlich gegen das Gelblich-Braune der Weichen abgesetzt. Länge 12,5 cm (4,5 cm auf den Schwanz). Aus dem südwestlichen Norwegen. S. a. tetragonurus Hermann, größer als araneus, Schwanz länger, Zähne dunkler, braun. Sommerpelz kurz, rauh und dunkel (oberseits blaß sepia, Weichen kastanienbräunlich, unterseits hellisabellgrau). Winterpelz lang, seidig, glänzend. Farben dunkler, fast schwarz auf der Oberseite. Länge 13,1 cm (5,5 cm auf den Schwanz). In der Schweiz und im Elsaß gefunden. S. a. pyrenaicus Miller ist weniger deutlich dreifarbig, da der Rücken selten so dunkel wird wie bei der Alpenform. Gesamtlänge 12,3 cm. In den französischen und spanischen Pyrenäen. S. a. euronotus Miller ist eine Form aus Südfrankreich mit dunklerem, undeutlicher dreifarbigem Pelz als araneus, weniger dickem Kopf und helleren, kleineren Zähnen, Gesamtlänge 12,2 cm. S. a. carpathicus Barret-Hamilton ist kleiner und besitzt längeren Schwanz als die typische Form. Winterpelz oberseits fast schwarz, allmählich ins Braune übergehend an den Seiten. Unterseite, Innenseite der Beine gelb oder trübhellbraun. Alle Haarwurzeln dunkelschiefergrau. Beim Sommerpelz ist die Oberseite brauner, die Unterseite gelber. Länge 11,7 cm. In Transsylvanien (Südkarpathen, 500—1700 m) gefunden. Die Wald-Spitzmaus lebt in Wäldern, Parks, unter Gebüsch und Gestrüpp. Ihre Wohnung schlägt sie in Maulwurfsgängen und Mäuselöchern auf. Dämmerungs- und Nachttier. Wie alle Spitzmäuse ist sie von fabelhafter Gefräßigkeit und frißt alles, was einigermaßen zu überwältigen ist: Insekten, Würmer, Vögel — selbst die eigenen Jungen, die nur kurz von der Mutter gepflegt werden. Der Wurf von 5—10 Jungen findet Mai bis August im zierlich aus Moos und Halmen gefertigten Nest statt. Tiefer Winterschlaf.

Sorex santonus Mottaz hat braunrote Zahnspitzen, und die Farben der Ober- und Unterseite verlaufen an den Weichen ineinander (Winterpelz schwarzbraun, Sommerpelz kastanienbraun, unten grauer). Länge 15,9 cm (davon 4,2 cm Schwanz). Westfrankreich.

Sorex minutus L., Zwerg-Spitzmaus. Schwanz etwas länger als der Körper ohne Kopf. Gerundet vierkantig mit 5 mm langem Haarpinsel am Ende, oberseits rotbraun, unterseits weiß. Pelz oberseits graubraun, unterseits aschfarbig. Füße weißlich. Ohren aus dem Pelz ragend. Schnauze spitz mit langen Schnurren. Länge etwa 8 cm (wovon 3,5 cm Schwanz). Fast ganz Europa und Nordasien, in Italien durch S. m. lucanius Miller ersetzt, die auffallend größere Zwischen- und obere Schneidezähne besitzt. Die Zwerg-Spitzmaus ist nirgends häufig, oder doch oft übersehen. In ihrer Lebensweise wird sie wohl mit der Wald-Spitzmaus übereinstimmen. In Gebüsch, an Waldrändern, weniger auf freiem Feld. Einmal im Jahr (Frühling) werden 4—10 Junge geboren. Wenig beobachtetes Tier, welches wahrscheinlich in allen Hauptpunkten mit den Verwandten übereinstimmen wird. Nach Altum kommt ihr eine nicht unbedeutende forstliche Wichtigkeit zu.

Gattung: Neomys Kaup.

Gebiß mit 30 Zähnen, Zähne mit rotbraunen Spitzen. Füße an den Seiten mit steifen Wimperhaaren. Wassertiere.

Neomys fodiens (Pall.), Wasser-Spitzmaus. Pelz samtig, oberseits schwarz oder dunkelkastanienbraun, davon scharf abgesetzt, unten weiß. Äußerer Rand der Füße mit weißen

Digitized by Google

haaren besetzt. Hinter dem Auge ein weißer, kleiner Fleck. Schwanz körperlang oder wenig kürzer. Länge bis 12 cm (davon bis 7 cm auf den Schwanz). Fast ganz Europa (in England und den Mittelmeerländern durch Unterarten ersetzt), ostwärts bis Mittelasien. In den Alpen bis etwa 2000 m vorkommend. N. f. ciliatus (Sowerby) Barret-Hamilton vertritt vorige in Großbritannien und ist trüber und dunkler in den Farben. N. f. naias Barret-Hamilton, mit größeren Ohren und Füßen. Pelz glänzend. Oberseits fast schwarz, oftmals mit einem Fleck weißer Haare hinter dem Ohr. Unterseits silber- oder cremefarben. Ober- und Unterseite besonders gut getrennt. Füße dunkel- oder silbergrau. Sohle fast schwarz mit weißen Haaren. Süd-Karpathen von 500—700 m Höhe. N. f. minor Miller, kleine Form (Gesamtlänge 13,2 cm) mit größeren Schneidezähnen, aus Südfrankreich (Pyrenäen). N. f. anomalus Cabrera, Schwanz auf der Unterseite ohne Wimperhaarbürste. Oberseits glänzend braunschwarz (das einzelne Haar grau mit schwarzroter Spitze), unterseits weiß mit Gelb verwaschen. Füße weiß. Größe wie vorige. Zentralspanien.

Die Wasser-Spitzmaus lebt besonders in der Nähe von stehenden oder fließenden Gewässern. Wassertier, welches vorzüglich schwimmt und taucht, ja selbst am Grunde von Gewässern herumzulaufen fähig ist. Was einigermaßen überwältigt werden kann, tötet sie: Insekten, Würmer, Frösche, Fische. Selbst warmblütige Tiere, die in ihr Bereich kommen. Ihre Baue sind meist nah am Wasser zu suchen. Selbst gegrabene, teils verlassene Maulwurf- oder Mäuseröhren. Die Hauptröhre mit mehreren Ausgängen, wovon einer ins Wasser führt. Weniger Nachttier als andere Spitzmäuse. Nach einmonatiger Tragzeit werden Mitte Mai bis 10 nackte, fleischfarbige Junge geboren. Kommt manchmal auch in Gebäude, wird nicht selten weit vom Wasser entfernt gefunden. Hält keinen Winterschlaf.

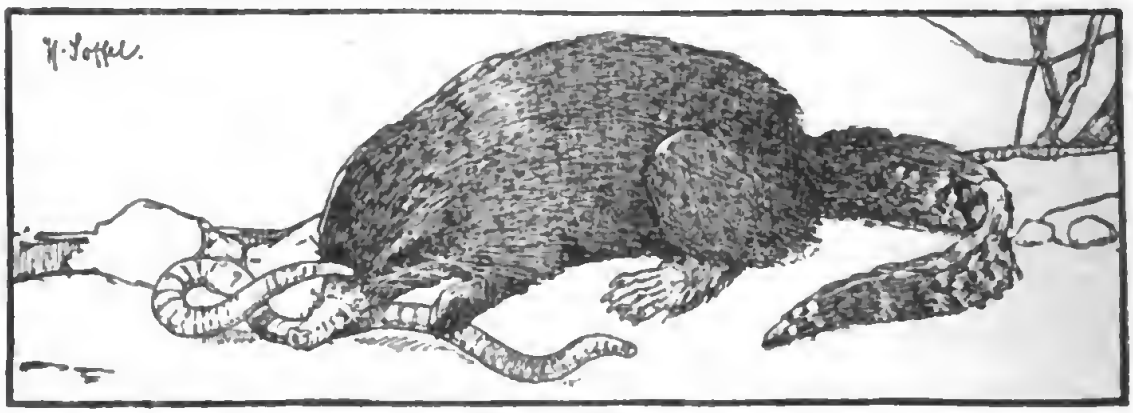
Neomys milleri Mottaz. von etwas geringerer Größe als fodiens (Typ), kürzerem Schwanz, dem die unterseitige Haarbürste fehlt. Hinterfüße viel kleiner als bei fodiens, Pelz ähnlich. Zähne schwächer und spitzer. In der Schweiz bis zu 1230 m in die Höhe gehend. Französischer Jura und Pyrenäen.

Familie: Talpidæ, Maulwürfe.

Hinterfüße zum Schwimmen eingerichtet — oder — Vorderfüße zu Grabschaufeln umgewandelt. Augen, Ohren im Pelz versteckt.

Gattung: Myogale Cuv., Bisam-Spitzmaus.

Hinterfüße mit Schwimmhäuten versehen. Schwanz am Ende stark zusammengedrückt, als Ruderschwanz ausgebildet. Ohne äußere Ohren. Gebiß mit 44 Zähnen.



Bisam-Spitzmaus.

Myogale moschata (Pall.), Wychuchol. Maulwurfähnlich mit langem Schwanz. Oberlippe zu langem Rüssel ausgezogen, der am Ende die fast runden Nasenlöcher trägt. Augen sehr

Digitized by Google

klein, von hellen Haaren umrandet. Ohröffnung unter dichten Haaren versteckt. Schwanz länger als der Körper, an der Basis eingeschnürt, im ersten Viertel zylindrisch, dann stark seitlich zusammengedrückt, mit Schuppen und kurzen Haaren bedeckt. Unterseite des Schwanzes mit Moschusdrüse. Vorderfuß mit der Handfläche nach außen gestellt, geschuppt. Hinterfüße lang, schmal, mit Schwimmborsten am Rande. Zehen durch Schwimmhäute verbunden, die an den Hinterfüßen stärker ausgebildet sind. Pelz samtig, gröber im Gesicht. Rüssel nackt, Schnurrhaare lang. Oberseits dunkel kastanienbraun, unterseits ähnlich, mit weißlichen Haarspitzen an Unterlefer, Hals und Brust. Länge 40,3 cm (20,3 cm auf den Schwanz). Südrußland zwischen Wolga und Don, östlich bis Ostsibirien. Die Baue des Wychuchol (oder Desman), der halb ein unterirdisches Erd- und halb Wasserleben führt, finden sich an Ufern von stehenden und fließenden Wassern. Die Röhren enden unter dem Wasserspiegel und sind bis 6 m lang. Der Kessel selbst liegt 1½—2 m über dem Wasserspiegel. Nahrung ähnlich der unserer Spitzmäuse. Im Frühling werden 3—5 blinde Junge geboren. Wo er vorkommt, nicht selten, und oft sieht man ihn, mit dem Rüssel über Wasser, in seinem Elemente sich tummeln. Vor nicht langer Zeit kamen jährlich in Rußland eine fünftel Million Bisamfelle in den Handel, wofür per Stück 1 Rubel bezahlt wurde. Jetzt hat sich die Anzahl der auf den Markt gebrachten auf 10—15000 Stück verringert.

Myogale pyrenaica Geoffr. Ähnlich der vorigen Art. Schwanz fast drehrund, etwas länger, nur am Ende zusammengedrückt. Ohne Moschusdrüse. Pelz oberseits dunkelbraun mit grünlichem Schimmer. Haare der Unterseite mit weißlichen Spitzen. ♀ größer als das ♂. Länge 25,5 cm (davon 14 cm Schwanz). Französische Pyrenäen, Nord- und Mittelspanien, Portugal. M. p. rufula Grælls aus Nordwestspanien, unterscheidet sich von pyrenaica gut durch Goldglanz des Pelzes (besonders im Wasser) und durch gelbliche Füße und gelblichen Schwanz. Von den Spaniern wird M. pyrenaica „Almizilero" genannt. Nach Aussage der Fischer der Forellenbrut schädlich.

Gattung: Talpa L., Maulwurf.

Vorderfüße zu robusten Grabschaufeln umgeformt. Schwanz mittelgroß. Gebiß mit 44 Zähnen.

Talpa europæa L., Maulwurf. Augen vorhanden, sehr klein, im Pelz versteckt. Nasenlöcher am Ende des quer abgestutzten nackten Rüssels. Vorderfüße zu mächtigen Grabschaufeln entwickelt, fünfzehig wie die Hinterfüße. Pelz samtig, schwarz, grau glänzend. Länge 17,3 cm (davon 3,3 cm Schwanz). Bewohnt fast ganz Europa, in Asien bis Japan. Fehlt in Irland, Nordschottland, Nordafrika. T. eur. brauneri Sat. ist die größte Form von T. europæa (bis zu einer Gesamtlänge von 18,8 cm) und zeichnet sich durch besonders starkes Gebiß und breiten Schädel aus. Südostrußland, Bessarabien, Podolien, Krim.

Der Maulwurf lebt fast ausschließlich unter der Erde. Wurde aber auch schon über ihr jagend beobachtet. Das Nest ist ein wohlausgefütterter Bau in etwa 5—15 cm Tiefe. Von hier führt ein verschieden langer und steiler Gang an die Oberfläche, von hier aus führen Flucht- und die täglich sich verlängernden, 60 und mehr m langen Laufröhren ins Jagdgebiet und ins Freie. Die Anlagen sind meist sehr verschieden voneinander und haben kaum etwas mit den oft dargestellten Grund- und Aufrissen der Baue in unseren älteren Lehrbüchern zu tun. Großer Fresser. Würmer, Larven usw. bilden die gewöhnliche Kost. Event. auch Mäuse, Frösche, Gelege usw. Legt Vorräte an. Man fand Klumpen lebender, des Kopfs beraubter Regenwürmer in seinen Bauen. Einmal 1280 Stück und 18 Engerlinge zusammen. Kein Winterschlaf. Paarung März-April. 3—4 (7) Junge. In Feld und Wald nützlich. In Gärten nicht zu dulden wegen Wühlereien.

Talpa cæca Savi. Augen von der Körperhaut überzogen. Pelz der Kopfseiten, der Füße und des Schwanzes blasser, fast weiß. Länge 13,3 cm (davon 3 cm Schwanz). Vertritt T. europæa im Mittelmeergebiet (Südfrankreich, Italien, Dalmatien, Griechenland). Scheint in Spanien (Guadarrama, Segovia, La Granja) durch T. c. occidentalis Cabr. vertreten zu sein, einer kleineren Form (Gesamtlänge 12,6 cm) mit flacherem Schädel und sehr behaartem Schwanz und Füßen. Der Pelz ist schwarzbraun (das einzelne Haar dunkelsilbergrau mit brauner Spitze) mit silbrigem Glanz, zeigt im Wasser oberseits grünlichen, unterseits purpurnen Glanz. T. c. caucasica Sat. ist eine bis ungefähr

Digitized by Google

15 cm große Form, die sich durch Besonderheiten der Zahnbildung auszeichnet. Aus Nordkaukasien, Transkaukasien, vom Schwarzen Meer, Tiflis bekannt.

Talpa romana Thomas, zeichnet sich unter anderem von unserem gewöhnlichen Maulwurf durch besonders starkes Gebiß und von der Körperhaut bedeckte Augen aus. Seine größten Maße sind 15,5 cm (2,9 cm auf den Schwanz). Aus der Umgebung von Rom.

Ordnung: *Carnivora*, Raubtiere.

Sohlen- oder Zehengänger mit sehr stark entwickelten Eckzähnen. Backenzähne in Lücken- und eigentliche Backenzähne geschieden. 12 Schneidezähne.

Familie: Ursidæ, Bären.

Schwerer, massiger Körper. Schwanz im Pelz versteckt. Der dicke Kopf mit vorspringender Schnauze. Sohlengänger. Gebiß mit 42 Zähnen. Nur eine Gattung.

Gattung: Ursus L., Bär.

Untergattung: Thalassarctos Gray.

Ursus (Thalassarctos) maritimus Erxleben, Eisbär. Pelz weiß, im Alter gelblich. Die Jungen silberweiß. Kopf und Hals lang. Scheitel, Stirn, Schnauzenrücken liegen fast in einer Ebene. Fußsohlen mit Haaren bedeckt. Länge bis 2,75 m. Erreicht ein Gewicht bis zu 800 kg. Bewohnt in Europa die arktischen Gegenden. Durch spezifische Schädelformen zeichnen sich die europäischen Formen Th. spitzbergensis, sp. n. und Th. jenaensis, sp. n. von Spitzbergen aus.

Streift in seiner Heimat auf Festland und vereisten Meeresgebieten weit umher. Seine Jagd gilt in der Hauptsache den Robben, denen er an Eislöchern beizukommen sucht. Fängt Fische, stellt Vögeln und deren Gelegen nach, reißt Eisfüchse und Rener. Kommt an Aas (Walladaver) und verschmäht Lemminge nicht. Schwimmt, taucht trefflich. Geht dem Menschen aus dem Wege, wenn nicht hart bedrängt oder angeschossen. Bärzeit in den Sommermonaten. Die Bärin läßt sich im Winter einschneien und wirft (8 Monate Tragzeit) etwa im Februar 1—3 äußerst kleine, wenig behaarte, blinde Junge. Während dieser Zeit zehrt sie von aufgespeichertem Körperfett. Kein Winterschlaf. Die Jungen wachsen rasch heran und begleiten bald die Mutter. Alljährlich wurden an 200 Eisbären an russischen Küsten erbeutet. Nach Brätz kamen jährlich bis 1000 Felle in den Handel. Die Dede wurde an Ort und Stelle mit 75 Rubel bezahlt. Der Dressur und Zähmung zugänglich.

Untergattung: Ursus propr. dict.

Ursus arctos L., Braunbär. Sohlen nackt. Wechselt sehr nach Alter und Wohngebiet in Größe, Körperdimensionen, Form des Schädels und Farbe. Bis zu 2,50 m groß. Erreicht ein Gewicht bis zu 350 kg. Skandinavien und Rußland. U. arct. collaris Cuv. mit langem, grauschwarzem Pelz und dunkleren Extremitäten. Kopf hellbraun, mit breitem, hellem Kragen über der Schulter. U. arct. formicarius Eversm. mit rotbraunem Pelz und schwarzen Füßen (soll sich mehr mit Pflanzennahrung begnügen als die typische Form!); aus Norwegen. U. arc. meridionalis Middendorff ist sehr blaß im Pelz und unterscheidet sich vom Typ durch Schädel- und Zahnmerkmale. Südrußland, Kaukasien, Südsibirien. U. arct. alpinus Cuv. mit dichtem, langem, weichem, kastanienbraunem Fell, mit dunkleren Schultern, Rücken, Beinen. Geib verwaschen an den Ohren, Kopfseiten und Flanken. Das erwachsene Tier behält den jugendlichen, weißen Kragen nicht. Alpen. Die Balkan- und Karpathen-Bären behalten den weißen Kragen im Alter. U. arct. pyrenaicus Cuv. Pelz braun, mit rötlichen Haarspitzen. Kopf dunkelgelb, Füße schwarz. Diese Form ist kleiner als die nordische. Spanien (nicht im Süden). Der Wert aller dieser Subspezies und vieler anderer scheint ein recht problematischer zu sein. Hat man doch im gleichen Gebiet, ja sogar im gleichen Wurf Bären gefunden, die in Färbung, Habitus und Kopfform hätten verschiedenen Formen angehören können. Die Akten über die Systematik der europäischen Braunbären sind noch nicht geschlossen.

Digitized by Google

Lebt in Wäldern der Gebirge und Ebenen. Reißt Haar- und Federwild (Hausvieh), frißt Fische, Insekten, Honig, Beeren, Pilze, Obst, Samen. Geht an Aas. Den Rest des Risses verscharrt er, um bei Hunger zu ihm zurückzukehren. Klettert gut, schwimmt vortrefflich. Örtlich verschieden tritt die „Bärzeit" ein (von April bis Mitte August). Zieht im Spätherbst ins Winterlager. Hat um diese Zeit 80 und mehr Kilogramm Feist sich zugelegt. Nach kurzem Fasten, letzter Entleerung schlägt er sich — nach vielen Hin- und Wiedergängen — mit mächtigem Sprung ins weich gepolsterte Lager, wo er sich einschneien läßt. Unter starken Bäumen, Windbrüchen. Ein männlicher Bär hatte einmal sein Winterlager 11 m hoch in der Astgabel einer starken Fichte. Das Lager ist nach Süden offen. Bär und beschlagene Bärin liegen getrennt. Jungbären oft zusammen. Ende Winter häutet er hier die Sohlen und wirft die Bärin (Tragzeit 7 Monate) 2—3 (selten mehr) winzige (knapp 25 cm große) Junge, die 4—5 Wochen blind bleiben.

Familie: Mustelidæ, Marder.

Bis mittelgroße Raubtiere. Füße 5zehig. Krallen kurz, teils halb zurückziehbar. Gebiß mit 32—38 Zähnen. Ein Höckerzahn hinter dem Reißzahn.

Gattung: Meles Briss., Dachs.

An die Bären erinnernd. Kurzschwänzig. 38 Zähne.

Meles meles (L.), Dachs. Kopf weiß mit schwarzem, über die Augen und Ohren ziehenden Seitenstreif. Pelz lang und grob, oberseits weißlich graubraun (das einzelne Haar braun und grau geringelt) — Unterseite, Beine schwarz. Schwanz nur stummelförmig. Länge bis gegen 100 cm. Das ♀ ist kleiner. Nördliches und Mitteleuropa. Ostwärts bis zum Kaukasus. Die Form M. meles britannicus Sat. besitzt größere Schädelbreite. Der Pelz ist oberseits etwas mit Rotgelb verwaschen. Großbritannien. M. meles mediterraneus Barret-Hamilton hat helleren Pelz und bewohnt Südspanien.

Lebt — meist einzeln — in Wäldern usw., die an Kulturland grenzen. Verschläft den Tag, geht nachts seinen Geschäften nach. Sein oftmals jahrelang bewohnter Bau hat mehrere Röhren, die zum bis 2 m tiefen Kessel führen. Wühlt mit der Schnauze im Genist des Unterholzes und gräbt (sticht!) mit den Krallen der Vorderbeine den Boden nach Nahrung auf. Diese ist ähnlich der des Bären, nur daß er sich an entsprechend kleinere Beutetiere hält Auch Beeren, Obst usw. Paarungszeit fällt in den Juli, August, dauert bis in den Oktober. Nach zirka 6 Monaten werden die 3—5 blinden, weißlichen, knapp 20 cm langen Jungen geboren. Winters verläßt er monatelang den Bau nicht. In Deutschland seltener werdend.

Meles arcalus Miller ist etwas kleiner und heller als M. meles mit kleinerem Schädel und Zähnen. Seine Heimat ist Kreta.

Gattung: Gulo Storr, Vielfraß.

In der Erscheinung zwischen Marder und Bär stehend. Schwanz buschig. Füße plump. Sohlen behaart. Gebiß mit 38 Zähnen.

Gulo luscus (L.), Vielfraß. Die Farbe des Pelzes schwankt zwischen tiefem Schwarz bis Rötlich-, Dunkel- und Hellbraun. Von der Schulter erstreckt sich bis zur Schwanzwurzel ein helles Band. Der kurze Schwanz ist buschig behaart. Länge 95 cm (davon 15 cm auf den Schwanz). Bewohnt das zirkumpolare Europa. In Asien bis zum Altai. Bewohnt Tundren, Wälder, auch steiniges Gebirgsland. Nachttier. Bewegt sich schleichend oder in unbeholfen scheinenden, doch fördernden Sätzen. Klettert meisterlich. Vom Lemming bis zum abgematteten Ren reißt er alles, holt sich die Wildhühner aus dem Schneelager, fängt Fische, Frösche. Verscharrt den Rest der Mahlzeit. Ranz- und Wurfzeit in verschiedenen Gegenden wahrscheinlich verschieden. Behm-Stockholm erhielt im Februar Junge aus Lappland. 2—3 (4—5) blindgeborene Junge im Wurf. Verteidigt sich, in die Enge getrieben oder von Hunden gestellt, achtunggebietend mit Fang und Pranken. Auf russische Märkte kamen jährlich etwa 2000 Bälge, die etwa je 16 Mark werteten.

Digitized by Google

Gattung: Mustela L., Marder.

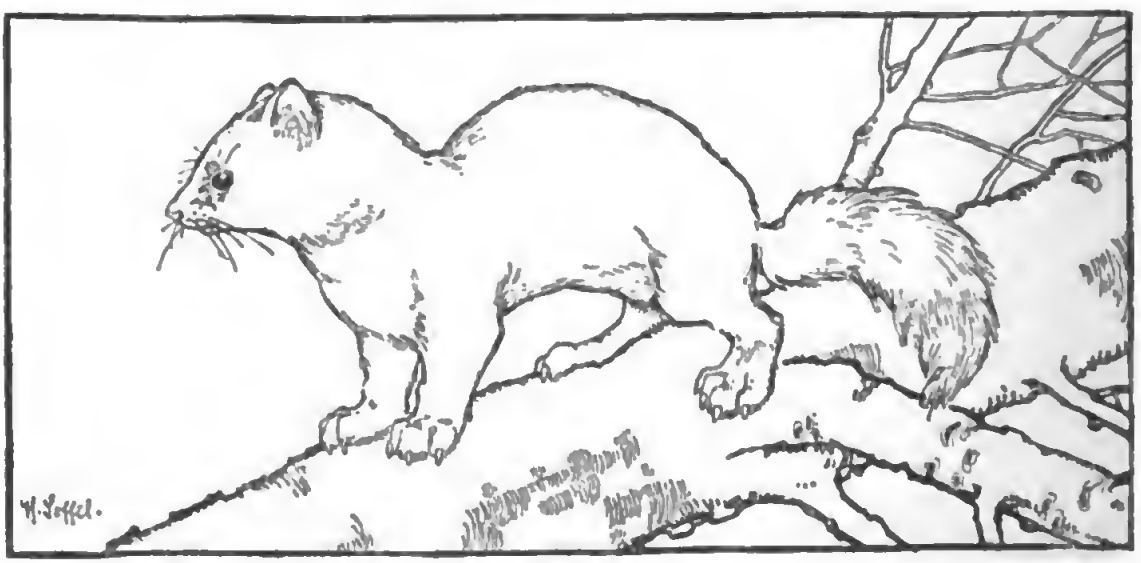
Körper ſchlank. Schwanz von zirka halber Körperlänge, buſchig behaart. Sohle rundlich. Krallen halb einziehbar, krumm und ſpitz. Gebiß mit 38 Zähnen.

Mustela martes L., Edelmarder. Pelz dunkel kaſtanienbraun. Oberbruſt und Kehle orangegelb (oft bis weißlich verblaßt). Beine und Schwanz dunkler braun. Füße ſchwarzbraun. Schwanz von halber Körperlänge, buſchig. Länge 67,5 cm (davon 23 cm Schwanz). Nord- und Mitteleuropa. Öſtlich bis zum Kaukaſus und zum Himalaja. M. martes latinorum Barret-Hamilton iſt dunkler, mit leuchtender gefärbtem Bruſtfleck. Sardinien, Balearen.

Bewohnt Waldland, kommt ſeltener als der Steinmarder in Dörfer. Jagdſchädlich, da er alles Getier reißt, welches er überwältigen kann. Wirbeltiere bis hinauf zum Haſen und Rehwild. Nimmt auch Inſekten, Obſt und Honig. Außerordentlich gewandter Springer und Kletterer, der auch das flinkſte Eichhörnchen zu Tode hetzt. Ruht tagsüber in Krähenneſtern oder Baumhöhlen. Ranzzeit Ende Winter. Um dieſe Zeit hört man ihn beſonders viel fauchen und knurren. Die 2—7 (blind zur Welt kommenden) Jungen werden Anfang Frühling (März, April) in der wohlausgefütterten Wochenſtube (in Neſtern und Baumhöhlen) geboren. Die graupelzigen Jungen zeigen noch nicht die ſchöne gelbe Kehle.

Mustela foina Erxl., Steinmarder. Vorigem ſehr ähnlich. Pelz graubraun, mit reinweißer Bruſt. Wollhaar graulichweiß (beim Edelmarder gelblich!). Länge 66 cm (davon 23 cm Schwanz). Bewohnt ganz Europa mit Ausnahme Englands, Irlands, Skandinaviens, Nordrußlands, öſtlich bis zum Kaukaſus. Häufiger als vorige Art. M. foina mediterranea Barret-Hamilton hat etwas gelblichen Kehlfleck, mit oberſeits rötlich- bis ſeplabraunem Pelz und faſt weißem Wollhaar und etwas dunklerem und buſchigerem Schwanz. Andaluſien, M. foina bunites Bate iſt die kretenſiſche Form mit dunklerem und einfarbigerem Pelz, oftmals mit angedeutetem Kehlfleck. In den Bergen bis 1300 m in die Höhe gehend.

Bevorzugt mehr die Nähe menſchlicher Niederlaſſungen, kommt in Dörfer und Städte. Hier intereſſiert er ſich zum Leidweſen der Menſchen für deren Geflügelſtälle, wo er unter Umſtänden bis auf das letzte Stück alles mordet. Sonſt nützlich durch Fang aller Arten ſchädlicher Nager. Ebenſo flinker und ſicherer Kletterer als der Baummarder. Fortpflanzung ähnlich wie bei dieſem. Ranzzeit etwas ſpäter.



Zobel.

Mustela zibellina L., Zobel. Pelz ſeidigweich, glänzend, braungelb. Im Winter dunkler (faſt ſchwarz). Unterſeits etwas blaſſer, beſonders an der Kehle. Vorderkopf, Ohren faſt

weißlich. Schwanz kurz, buschig, von der Farbe des Rückens. Fußsohlen behaart, Zehenballen mit wolligem Filz bedeckt. Kopf kegelförmig. Ohren groß, spitz. Beine hoch, Füße groß. Länge 60 cm (20 cm auf den Schwanz). Nordrußland, von da ganz Sibirien. Es sind viele Färbungsverschiedenheiten (Formen?) nachgewiesen. Bewohnt hauptsächlich Schwarzwaldungen. Dämmerungs- und Nachttier. Tagsüber verborgen. Jagt mehr auf dem Boden und besteigt Bäume seltener als unsre deutschen Marder. Nahrung wie diese. Ranzzeit fällt in den Februar. Nach etwa 9 Wochen werden die 2—6 blinden Jungen geboren. Wegen seines kostbaren Pelzes unerbittlich gejagt und teils ausgerottet. Wird in Schlingen und Fallen gefangen und geschossen. Auf russische Märkte kamen in letztvergangener Zeit alljährlich etwa 100000 Bälge. Pro Balg wurde je nach seiner Güte bis zu 1000 Mark gezahlt.

Gattung: Putorius Cuv., Iltis.

Beine weniger kräftig. Schwanz kürzer, weniger buschig als bei Mustela. Gebiß mit 34 Zähnen.

Untergattung: Lutreola Schinz.

Nörz.

Putorius (Lutreola) lutreola (L.), Nörz. Oft mit dem Iltis verwechselt, dem er oberflächlich gleicht. Zehen durch stärkere Bindehäute verbunden. Ohren kurz, breit, fast versteckt im Pelz. Pelz dicht, dunkelbraun — bisweilen rötlich. Etwas heller, graubräunlich unterseits. Läufe und Schwanzende schwärzlich, Gesicht schwarz. Oberlippenrand und Kinn weiß. Länge 48,5 cm (davon 13 cm Schwanz). In Deutschland, wenn auch selten, doch noch vorhanden. War früher weiter in Deutschland verbreitet. So in Holstein, Mecklenburg, Pommern, Schlesien, Braunschweig usw. Seit 1894 sind 8 Stück bekannt geworden. Letzte verbürgte Nachricht: 3. IV. 09 in der Försterei Friedrichsfelde bei Schwenfainen (Ostpreußen). Soll in dem deutschen Naturschutzgebiet (Wilsede) noch vorkommen. Neuerdings aus Frankreich nachgewiesen (Tal der Loire in der Gegend von Nantes). Hauptsächlich östliches Europa. In der Nähe von Gewässern, versteckt im Weiden- und Rohrdickicht. Schwimmt, taucht vortrefflich. Seine Nahrung besteht meist aus Wassertieren, Fischen, Fröschen usw., gelegentlich auch anderen Tieren, Gelegen. Die Ranzzeit soll in den März fallen, die 3—7 blinden Jungen 9 Wochen später geboren werden.

Untergattung: Putorius propt. dict.

Putorius putorius (L.), Iltis. Marderähnlich. Ohren von ⅓ der Kopflänge. Pelz oberseits hellbraun bis rostfarbig mit gelblich verwaschenen Flanken, unterseits schwärzlich.

Digitized by Google

Beine und Schwanz schwärzlich. Lippen, Kopfseiten, Kinn weißlich. Länge 53 cm (davon 15 cm Schwanz). ♀ meist stärker als ♂. Mitteleuropa, von England (nicht in Irland) bis zum Kaukasus. Das allbekannte Frettchen (Albino-Iltis!) scheint von einer südlichen, helleren Form abzustammen, deren Heimat Spanien oder Sardinien war. Seit alten Tagen zur Kaninchenjagd verwendet. P. putorius aureolus Barret-Hamilton hat ober- und unterseits dunkelbraunen Pelz bei dunkleren Beinen und Brust, die Ohren sind schmutzigweiß gerandet. Die helle Zeichnung des Kopfes sehr ausgedehnt. Spanien. P. putorius manium Barret-Hamilton ist oberseits fast schwarz (mit fast weißem Wollhaar). Fast weiß sind auch Flecke im Gesicht und eine V-förmige Zeichnung, deren Spitze zwischen den Augen steht. Länge 56,3 cm (davon 15,5 cm Schwanz). Schweiz.

Macht keine besonderen Ansprüche an den Aufenthalt, doch liebt er die Nähe des Wassers und menschliche Ansiedlungen. Geht in der Dämmerung auf Raub aus. Dieser besteht aus Nagern aller Art, Kerfjägern, Schlangen, Fröschen, Schnecken, Fischen, Würmern, Insekten. Er dringt in Geflügelställe, um zu rauben und wird jagdschädlich durch gelegentliches Reißen von Junghasen usw. Paarung fällt Ende Winter. Nach 9 Wochen werden im warmen Versteck 3—7 blinde Junge geboren.

Putorius eversmanni (Less.) ist dem Iltis ähnlich. Jedoch im Winter gelblichweiß, mit Ausnahme der Haarspitzen des Rückens, die schwarz bleiben. Gesicht, Kehle, Ohren sind weiß. Ein Fleck auf der Nase, die Umgebung der Ohren, Stirn graubraun. Brust, Unterleib, Beine und Schwanzspitze schwarz. Schädel breiter als beim Iltis. Länge 50,7 cm (15,2 cm auf den Schwanz). Südost-Rußland, Kaukasus. Von da bis Turkestan und Südsibirien.

Putorius sarmaticus (Pall.), Tiger-Iltis. Oberseits braun mit gelben Flecken. Unterseite und Beine schwarz. Kopf schwarz und weiß quergestreift. Gesicht und Oberkopf schwarz. Ein weißes Stirnband zieht sich über die Augen nach den Halsseiten. Schwanz buschig mit schwarzer Spitze. Länge 46 cm (davon 15 cm Schwanz). Südrußland von Wolhynien bis zum Kaukasus, die Gebiete zwischen Don und Wolga. Weiter bis Turkestan und Kleinasien. Soll menschliche Siedlungen meiden. Neuerdings wegen geringer Unterschiede im Gebiß in eigene Gattung: Vormela (V. peregusua Güld.), die an die Gattung Mustela anschließt, gestellt. Übergangsform zu afrikanischer Marderart, der Zorilla.

Untergattung: Ictis Kaup.

Putorius (Ictis) ermineus (L.), Hermelin. Schwanz länger als der Kopf. Pelz oberseits im Sommer kastanienbraun, unterseits weiß bis unter die Kehle. Ebenso Hals und Oberlippe. Unterseite der Wurzelhälfte des Schwanzes ist weiß, die zweite Hälfte oben und unten schwarz mit ebensolcher Endquaste. Winterkleid vollkommen weiß, mit schwarzer Schwanzspitze. Länge 38,8 cm (davon 8,8 cm Schwanz). Von den arktischen Gebieten südwärts bis zum Mittelmeer (nicht südlichstes Italien). Östlich bis Sibirien. Eine Zwergform: P. (Ictis) erm. minimus Cav. ist aus den Alpen (St. Gotthard, Tessin, Wallis, Veltlin, Trentino usw.) bekannt. P. (Ictis) ermineus stabilis Barret-Hamilton kennzeichnet sich durch den in der Wurzelhälfte oberseits wie unterseits einfarbigen Schwanz. Auch wird sein Pelz im Winter nicht vollkommen weiß. Unterseite ist weiß, stark mit Gelb verwaschen, scharf getrennt vom Braun des Rückenpelzes. Schwanz mit langem, schwarzem Pinsel. Füße teils oder vollkommen weiß. Großbritannien. P. (Ictis) ermineus ricinae Miller ist kleiner als vorige Form. — 35,9 cm (davon 10,5 cm Schwanz) und weiter durch Schädelmerkmale gekennzeichnet. Westküste Schottlands.

Bewohnt Gebüsch und Waldränder, Steinbrüche usw. Äußerst gewandt in allen Bewegungen. Schwimmt. Jagt (auch tagsüber) schädliche Nager, Reptillen, Insekten — aber auch Hasen, Kaninchen usw. In Geflügelställen kann es Verheerungen anrichten. Ranzzeit Ende Winter. Die 4—7 (manchmal bis 13) 9 Wochen blinden Jungen werden nach 10½ wöchentlicher Tragzeit geboren. Liefert geschätztes, wenn auch nicht kostbares Pelzwerk.

Putorius (Ictis) hibernicus Thomas et Barret-Hamilton steht in der Größe zwischen ermineus und nivalis. Farbverteilung der von nivalis ähnlich. Unterseite weiß oder nur schwach gelb überflogen. Auf der Brust verschmälert sich diese Farbe zu einem

Digitized by Google

Streif. Diese dunklere Art wird selbst im Winter selten weiß. Länge 31,6 cm (davon 8,8 cm Schwanz). Irland. Ersetzt dort wahrscheinlich ermineus und nivalis.

Putorius (Ictis) boccamela Bechst., Sardisches Wiesel. Größer und mit längerem Schwanz als nivalis. Oberseits dunkler. Unterseits weiß, wellenförmig gegen die Rückenfarbe abgesetzt. Länge 27,9 cm (davon 7,9 cm Schwanz). ♀ kleiner. Manche Forscher glauben, daß es sich bei dieser Art nur um das ♂ von nivalis handle. Sardinien, Korsika, Balearen. Vertritt dort ermineus und nivalis. P. (Ictis) booc. caucasicus Barr.-Hamilton. Voriger Form ähnlich, wird aber im Winter weiß. Länge ♂ bis 36,8 cm (davon 8,8 cm Schwanz), ♀ 25,1 cm (davon 5,5 cm Schwanz). Bewohnt den Kaukasus bis 4000 m Höhe und Kleinasien.

Putorius (Ictis) nivalis L., Wiesel. Im Winter weiß wie ermineus, aber ohne schwarze Schwanzquaste. Nur einige Haare am Schwanzende bleiben braun. Im Sommer oberseits kastanienrotbraun, unterseits weiß. Schwanz wie der Rücken, ohne schwarze Spitze. Länge 20,8 cm (davon auf den Schwanz 3,8 cm). Nordeuropa, hauptsächlich Nordskandinavien. P. (Ictis) nivalis vulgaris Erxl. ist die in Deutschland (Mitteleuropa) heimische Form, die oberseits zimtbraun, wellig gegen die weiße Unterseite abgesetzt ist. Die ♂ haben breiteren Schädel und messen bis 35 cm (davon 6,5 cm Schwanz), die ♀ nur bis 24,5 cm (davon 5 cm Schwanz). Wird im Winter nicht weiß. Aus den Schweizer Alpen sind jedoch Stücke bekannt, die vollständig weiß geworden waren (P. pusillus major). P. (Ictis) nivalis minutus Pomel ist eine nur 17,6 cm (davon 2,6 cm Schwanz) große Form aus Mittelfrankreich, wo sie zusammen mit nivalis vulgaris vorkommt. P. (Ictis) nivalis meridionalis Costa mit fahlgelb verwaschener Unterseite, aus der Gegend von Verona, Genua und aus Süditalien bekannt. P. (Ictis) nivalis ibericus Barret-Hamilton aus Sevilla mit ausgeprägt scharfer Trennungslinie der beiden Körperfarben und ebenfalls gelb verwaschener Unterseite. P. (Ictis) nivalis dombrowskii Matsch. größer als vulgaris. Oberseits dunkelbraun mit einem weißlichen Fleck am vorderen Ohrrand. Schwanz mit längeren Haaren. Von der mittleren und unteren Donau (Rumänien). P. (Ictis) nivalis sicculus Barret-Hamilton, gekennzeichnet durch den besonders langen Schwanz (Körperlänge 25 cm, Schwanzlänge 9 cm) und die gelb bis orange verwaschene Unterseite. Füße weiß. Sizilien, Palermo, Marsala und Westalgier. P. (Ictis) nivalis galinthias Bate von Kreta, wo diese Form häufig ist, unterscheidet sich von sicculus durch eine schmale weiße Linie auf der Oberlippe. P. (Ictis) nivalis dinniki Satunin ist oberseits hellkastanienfarbig. Oberlippe, Schnauze, Unterseite und Innenseite der Beine reinweiß. Die Sohle der Vorderfüße weiß behaart. Die Unterseite der Zehen von Vorder- und Hinterfüßen braun behaart. Die weißen, langen Krallen in den Haaren versteckt. Länge 27,7 cm (davon 6,7 cm Schwanz). Südrußland. P. (Ictis) nivalis subpalmatus Hemp. et Ehrenb. ist eine große Form von 28,5 cm bis höchst 40,5 cm (davon 8,5—10,5 cm Schwanz) mit orangegelbem Unterleib, dessen Farbe wellig gegen die Oberseite abgesetzt ist. Malta und Ägypten.

Aufenthalt ähnlich dem des Hermelins. Wie dieses ein großer Räuber, welcher sich an die gleichen Beutetiere hält, selbst Hasen unter Umständen, trotz seiner Kleinheit, überwältigt. Auch tagsüber lebendig. Ranz- und Wurfzeit sind nicht an bestimmte Monate gebunden. Nur ein Wurf mit 3—8 (meist 5—7) blinden Jungen. Wie beim Hermelin überwiegt die Zahl der ♂ über die ♀.

Gattung: Lutra Erxl., Otter.

Zehen durch Schwimmhäute verbunden. Schwanz zugespitzt, flach gedrückt. Kopf flach, breit, Ohren im Pelz versteckt. Alles Anpassungen an das Wasserleben. Gebiß mit 36 Zähnen.

Lutra lutra (L.), Fischotter. Pelz oben rötlichbraun, unten weißlich oder grau. An den Lippen und am Kinn verwaschene, weißliche Flecken. Jüngere Tiere mehr graubraun gefärbt. Länge bis 150 cm (bis 45 cm auf den Schwanz). Er bewohnt ganz Europa, Nord- und Mittelasien. Östlich bis Japan. Von den Mittelmeerinseln bewohnt er nur Sizilien und Korfu. Hält sich an die Ufer fisch- und krebsreicher Gewässer. Außer Fischen und Krebsen, stellt er auch Fröschen, Vögeln, Gelegen, kleinen Nagern nach. Der ver-

Digitized by Google

ursachte Schaden leider oft sehr groß. Seine Sinne sind vortrefflich. Glänzender Schwimmer und Taucher. Klettert ungeschickt. Seine Jagd beginnt mit Einbruch der Dämmerung. Ende Winter fällt meistens die Ranzzeit, doch nicht an diese Zeit gebunden. Nach 9 Wochen werden 2–4 gelblich weiße, 9 Tage blinde Junge geboren. Der Otter wird leicht zahm und sehr liebenswürdig.

Familie: Viverridæ.

Schlanke Tiere, Verbindungsglied zwischen Mardern und Katzen. Zehengänger. 5 Zehen. Schwanz von etwa Körperlänge. Gebiß mit 40 Zähnen.

Gattung: Genetta Cuv.

Höher auf den Läufen als folgende Gattung. Zehengänger. Pelz gefleckt. Schwanz geringelt.

Ginsterkatze.

Genetta genetta vulgaris Lesson, Ginsterkatze. Krallen halb einziehbar. Körper sehr schlank. Pelz kurz, dicht, glatt. Oberseits grau, gelb überlaufen — besonders am Kopf. An den Seiten 4–5 Fleckenreihen von dunkelrotbrauner Farbe. Die Flecken der ersten und zweiten Reihe fließen in der Lendengegend bandförmig zusammen. Ein weißer Fleck unter dem Auge. Stirn und Nase rotbraun. Schwanz mit zirka 10 schwarzen Ringen und schwarzer Spitze. Länge etwas über 100 cm (zirka 43 cm auf den Schwanz). Aus dem westlichen Frankreich bis zur Rhone. Im Norden bis zum Dépt. de l'Eure. Ein Stück von der französischen Form wurde am 6. II. 1919 in Hohl bei Laupersdorf (Kt. Solothurn) in Tretfalle gefangen, nachdem es lange geräubert hatte. 1896 wurde bei Buschweiler im Elsaß ein Stück erbeutet. G. genetta melas Graells unterscheidet sich von voriger Form durch die hellere Farbe (hell aschgrau), die Anzahl der Schwanzringe (9, seltener 10) und weiße Schwanzspitze. Bewohnt das Tal des Guadalquivir von der Sierra Morena bis zum Atlantischen Ozean. G. genetta peninsulæ Cabrera. Pelz lang und dicht. Weißgrau, trübgelb verwaschen, an den Seiten mit 5 unregelmäßigen Fleckenreihen. Der an der Wurzel sehr starke Schwanz trägt 8 schwarze Ringe. Schwanzspitze unten hell, oben schwarz. Die Sohlen der Vorderfüße tiefschwarz. Länge 90 cm (42 cm auf den Schwanz). Mittelspanien und Kastilien. G. genetta balearica Thomas ist etwas größer als vorige, heller grau, ohne gelblichen Anflug. Die dunklen Flecken sehr deutlich, Rücken- und Weichenflecke mehr rund als länglich. Länge etwa 1 m (etwa 48 cm Schwanz). Bewohnt die Balearen (vielleicht auch das spanische Festland).

Genetta afra Cuv. Der Pelz hellgrau, ohne gelben Anflug. Flecken in regelmäßigen Längslinien über Rücken, Weichen und Schenkel laufend. Kopf, Hals,

Digitized by Google

Vorderfüße und Unterseite hellgrau. Schnauze mit zwei dunklen Flecken. Schwanz mit 11 weißen (resp. 10 schwarzen) Ringen. Portugal, wahrscheinlich auch Grenzgebiet Südspaniens (auch in Marokko und Algier).

Die Ginsterkatze bewohnt Gebirge und Ebenen. Liebt buschreiche, feuchte, zerklüftete Örtlichkeiten. Bewegungen von unnachahmlicher Grazie. Dämmerungs- und Nachttier. Raubt kleine Nager, Vögel, Gelege, Insekten. Kommt wie der Marder in Hühnerställe und Taubenschläge und mordet wie dieser. Über Freileben ist wenig bekannt. Gefangene Weibchen haben bis zu 3 Junge geboren.

Gattung: Herpestes Illiger.

Niedrig auf den Läufen. Fast Sohlengänger. Pelz im ganzen einfarbig. Gebiß mit 40 Zähnen.

Europäischer Ichneumon.

Herpestes ichneumon widdringtoni Gray, Europäischer Ichneumon. Pelz kurz, auf dem Rücken verlängert, Vorderhals und Unterleib fast nackt. Grau mit lichterer Sprenkelung. Kopf und Rücken dunkler. Nase, Füße und Schwanzspitze schwarz. Krallen nicht einziehbar. Länge 110 cm (50 cm auf den Schwanz). Südspanien, Sierra Morena (Nordafrika, Palästina). Bewohnt Rohrdickichte und die mit Esparto-Riedgras bestandenen Ebenen. Ähnlich seinen afrikanischen Verwandten ein scheues, vorsichtiges, nächtlich lebendes Raubtier, das allerhand Warmblütler, Reptilien, Würmer und vielleicht Früchte verzehrt. Das Weibchen wirft in den Frühlingsmonaten 2—4 Junge.

Familie: Canidæ, Hunde.

Zehengänger mit nicht einziehbaren Krallen. Kopf verlängert, zugespitzt. 42 Zähne. Im Ober- und Unterkiefer je 2 Höckerzähne hinter dem Reißzahn.

Gattung: Canis L., Hund.

Körper hochgestellt auf schlanken, sehnigen Läufen. Schwanz von ein Drittel Körperlänge. Pupille kreisrund.

Untergattung: Canis propr. dict.

Canis lupus L., Wolf. Pelz fahlbraun und grau verwaschen. Unterseite schmutzigweiß. Länge bis 1,70 m (40 cm auf den Schwanz). War früher über ganz Europa verbreitet. Aus Mitteleuropa verdrängt. C. lupus lycaon Erxl. ist eine schwarze (dunkelgraue) Form mit silberweißen Haarspitzen aus den Pyrenäen und dem Kaukasus genannt worden.

Digitized by Google

Wahrscheinlich handelt es sich dabei aber lediglich um eine melanistische Form, die überall auftreten kann. Die bekannten Stücke sollen kleiner als die der gewöhnlichen Form sein. C. lupus signatus Cabr. mit rötlicherer Schnauze. Das Weiß der Kehle zieht sich noch über die Wangen. Mittelspanien. C. lupus deitanus Cabr. Ist kleiner als der Typ. Unterseits fahlrot — nicht weißlich. Lippen und Kehle weiß. Schwanz mit schwarzer Spitze und solchem Band auf der Oberseite. Schulterhöhe 58 cm (gegen 65 cm beim Typ). Südostspanien.

Bewohnt Wälder, Steppen, Gebirge bis zu 3000 und 4000 m usw. Einzeln, winters gesellig. Ranzzeit Januar-Februar. Nach 9 Wochen werden an sicherem Ort 3—5 (9) Junge geboren. Die Fähe, die eine zärtliche Mutter ist, verschleppt bei Gefahr sofort die Welpen. Der Rüde teilt selten die Familiensorgen der Fähe. Reißt Rehe, Rot-, Elchwild, Hasen, Füchse, Hunde, Sauen, Geflügel. Auch alle Haustiere, bis hinauf zum Weidevieh, Pferden usw. 1875 wurden in Rußland 161 Menschen von Wölfen gerissen; der Schaden an Vieh betrug 7,5 Mill. Rubel (ein Beleg für viele). Geht an Aas und an Tote seines Geschlechts. Äußerst vorsichtiges und feiges Raubtier. In Deutschland noch manchmal von Rußland nach Ostpreußen einwechselnd. In Elsaß-Lothringen wurden von 1871 bis 1880 noch 459 zur Strecke gebracht, 1894 noch 8 Stück.

Untergattung: **Thos Oken, Schakal.**

Canis (Thos) aureus L., Schakal. Pelz oberseits dunkelrostfarbig, weiß und grau gemischt. Rücken und Schwanz dunkler, mit schwarzen Haaren. Unterseite und Innenseite der Läufe schmutzigweiß. Kehle weißlich. Länge bis 108 cm (davon 27 cm Schwanz). Dalmatien (die Form von hier wurde C. [Thos] aureus dalmatinus Wagner genannt — Slano im Bezirk Ragusa, Sabbioncello, Curzola). Im Norden und Osten von Konstantinopel, Südrußland, Krim, Kaukasus. Weiter in Vorderasien (und Nordafrika?). C. (Thos) aureus moreoticus Geoffr. mit grauer Schabracke auf dem Rücken, Füße, Kopf rostfarbig. Von gleicher Größe wie der Typ. Griechenland, Halbinsel Morea.

Bewohnt Steppengegenden, Flußniederungen, die genügend Unterschlupf bieten. Nächtliches, gesellig jagendes Raubtier. Reißt, was er erwischen und überwältigen kann. Auch Haustiere. Frißt ebenso Aas, Muscheln, tote Fische usw., Beeren, Obst. Bekannt sind sein abendliches, nächtliches Heulen und seine Zudringlichkeit und Frechheit. Ranzzeit im Frühling. Nach 9 Wochen werden 5—8 Junge geboren.

Gattung: **Vulpes Briss, Fuchs.**

Läufe weniger hoch als bei Canis, Schwanz keulenförmig, buschig, etwas länger als der halbe Körper. Die schief gestellte Pupille länglichrund. Zähne schwächer als bei voriger Gattung.

Vulpes vulpes (L.), Fuchs. Oberseits und Außenseite der Läufe gelbrot. Unterseits, Innenseite der Läufe, Oberlippen, Wangen weiß. Schwanz oberseits braunrot, unterseits rotgelb mit weißer (seltener brauner) Spitze. Ohren außen schwarz. Der Winterpelz oberseits weißlich verwaschen (oder ganz weiß: C. albus Schreb.). [Als Varietäten sind zu nennen: alopex L. mit dunklerer Oberseite, schwarzen Füßen und Schwanzende. crucigera Briss. mit dunklem Rückenstreif, dunklen Schultern und weißem Schwanzende.] Länge: zirka 1 m (davon bis 35 cm Schwanz). Bewohnt Europa und Asien. V. vulpes melanogaster Bonap. ist ausgezeichnet durch im Winter schwärzliche, sommers weiße Kehle, Brust und Innenseite der Läufe. Italien, Sizilien, Dalmatien. V. vulpes ichnusæ Miller ist eine kleinere auf Sardinien vorkommende Form von etwas bunterer Färbung (Variationen von roten und braunen Tönen). V. vulpes silaceus Miller, aus Spanien, ist eine ebenfalls buntere Form mit fahlroten, ockergelben und grauen Farbtönen. Der Schwanz ist hellgrau, bräunlich überflogen, mit weißem Ende. Etwas größer als der Typ.

Bewohnt Waldungen der Gebirge und Ebenen. Tagsüber meist im selbstgegrabenen oder vorgefundenen (z. B. Dachs-) Bau (mit vielen Röhren, die zum „Kessel" führen). Speisezettel vielseitig. Von der Maus bis zum Rehkitz. Vögel (Hausgeflügel!!), Insekten, Schnecken, Aas, Obst — auch Abfall, Pferdemist usw. Ranzzeit Ende Winter. Die 3—9 Jungen werden meist im April geworfen. Außer der Ranzzeit meist einzeln lebend. Seit alters her — nicht ganz zu Recht — als schlaues, begabtes Tier bekannt.

Digitized by Google

Vulpes corsac (L.), Steppenfuchs. Kleiner als V. vulpes (76 cm, davon 26 cm Schwanz). Ohren spitz, innen weiß, außen hellrostfarbig. Oberseite blaßfahlrot. Schnauze, Kehle, Unterseite, Innenseite der Läufe gelblichweiß. Ein Strich von den Augen zu den Nasenlöchern braun. Beine und Füße fahlrot. Winterkleid heller. Der dicht behaarte Schwanz mit schwarzer Spitze. Südrußland bis zur Wolga, von da bis nach Turkestan. Steppentier. Benutzt häufig Bobac-Baue als Unterschlupf. Freileben wenig erforscht. An 10000 Felle kamen jährlich auf russische Märkte.

Vulpes karagan (Erxl.). Vorigem ähnlich. Pelz oberseits graulichrot-wolfsfarbig. Ein Büschel weißer Haare vor den Ohren. Ohrspitzen schwarz. Südrußland, nordwestliches Kaspigebiet, Turkestan, Sibirien. Seltener als voriger, von vielen Forschern nur als Spielart angesehen.

Vulpes lagopus (L.), Eisfuchs. Sommerpelz schieferblau, Winterpelz reinweiß mit buschiger Rute. Sohlen behaart. Färbung der Jungen während des Wachstums sehr variabel. Länge bis 100 cm (35 cm auf den Schwanz). Arktisches Europa (Lappland, Nordrußland, Sibirien). V. lagopus spitzbergensis (Barret-Hamilton) ist eine kleinere Form von Spitzbergen, Nowaja Semlja, den nachbarlichen Inseln, Island (im Winter). V. lagopus fuliginosus (Mack.) ebenfalls eine kleinere Form mit spitzer Schnauze und höheren Läufen. Der Pelz von hellbraun, graublau bis schwarz variierend. Im Winter soll er nicht weiß werden. Island.

Gesellig. Selbstgegrabene oder vorgefundene Höhlen bewohnend. Nahrung (Lemminge!) ähnlich der unseres Fuchses, auf seine nordische Heimat übertragen. Ranzzeit im März-April. Im Wurf befinden sich 4—9 (12) blinde Junge. Bekannt dreistes Tier, vor dem nichts einigermaßen Genießbares sicher ist. Schleppt aus Zelten selbst Ungenießbares weg. Auf den Pribylow-Inseln, Long Island, Semidi-Inseln, Uganak sind Fuchsfarmen errichtet worden.

Familie: Felidæ, Katzen.

Zehengänger mit nur 4 Zehen an den Hinterfüßen. Krallen lang, einziehbar. Kopf rund, kurz. Pupille senkrecht, elliptisch. 30 Zähne. Nur im Oberkiefer ein kleiner Höckerzahn hinter dem Reißzahn.

Gattung: Felis L., Katze.

Ohren meist ohne ausgesprochenen Haarpinsel, dreieckig, groß. Schwanz groß, meist über halbe Körperlänge. Letzter unterer Backenzahn zweigespitzt.

Untergattung: Felis propr. dict.

Felis silvestris Briss., Wildkatze. An der Sohle des Hinterfußes ein rundlicher schwarzer Fleck. Pelz oberseits rostgelblichgrau mit dunklerer Rückenlinie und unregelmäßigen Querstreifen. Kopf mit vier schwarzen Streifen zwischen den Ohren, die sich in den Nacken verlieren. Schwanz mit 7—9 schwarzen Ringen und schwarzem, verdicktem Ende, gleichmäßig und dicht behaart. Vorderfüße mit dunkler Querstreifung. Ohrspitzen schwarz, Kinn weiß. Wangen mit zwei zusammenlaufenden schwarzen Binden. Länge 90 cm (davon 30 cm Schwanz). Bewohnt Nord-, Mittel- und Südosteuropa (nicht Irland!). Östlich bis zum Kaukasus. F. silvestris morea Reichenb., weniger deutlich quergestreift und mit besonders deutlichen und schmalen schwarzen Schwanzringen und solcher Spitze. Pelz mehr isabellfarben. Länge wie der Typ, etwas schlanker. Griechenland. F. silvestris caucasica Sat. eine viel heller gefärbte Form mit 3 schwarzen Schwanzringen und solcher Schwanzspitze. Pelz aschgrau (oder mit Gelb verwaschen) mit dunklerer Rückenmitte. Sohle gelblichgrau. Kaukasus, Südrußland.

In einsamen großen Waldungen. Ende Winter die Ranzzeit, mit viel Geschrei und Gezeter. Zu dieser Zeit treffen sich die sonst einsam lebenden Tiere. Nach 8—9wöchentlicher Tragzeit werden im Versteck (auch in verlassenen Fuchs- oder Dachsbauen) 4—6 blinde Junge geboren. Von der Maus bis zum Rehkitz, vom Kleinvogel bis zum Rauhfußhuhn fällt ihr alles zur Beute. Ihre Sinne sind ausgezeichnet. Angeschossen, oder in die Enge getrieben, selbst dem Menschen nicht ungefährlich.

Felis grampia Miller wurde eine dunklere Art aus Schottland benannt. Die Allgemeinfarbe ist brauner als bei silvestris, ohne den weißlichen Anflug dieser Art.

Digitized by Google

Felis tartessia Miller ist größer und dunkler als **silvestris**. Schädel und Zähne sind besonders stark entwickelt. Bewohnt Spanien.

Felis ocreata sarda Lataste. Unterscheidet sich von der gewöhnlichen Wildkatze durch den längeren, schwächeren, sich etwas verjüngenden Schwanz (mit 3 dunklen Ringen und solcher Spitze), durch die rötlichen Ohren, das Fehlen der schwarzen Rückenlinie und durch die angedeuteten Haarpinsel (bis 1 cm) der Ohren. Etwas größer als **silvestris**. Bewohnt Sardinien. Küstenstriche von Mittelitalien (Toskana), Sardinien. Der Typus dieser Unterart findet sich mit weiteren Unterarten in Afrika. **F. ocreata agrius Bate** unterscheidet sich von voriger Unterart durch die dunklere und deutlichere Zeichnung und Färbung des Pelzes. Bewohnt Kreta und soll sich dort häufig mit der Hauskatze fortpflanzen.

Untergattung: Catolynx Severtzow.

Felis (Catolynx) chaus Güld., Sumpf-Luchskatze. Schwanz über ein Drittel Körperlänge, gegen das Ende verjüngt, mit 2—3 dunklen Ringen und schwarzer Spitze. Ohren groß, spitz mit schwarzem Ende und kurzem, schwarzem Pinsel — außen rötlich, innen weiß. Oberseite einfarbig gelbgrau, undeutlich dunkler gewellt. Unterseite blaßrostgelb. Beine rostgelb mit dunklen Querbinden. Fußsohle schwarz, dicht behaart. Länge 90 cm (davon 25 cm Schwanz). Nordosten des Kaukasus, Talyschgebiet, Turkestan, Persien, Kleinasien. Bewohnt sumpfige Niederungen. Raubt auch tagsüber (Hasen, Hühnervögel). Ranzzeit wahrscheinlich Februar. 3—5 blinde Junge im Wurf.

Gattung: Lynx Kerr, Luchs.

Ohren mit ausgebildeten Haarpinseln. Schwanz kurz, höchstens ein Viertel Körperlänge. Beine hoch. Backen von Bart umrahmt.

Lynx lynx (L.), Luchs. Pelz hellrostgelblichrot, braun gefleckt. Backenbart weiß, mit dunklen Streifen und Flecken. Ohren blaßgrau, an der Wurzel schwarz, mit schwarzer Spitze und Pinsel (bis 5 cm). Schwanz rostgelb, die beiden letzten Drittel schwarz, unterseits weiß. Unterseite blaßaschgrau, mit rostfarbenen Flecken und Querstreifen auf der Innenseite der Schenkel. Leib kurz, auf hohen Läufen. Winterpelz länger als der Sommerpelz. Länge 1,30 m (davon 25 cm Schwanz). Früher weit in Europa verbreitet. Bewohnt regelmäßig noch Skandinavien, Rußland, Siebenbürgen, das ungarische Bergland, weiter Griechenland, Gebirge Südeuropas. Sibirien, östlich bis Sachalin. In Mitteleuropa ausgerottet. Bewohnt einsames Waldland. Jagt erst in der Dämmerung. Seine Beute ist Haarwild (vom Steinwild und Rotwild bis zum Hasen) und Federwild aller Art. Verscharrt den Rest seines Risses. Ungesellig. Ranzzeit im Februar. Nach 11 Wochen werden 2—3 (4) blinde Junge geboren. Jung gefangen kann er sehr zahm werden.

Lynx cervaria (Temm.), Hirschluchs. Hat kurze schwarze Ohrpinsel. Pelz blaß, graurötlich. Unterseite weiß, mit zerstreuten dunklen Linien. Oberseite mit drei Längsreihen deutlich begrenzter, schwarzer Flecke. Schwanz rostfarbig mit 4 undeutlichen Ringen. Schwanzspitze schwarz. Im Winter ist der Pelz mehr graugelb, weißlich gemischt. Diese Art wird nur zirka 120 cm (davon 18 cm Schwanz) groß. Aus Ost- und Südrußland, Ural, Kaukasus bekannt.

Untergattung: Eucervaria Palmer.

Lynx (Eucervaria) pardina (Oken), Parderluchs. Vom Gemeinen Luchs durch geringere Größe und kürzeren, gefleckten (nicht geringelten) Schwanz, bei dem nur das äußerste Ende schwarz ist, unterschieden. Pelz hellrostrot, mit kleinen, dunklen rundlichen Flecken. Unterseite und Innenseite der Beine aschgrau mit größeren und dunkleren Flecken als die Oberseite. Backenbart stark entwickelt. Italien (Kalabrien), Korsika, Sardinien, Sizilien, Griechenland, Kaukasus.

Lynx (Eucervaria) pardella Miller, aus Portugal und Spanien, hat hellrostgelben, schwarzgefleckten Pelz. Der Schwanz ist schwarzgefleckt und besitzt kein schwarzes Ende. Beide letzten Arten sollen im Gegensatz zum nordischen Luchs unbehaarte Sohlen besitzen. Größe wie voriger. Seine Nahrung sollen hauptsächlich Kaninchen sein. Anfang März 3—4 Junge.

Digitized by Google

Ordnung: *Pinnipedia*, Flossenfüßer.

Körper spindelförmig. Gliedmaßen zu Flossen umgewandelt, kurz. Ohrmuschel rudimentär oder fehlend. Gebiß raubtierähnlich.

Familie: Odobænidæ.

Weit aus dem Maul ragende Eckzähne im Oberkiefer. Hinterfüße nach vorn stellbar, für den Gebrauch auf dem festen Boden.

Gattung: Odobænus Brisson.

Kein äußeres Ohr. Gebiß mit 18 Zähnen. Backenzähne stumpf, mit Kauflächen.

Odobænus rosmarus (L.), Walroß. Körper plump. Schnauze aufgetrieben mit starren Borsten. Augen klein. Schwanz verkümmert und zugespitzt. Füße kurz, breit. Die Zehennägel erreichen die Spitze nicht. Pelz hellfahlbraun, bräunlich oder rotbraun. Länge bis 4 m. Die Stoßzähne bis 62 cm. Diejenigen des ♀ kleiner. Heimat das Nördliche Eismeer, Küste von Spitzbergen, Nowaja Semlja, Bäreninsel. Verirrte sind bis an die Küsten Schottlands und Irlands gekommen. Geselig lebend. Ihre Ruhe halten sie in mehr minder großen Herden auf dem Eis. Beim Klettern bedienen sie sich mit Geschick der großen Eckzähne. Stimme ein tiefes Brüllen. Nähren sich von Muscheln, Würmern, Fischen usw. Paarungszeit im Frühjahr. Ernsthafte Fehden zwischen den ♂ ♂. Trächtigkeitsdauer 9 (?) Monate. Das eine Junge wird auf dem Eis geboren und von der Mutter wütend gegen Feinde, selbst Eisbären, verteidigt. Durch die rücksichtslose Verfolgung (Elfenbein!) seinem langsamen Untergang entgegengehend.

Familie: Phocidæ.

Eckzähne klein. Hinterfüße nach hinten gerichtet, zum Gehen unbrauchbar.

Gattung: Cystophora Nillson.

Zwischen Augen und Nasenspitze beim ♂ ein aufblähbarer, längsgekielter Hautsack. Nägel stark. Gebiß mit 30 Zähnen. Backenzähne mit einfacher Wurzel und einspitzig.

Cystophora cristata (Erxl.). Klappmütze. Pelz hellgrau mit dunklen Flecken (seltener bläulichschwarz, heller nach den Seiten und der Unterseite, mit unregelmäßiger weißlicher Fleckung). ♂ mit auftreibbarem Luftsack zwischen Augen und Nasenspitze. Länge bis 2,40 m ♀ kleiner. Polarmeere (Spitzbergen, Weißes Meer). Junge Tiere im Winter oftmals an den Küsten Großbritanniens. Gehört zu den kampflustigsten Robben. Nimmt leicht den Verfolger an. Ihr Freileben ist wenig gekannt. Im April 1—2 Junge, die reinweiß geboren werden.

Gattung: Monachus Flem..

Vorderfüße kurz, äußerste Zehe am längsten. Nägel platt, stumpf, klein. Der kurzhaarige Pelz ohne Wollhaar. Gebiß mit 32 Zähnen. Backenzähne einspitzig.

Monachus albiventer (Bodd.), Seemönch. Pelz kurz, dicht. Oberseits schwarz, unten weiß oder gelblichgrau, scharf gegen die Farbe der Oberseite abgesetzt. Länge bis 3,30 m. Mittelmeerküsten, Schwarzes Meer. Außerhalb Gibraltar findet er sich bis Madeira und den Kanarischen Inseln. Auf den Illyrischen Inseln (Adria) lebt eine größere Anzahl.

Gattung: Halichœrus Nills.

Schnauze spitz, verlängert. Gebiß mit 34 Zähnen. Backenzähne (bis auf die beiden letzten) mit großer, einspitziger Krone.

Halichœrus grypus (Fabr.), Kegelrobbe. Pelz beim ♂ grau mit dunklen Flecken, oder ganz schwarz. Unterleib heller, dunkel gefleckt. ♀ einfarbig hellgrau. Nördlicher Atlan-

Digitized by Google

tischer Ozean. Ostsee, hier teils häufiger als der gemeine Seehund. Lebt in kleineren Gesellschaften als der gewöhnliche Seehund, mit Vorliebe an felsigen Küsten. Scheu. Wurfzeit in der Ostsee: Februar-März, im Atlantischen Ozean: September-Oktober. Meist nur ein Junges. Verträgt die Gefangenschaft gut.

Gattung: Phoca L.

Kopf kurz, rundlich. Füße mit starken Krallen. Gebiß mit 34 Zähnen. Backenzähne 3—5spitzig, mit Ausnahme des ersten im Ober- und Unterkiefer zweiwurzelig.

Untergattung: Erignathus Gill.

Phoca (Erignathus) barbatus Fabricius, Bartrobbe. Kopf breit, gegen die Nase zu kaum schmäler werdend. Pelz oberseits grau, Rückenmitte dunkler, ungefleckt. Unterseite weißlich. Barthaare sehr lang und stark. Länge bis 3 m. ♀ kleiner. Polarmeere, Skandinavien, Island, Rußland. Verschiedentlich im Kanal und an den Küsten Frankreichs vorgekommen.

Untergattung: Phoca propr. dict.

Phoca vitulina L., Gem. Seehund. Kopf rund mit breiter Schnauze. Pelz gelblichgrau mit bräunlichen und schwärzlichen Flecken. Unterseite gelblichweiß mit bräunlichen Flecken. Länge bis 2 m. Nördliche Küsten des Atlantischen Ozeans, die arktischen Meere bis Grönland und Spitzbergen. Südlich bis Portugal. Manchmal in den Flußmündungen heraufziehend (während eines strengen Winters einmal bis Orleans gekommen). Auch an den beiden Küsten von Nordamerika. Lebt in größeren Gesellschaften an flachen, sandigen Küsten. Nahrung besteht in Fischen, Krebstieren usw. Paarungszeit im September. Im Juni ein Junges. Gehör ausgezeichnet entwickelt. Bellt. In Gefangenschaft leicht zahm werdend, wenn es gelingt, ihn einzugewöhnen.

Untergattung: Pagophoca Trouessart.

Phoca (Pagophoca) grœnlandica Fabr., Sattelrobbe. Dem gem. Seehund ähnlich. ♂ hellgrau mit großem, halbmondförmigem Fleck, der sich von der Schulter bogenförmig zur Schwanzwurzel zieht. Schnauze bis zu den Augen schwarz. Unterseite weißlich. Länge bis 2 m, ♀ kleiner. Bewohnt die arktischen Meere. Grönländische und sibirische Küsten, Island, Spitzbergen. Teils in großen Herden. In deutschen Gewässern selten, doch mehrfach in der Nordsee beobachtet. Im März 1896 kam ein tragendes ♀ die Elbe und Moldau hinauf und wurde in Dessau gefangen, wo es in einem Gartenbassin ein Junges warf.

Untergattung: Pusa Scop.

Phoca (Pusa) hispida Schreb., Ringelrobbe. Gestalt schlanker. Kopf kleiner mit spitzerer Schnauze. Pelz bräunlichschwarz mit länglichrunden, weißlichen Ringflecken. An den Seiten heller. Unterseite gelblichweiß. Nase und Augengegend schwarz. Schnurrhaare und Nägel dunkel. Länge bis 1,80 m. ♀ kleiner. Nördliches Polarmeer. Spitzbergen, Nowaja Semlja, Finnland, Nordrußland, Norwegen, Großbritannien (Schottland, Norfolk), wo sie heute selten geworden. Verirrte im Kanal. Einige Unterarten sind unterschieden: Ph. (Pusa) hispida annelata Nilsson, eine in drei Färbungsvariationen vorkommende Form, die im Bottnischen Meerbusen und an den baltischen Küsten heimatet. Ph. (Pusa) hispida saimensis Nordquist mit dickerem Kopf, grauschwarzer Oberseite und weißen Flecken an Seiten und Unterseite. Länge 1,50 m. Auf einigen Seen Südostfinnlands. Ph. (Pusa) hispida ladogensis Nordquist mit schmalerem Schädel als vorige und schwarzer Oberseite mit undeutlichen hellen Flecken an den Flanken Variiert stark. Länge 1,50 m. Ladoga-See. In der Newa gefangen. Ph. (Pusa) hispida caspica (Gmelin) mit länglichem, schmalerem Schädel, Oberseite und Seiten blaßgraubraun mit unregelmäßigen, gelblichen Ringflecken. Unterseite gelblich. Schnurrhaare hellgelblich. Länge bis 1,80 m. Kaspisches Meer (hauptsächlich im Nordost).

Lebensweise der des gemeinen Seehunds ähnlich, hält sich aber mehr an das Küstengebiet. Paarung im Mai-Juni. Ein (selten zwei) Junge werden im März — nicht selten in Eislöchern — geboren.

Digitized by Google

Ordnung: *Rodentia*, Nagetiere.

Kleinere, meist pflanzenfressende Tiere. Im Ober- und Unterkiefer je 2 wurzellose, an der Basis stetig weiterwachsende Schneidezähne, die mehr weniger gekrümmt sind. Sie sind durch breite Lücken von den Backenzähnen getrennt.

Familie: Sciuridæ, Eichhörnchen-Artige.

Kopf breit mit verschmälerter Schnauze. Schwanz dicht behaart. Oberkiefer mit zwei, Unterkiefer mit einem Zwischenzahn.

Unterfamilie: Pteromylnæ.

Gattung: Sciuropterus Cuv.

Schwanz kürzer als der Körper. Eine behaarte Flatterhaut zwischen den Vorder- und Hinterbeinen. Gebiß mit 22 Zähnen.

Sciuropterus russicus Tiedemann, Flughörnchen. Der dichte, weiche Pelz ist oberseits fahlbraun, Flughaut und Außenseite der Beine dunkler graubraun. Unterseite weiß. Schwanz breit, zweizeilig. Winters ist der Pelz länger und bräunlichweiß mit silbrigem Schimmer. Länge ungefähr 26 cm (davon 11 cm Schwanz). Lappland, Finnland, Nordrußland, Ostseeprovinzen, Sibirien. Im Laub-Mischwald. Nachttier. Tags in Baumlöchern, Nahrung: Samen, Knospen. Paarung Januar-Februar. Im März (1. Wurf) meist 3 Junge. Ein zweiter Wurf im Mai. Vermag mittels seiner Flatterhaut von hohen Bäumen auf die Erde herabzuspringen. Leichter Winterschlaf, oftmals zu mehreren. Wird seltener (Rodung der Wälder!).

Unterfamilie: Sciurinæ.

Gattung: Sciurus L., Eichhörnchen.

Ohren groß, mit Haarpinsel. Schwanz zweizeilig buschig, so lang als der Körper. Gebiß mit 22 Zähnen.

Sciurus vulgaris L., Gem. Eichhörnchen. Sommerpelz rotbraun oberseits, mit solchem Schwanz. Unterseite weiß. Winterpelz graubraun. Länge etwa 42 cm (davon 20 cm Schwanz). Südskandinavien. Sc. vulgaris varius Kerr. mit heller rotbraunem Sommerpelz als bei den kontinentalen Formen. Der Winterpelz von hellem Silbergrau mit roten Ohrpinseln. Größe wie vorige. Nordskandinavien, Lappland, Rußland, Polen, Ostpreußen, Teile von Ungarn und Westsibirien. Sc. vulgaris leucurus Kerr. von den britischen Inseln steht der südschwedischen Form nahe, doch wird alljährlich der braune Schwanz im Herbst blasser und bleicht zu strohgelb aus. Sc. vulgaris fuscoater Altum ist oberseits lebhafter rotbraun im Sommer. Im Winter an den Seiten rauchgrau überflogen. Schwanz sommers und winters etwas dunkler, lebhaft rotbraun. Eine braunere Varietät zeigt einen schieferschwarzen Schwanz. Länge bis 40 cm (davon zirka 18 cm Schwanz). Diese Form ist die gewöhnliche in Deutschland, Österreich-Ungarn und Rumänien. Sc. vulgaris russus Miller ist vorigem ähnlich, etwas kleiner, dunkler im ganzen und nicht so lebhaft gefärbt. Schwanz im ganzen Jahr lebhaft hellkastanienbraun. Holland, durch Belgien nach Ost-, Nord- und Mittelfrankreich verbreitet. Sc. vulgaris alpinus Cuv. ist oberseits dunkelbraun, weiß übersprenkelt. Vorderfüße bis zu den Brustseiten und weiter bis zum Unterkiefer schwarz. Hinterfüße eisenrot mit schwarzer Außenseite. Ohren mit schwarzen Pinseln. Schwanz tiefschwarz. Aus den östlichen Pyrenäen. In Portugal mit Erfolg eingeführt. Sc. vulgaris numantius Miller von einfarbig graubrauner Oberseite, mit schwach rotbräunlicher Rückenmitte. Schnauze und Vorderkopf lehmgelb, Wangen kastanienbraun, Ohrpinsel schwarz. Schwanz oberseits dunkelrostrot. Unterseite weiß, gelblichrot überhaucht. Diese Form hat die Neigung dunkel zu werden. Südfrankreich, Spanien. Sc. vulgaris

Digitized by Google

infuscatus Cabr. größer und dunkler als Sc. vulg. russus, mit einem weißen Längsstreif auf der Schwanzunterseite. Oberseite dunkelkastanienbraun, mit dunklerem Oberkopf und Rücken (bei manchen Exemplaren fast schwarz). Ohrpinsel kastanienbraun mit schwarzem Ende. Mittel- bis Nordwestspanien. Sc. vulgaris seguræ Miller, voriger Form ähnlich, mit nicht so dunklem Rücken. Schwanz weniger rotbraun, mit nicht so ausgesprochenem weißen Längsband der Unterseite. Wangen hellgrau. Spanien. Sc. vulgaris baeticus Cabr. ist die kleinste europäische Form des Eichhörnchens (36 cm, davon 16 cm Schwanz). Gekennzeichnet durch den einfarbigen Schwanz von der Farbe des Rückens. Oberseits dunkelkastanienbraun. Augenringe, Wangen schmutziggelb. Sommerpelz ohne Ohrpinsel. Andalusien. Sc. vulgaris italicus Bonap. ist ein Schwärzling. Sommerpelz mehr weniger schwarz mit weißer Unterseite. Winterpelz rußiggraubraun, weiß gesprenkelt. Die weiße Unterseite ist häufig durch eine rote Binde von der Oberseite getrennt. Schwanz tiefschwarz, unterseits mit grau, fahlrot und schwarz geringelten Haaren. Gebirge von Mittel- und Südosteuropa. In der Schweiz zusammen mit russus, der aber im Gegensatz zu italicus die Täler bewohnt. Italien (Abruzzen, Defuo). Sc. vulgaris lilæus Miller aus Griechenland zeichnet sich durch dunklen, fast schwärzlichen Hinterrücken, hellbraunen Vorderrücken, Hals, Schultern aus, die Hauptfärbung ist ein graulliches Braun. Schwanz schwärzlich, unterseits oderfarbig überlaufen. Unterseite cremeweiß. Kinn und Brust helltastaniengrau.

Waldtier. Meist auf Bäumen. Baut große, runde Nester mit Seiteneingang in Astgabeln hoher Bäume. Verbringt hier ungutes Wetter und teils den Winter. Legt Vorräte an. Frißt Samen von Waldbäumen, Nüsse, Knospen, Pilze, Gelege, selbst Jungvögel. Man hat Wanderungen beobachtet (schlechte Zapfenjahre!). Zweimal jährlich bis 4 Junge.

Sciurus anomalus Gmel., Kaukasisches Eichhörnchen. Ohr ohne Pinselhaare. Unterseite, Innenseite der Beine und Ohren rostrot. Oberseite aschgrau-rötlich mit hellen Haarspitzen. Gesicht, Ohren dunkelbraun. Länge bis 40 cm (davon 18 cm Schwanz).

Gattung: Eutamias Trouessart. Backenhörnchen.

In Erdlöchern lebende kleine Hörnchen. Mit Backentaschen. Längerem, schmalerem Schädel als bei sciurus. Ohren kurz. Gebiß mit 22 Zähnen.

Eutamias asiaticus (Gmel.), Europäisches Erdhörnchen. Oberseite hellgelblich-grau mit fünf dunklen Längsstreifen, deren mittelster vom Nacken bis zur Schwanzwurzel läuft. Schwanz gelblich. Unterseite, Innenseite der Beine und Schnauze grauweiß. Länge 24,5 cm (davon 10 cm Schwanz). Nordrußland, vom Weißen Meer bis zum Ural. Von da in Sibirien. Häufiger im Laubwald. Bodentier. Unterschlupf in Erdlöchern. Sammelt Vorräte für den Winter. Nahrung wie die des gem. Eichhorns, auch animalische. Winterschlaf. Paarung im April. 2—4 Junge.

Gattung: Citellus Oken, Ziesel.

Kleiner, schlanker, gestreckter Nager mit Backentaschen. Bodentier. Ohren kurz, kaum aus dem Pelz ragend. Schwanz zweizeilig, viel kürzer als bei den Hörnchen, in der Endhälfte buschig behaart. Gebiß mit 22 Zähnen.

Untergattung: Colobotis Brandt.

Citellus (Colobotis) fulvus (Licht.), Karbysch. Augengegend, Kopfseiten, Oberkopf, Beine einfarbig, weißlich rostgelb. Oberseite hell rostgelb mit schwarzen oder schwarzgespitzten Haaren untermischt. Schnurrhaare schwarz, Schwanzhaare in der Mitte schwarz, rötlich an der Wurzel, weiß an der Spitze. Länge 45 cm (davon 10 cm Schwanz). Ostrußland. Den südlichen Teil des Uralflusses, Kirgisensteppe zwischen 49.—50. Breitegrad.

Citellus (Colobotis) rufescens (Keys.-Blas.). Über und unter den Augen ein rotbrauner Fleck. Oberseite fahl rostrot, weiß und braun betropft und gewellt. Von der Schnauze an über die Mitte des Kopfes eine braungraue Längsbinde geringelter Haare. Schnurrhaare schwarz. Fußsohle und Nägel schwarz. Länge 35,8 cm (davon 7,8 cm Schwanz). Ostrußland. Gebiete zwischen Orenburg und Kasan vom 49.—60. Breitengrad. Die nördlichste europäische Art.

Digitized by Google

Citellus (Colobotis) musicus (Ménétr.). Augenring weiß, Schwanz von viertel Körperlänge, abgeplattet, zweizeilig. Oberseite rostgelb, schwarz und weiß gemischt. Scheitel und Rücken braun gewellt. Unterseite rosträtlich mit weißen Haarspitzen. Länge 28,5 cm (davon 5 cm Schwanz). Südrußland, vom Asowschen Meer bis zum Kaukasus, dort bis zur Schneegrenze.

Untergattung: Citellus propr. dict.

Citellus (Citellus) citellus (L.), Ziesel. Pelz oberseits gelbgrau mit Schwarz und Rostgelb unregelmäßig gewellt, Augenring hellrostgelb. Unterseite heller. Lippen, Kinn, Vorderhals weiß. Länge bis 30 cm (davon bis 7 cm Schwanz). Polen, Böhmen, Schlesien, Österreich-Ungarn. C. (Citellus) citellus flavescens (Pall.) ist die besonders große (fast wie ein Murmel) Form aus den Wüsten vom Nordwest-Kaspigebiet. Ist einfarbig fahlgrau, auf dem Rücken mehr aschfarbig. Pelz grob, rauh. C. (Citellus) citellus pygmæus (Pall.) sehr klein (Größe der Wasserratte) mit sehr weichem, fahlrauem Pelz. Der Schwanz ist kurz, drehrund und nicht zweizeilig. In den Wüsten zwischen Ural und Wolga, im Westen des Kaspischen Meeres.

Bewohner baumloser Steppen und Ebenen. Hier oft ein Bau am andern. Tragen Vorräte ein. Winterschlaf. 3—8 Junge. Nahrung besteht aus Körnern, Samen, Wurzeln, grünen Pflanzen (Kleearten), daneben auch aus kleinen Tieren, wenn sie solche erwischen können — Mäusen, kleinen Vögeln. Kann landwirtschaftlich sehr schädlich werden. Bekämpfung mittels Schwefelkohlenstoff. Breitet sich mehr und mehr nach Westen aus.

Citellus guttatus (Pall.), Perl-Ziesel. Oberseite des Pelzes mit unregelmäßig angeordneten trübweißen Flecken auf bräunlichem Grund. Augenring, Brauen und ein Streif zum Ohr weiß, ebenso Lippen, Kinn und Kehle. Ein gebogener, rostgelber Fleck über den Augen. Unterseite blaß rostgelb, an den Füßen fahler werdend. Schwanz wenig zweizeilig, etwas buschig. Bei einer Varietät besteht eine schwarze Linie, die von der Kehle ab zwischen den Hinterbeinen hindurchgeht. Länge bis 28 cm (davon bis 7 cm Schwanz), Südrußland (Kiew bis Bessarabien und zur Wolga). Kommt schon bei Lemberg vor.

Gattung: Marmota Frisch, Murmeltier.

Mittelgroße, plumpe Nager, ohne Backentaschen. Schwanz kurz, buschig. Ohren kurz, etwas aus dem Pelz ragend. Sohlen nackt. Gebiß mit 22 Zähnen.

Marmota marmota (L.), Alpenmurmeltier. Schneidezähne braungelb. Pelz oberseits graufahl mit Rotbraun gemischt. Kopf braunschwarz. Schnauze und Kopfseiten gelblichgrau. Schulter und Schenkelgegend rostgelblich. Unterseite rötlichbraungelb. Lippen weißlich. Schwanz braun, rotgelb gemischt mit schwärzlicher Spitze. Jungtiere einfarbig graubraun. Länge 63 cm (davon 13 cm Schwanz). In den Gebirgen Südeuropas. Alpen, Pyrenäen, Zentralkarpathen. Höhen an der Schneegrenze. Bewohnt kolonienweise Hochgebirge oberhalb der Waldgrenze. Sonnige, felsige Hänge. Kurzes Sommerleben. Bis 10 Monate Winterschlaf im tiefen warmen Bau. Nährt sich von niederen Alpenpflanzen und Wurzeln. Paarung erfolgt nach dem Erwachen aus dem Winterschlaf. Tragzeit 6 Wochen. 2—4 Junge. Pfeifen bei Gefahr, worauf die ganze Kolonie in den Bauen verschwindet.

Marmota bobac (Schreb.), Bobak. Schneidezähne weiß. Pelz oberseits und unterseits Kopfseiten, Hals, Schulter graurostgelb mit wenig schwärzlichen Haaren gesprenkelt. Oberkopf, Scheitel, Augenring, Schnauze bräunlicher gelb. Schwanz dunkelrostgelb mit schwärzlicher Spitze. Länge 48 cm (davon 10 cm Schwanz). Früher von Galizien und Polen bis Südrußland. Weit nach Sibirien hinein. Bewohnt Ebenen und steiniges Hügelland. In großen Kolonien. Aufgeworfene Hügel, die oft der Landschaft das Gepräge geben, verraten leicht ihren Aufenthalt. Beginnen im Juni das Eintragen von Wintervorräten (Wurzeln, Gräser usw.). Beziehen Anfang September ihre Höhlen zum Winterschlaf und verstopfen ihre Röhren. Werden im März wieder munter. Im April, Mai werden die Jungen geboren. Stetig verfolgt von Haar- und Federraubzeug und vom Menschen.

Digitized by Google

Familie: Castoridæ, Biber.

Schwanz stark abgeplattet, breit, schuppig. Die 3 Mittelzehen der Hinterfüße durch Schwimmhäute verbunden. Backenzähne wurzellos, mit Schmelzfalten. Je ein Lückenzahn in jedem Kiefer.

Gattung: Castor L., Biber.

Großer, plumper Nager mit kurzem, dickem Hals und niedrigen, kräftigen Beinen. Kopf rund, Ohren kurz. An den Seiten der Geschlechtsöffnung bei ♂ und ♀ zwei Drüsensäcke, die das salbenartige, merkwürdig riechende Bibergeil (Castoreum) absondern. Gebiß mit 20 Zähnen.

Castor fiber L., Biber. Pelz dicht, kastanienbraun. Schwanz nur an der Wurzel behaart, sonst mit breiten Schuppen bedeckt. Länge des starken ♂ bis 130 cm (davon 35 cm Schwanz). An wenigen Stellen von Norwegen, Frankreich, Deutschland, Österreich, Rußland, Sibirien bis Turkestan. In Deutschland — die deutschen Biber wurden von Matschin C. albicus genannt — zwischen Magdeburg und Dessau an der Elbe, Saale, Mulde und Nuthe. (Im Jahre 1913 wurde von Amtmann Behr-Köthen das Bibergebiet bereist: er stellte 137 bewohnte Baue, 112 alte und 76 junge Biber fest.) Bewohnt kolonienweise Flußläufe, Sumpfgebiete, die mit Laubholz bestanden. Nachttier, im Wasser gewandt, an Land unbehilflich. Nahrung: Rinde und Zweige von Laubhölzern (Weide, Pappel, Erle, Esche, Linde und andere), auch Wurzeln und Wasserpflanzen. Wo man sie gewähren läßt, bauen sie ihre berühmten Dämme und Burgen und fällen dazu Bäume bis zu 30 cm Dicke. Sonst nehmen sie mit Erdbauen vorlieb, deren Röhren unter Wasser münden. Paarung im Februar. Nach eineinhalb Monaten werden 1—2 (3) 8 Tage blinde Junge geboren.

Familie: Gliridæ, Bilche.

Nicht rattengroße Nager mit behaartem Schwanz. Im Wesen zwischen Hörnchen und Mäusen stehend. Gebiß mit 20 Zähnen. Bewurzelte Backenzähne. Je ein Lückenzahn.

Gattung: Glis Briss.

Schwanz zweizeilig, buschig. Augen, Ohren (sparsam behaart) groß. 4 Zehen vorn (Daumen verkümmert), 5 hinten.

Glis glis (L.), Siebenschläfer. Pelz oberseits grau, unterseits weiß. Füße, Unterseite des Schwanzes weißlich. Ohren von Drittel Kopflänge. Schwanz buschig, zweizeilig, etwas kürzer als der Körper. Umgebung des Auges dunkelgrau, oftmals fast schwärzlich. Länge 28 cm (davon etwa 13 cm Schwanz). Mitteleuropa, von Frankreich und Belgien an, östlich bis zum Kaukasus. Von Norddeutschland bis zu den Alpen. Gl. glis pyrenaicus Cabr. mit stärkerem Schädel als voriger und mit fahlrötlich überflogenem Rücken. Auf der Rückenmitte zahlreiche schwarze Haare mit Metallschimmer. Unterseite crêmeweiß, von der Rückenfarbe durch undeutliches, schmales, rötlichgelbes Band getrennt. Schwanz graubraun. Ohren und Augenumgebung braun. Etwas größer als vorige Form. Nordspanien.

Glis italicus Barret-Hamilton. Die größere und oberseits dunklere Form (mit manchmal rötlich überflogener Unterseite) aus Norditalien und Steiermark. Mit besonders buschigem, dunklem, schwarz gespitztem Schwanz. Gesamtlänge bis 34 cm.

Glis melonii Thomas. Vorigem ähnlich. Oberseite hellgrau (ohne braunen Anflug). Schwanz sehr dicht, buschig, gegen das Ende sich verjüngend. Mit dunkler Spitze. Sardinien.

Glis insularis Barret-Hamilton, italicus ähnlich, mit weniger buschigem, hellerem Schwanz, kleiner (Gesamtlänge 29 cm). Sizilien.

Der Siebenschläfer (und seine Formen) lebt in großen Gärten, Laubwäldern usw. Nächtliche Lebensweise. Baut runde Nester mit Seiteneingang im Gezweige. Nahrung: Nüsse, Samen, Obst. Doch auch Animalisches: Gelege, Jungvögel, Insekten usw. Sammelt Vorräte. Im Sommer 3—7 Junge. In Obstgärten schädlich. Langer Winterschlaf (Siebenschläfer!).

Digitized by Google

Gattung: Dyromys Thomas.

Kopf mit schwarzen Binden, die bis zum Ohr ziehen. Schwanz buschig, besonders am Ende.

Dyromys nitedula (Pall.), Baumschläfer. Obere Schneidezähne gelb, untere weiß. Oberseite aschgraubraun, gelblich verwaschen. Oberlippe, Wangen, Unterseite scharf abgesetzt weiß. Ein schwarzes Band zieht von der Nase über das Auge bis vor das Ohr. Augen sehr groß. Ohren kurz, rund, spärlich behaart. Schwanz zweizeilig, oben von der Körperfarbe, unterseits weißlichgrau, mit etwas hellerer Spitze. Länge 17,8 cm (davon 8 cm Schwanz). Osteuropa, von Schlesien, Ungarn, durch Südrußland bis zum Kaukasus. D. nitedula intermedius (Nehring) ist die grauere, kleinere Form aus Tirol, Steiermark, Norditalien. D. nitedula wingei Nehring von Griechenland ist dem Typus ähnlich, zeichnet sich durch ein rotbraunes Querband (von den Schultern bis zu den Vorderfüßen) und lebhaft rotbraunen Rücken aus. Schwanz weniger buschig.

Ähnelt in der Lebensweise vorigem sehr. Scheint sich mehr an Pflanzenkost zu halten.

Gattung: Muscardinus Kaup.

Schwanz anliegend zweizeilig und kurz behaart. Kopf ohne schwarze Binden. Einfarbig.

Muscardinus avellanarius (L.), Haselmaus. Oberseits lehmgelblichrot, unterseits — ohne Trennungslinie — etwas heller. Kehle, Brust und Zehen weiß. Länge etwa 15 cm (davon 7 cm Schwanz). Schweden, Deutschland, Frankreich. M. avellanarius anglicus Barret-Hamilton ist unterschieden von voriger durch die sehr leuchtend orangegelb gefärbte Ober- und Unterseite, die deutlich weiße Brust und den kurzen und buschigen Schwanz. Etwas kleiner. England (selten in Schottland, nicht in Irland). M. avellanarius speciosus Dehne. Oberseits leuchtend orangegelb, unterseits cremefarbig. Brust weißlich. Trennungslinie der Rücken- und Unterseite sehr deutlich. Schwanz lang, buschig. Vor dem Ohr manchmal ein cremefarbiger Fleck. Süditalien (Sizilien?).

Dämmerungs- und Nachttier. Liebt buschiges, unterholzreiches Terrain. Besonders Haselgebüsch, dessen Früchte sie leidenschaftlich liebt. Nahrung, außer diesen, allerlei Samen, Früchte usw. Rundliches, aus Halmen geflochtenes Nest im dichten Gebüsch. Im Sommer 3—7 Junge. Winterschlaf. Entzückend in Gefangenschaft.

Gattung: Eliomys Wagner.

Schwanz nur im letzten Drittel buschig und zweizeilig behaart. Kopf mit schwarzen Binden, die über das Ohr hinausreichen.

Eliomys quercinus (L.), Gartenschläfer. Pelz oberseits rötlichgraubraun. Unterseite scharf abgesetzt weiß. Füße weiß. Ein schwarzes Band zieht von der Schnauze über das Auge bis hinter das Ohr. Ohren groß, fast nackt. Schwanz in der Wurzelhälfte von der Körperfarbe, in der Endhälfte oben schwarz, unterseits weiß, mit weißem Ende. Länge bis 23 cm (davon bis 10 cm Schwanz). Mittel- und Westeuropa (Belgien, Frankreich, Schweiz, Norditalien, Deutschland, Ungarn, Galizien und die Ostseeprovinzen) mit Ausnahme Großbritanniens. E. quercinus gymnesicus Thomas, eine Form mit kleineren Ohren, graulichen Flanken, cremefarbiger Unterseite und Wangen und weniger ausgedehnten Gesichtsbinden. Schwanz sehr dünn, mit stark betonter weißer Endquaste. Balearen. E. quercinus lusitanicus Reuvens, größer und dunkler rotbraun als der Typ. Das Schwarz des Schwanzes bildet in der Mitte einen geschlossenen Ring. Länge 26 cm (davon 12 cm Schwanz). Südspanien, Portugal.

Bevorzugt gebirgiges Terrain. Lebensweise ähnlich der aller Schlafmäuse. Nahrung ähnlich, liebt aber mehr animalische Kost: Gelege, Mäuse, Insekten. Kommt in die Häuser und Küchen, um Speck, Käse und Milch zu stehlen. Kugeliges Nest zwischen Zweigen. 3—7 Junge im Jahr. Winterschlaf, oftmals gemeinsam.

Eliomys cinctlcauda Miller, dem gewöhnlichen Gartenschläfer ähnlich. Oberseits holzbraun, Rückenmitte und Kopf heller, mit wenig schwarzen Haaren untermischt. Schultern hell kastanienbraun. Unterseits cremefarbig. Die schwarzen Kopfbänder wie bei quercinus. Das Schwarz des Schwanzes bildet ebenso wie bei lusitanicus einen geschlossenen Ring. Länge 24,4 cm (davon 10,8 cm Schwanz). Bewohnt Italien (Sorrent).

Digitized by Google

Eliomys sardus Barret-Hamilton. Ausgezeichnet durch den schwarzumringten Schwanz, dessen Wurzelhälfte graurötlich, unten weißlich ist. Länge 20,7 cm (davon 10,5 cm Schwanz). Sardinien.

Eliomys pallidus Barret-Hamilton oberseits staubgrau mit schwach rotbrauner Rückenmitte. Oberseite allmählich in die weiße Unterseite übergehend. Gesichtsbänder undeutlicher und heller als bei quercinus. Länge 25,5 cm (davon 10,8 cm Schwanz). Bewohnt Sizilien.

Familie: Muridæ, Mäuseartige.

Kleine Nager mit zylindrischem, beschupptem oder schwach behaartem Schwanz. Gebiß ohne Lückenzähne.

Unterfamilie: Gerbillinæ, Rennmäuse.

Die Rennmäuse (Gerbillinæ) sind Dämmerungstiere, die seichte unterirdische Gänge graben und bewohnen. Hauptsächlich Samen- und Wurzelfresser. Sehr scheu. Rasch in allen Bewegungen. Tragen große Vorräte ein und werden deshalb schädlich. Wasser können sie lange entbehren.

Gattung: Gerbillus Desmarest.

Mausartig, mit zylindrischem, mehr weniger behaartem Schwanz. Schneidezähne schmal, mit scharfer Mittelfurche. Gebiß mit 16 Zähnen.

Gerbillus meridianus (Gmel.). Oberseite rostgelb, dunkler auf der Rückenmitte. Unterseite, von der Oberlippe zur Schwanzwurzel und Vorderpfoten rötlichweiß. Ohren kürzer als die halbe Kopflänge, rotgelb mit weißem Rand. Schwanz gegen das Ende verschmälert, ohne Endpinsel. Länge 21 cm (davon 10,4 cm Schwanz). Südrußland zwischen Kaukasus und Kaspisee. Von da bis China.

Gerbillus ciscaucasicus Sat. Größer als vorige Form. Oberseite dunkelrotbraun, Unterseite und Innenseite der Beine weiß. Schwanz hell isabellfarbig, oberseits mit zerstreuten schwarzen Haaren, Endviertel dunkelbraun umringt. Länge 27,2 cm (davon 13 cm Schwanz). Südostrußland.

Gattung: Meriones Jll.

Ähnlich voriger Gattung. 16 Zähne. Schneidezähne gelb, schwach gefurcht.

Meriones tamariclnus (Pall.). Kopf dicker als bei G. meridianus. Oberseite dunkelrotbraun, dunkler auf der Rückenmitte. Unterseite grauweiß, an den Kopfseiten hinaufreichend bis zu den Augen und der Ohrwurzel. Ohren länglich, weniger als von halber Kopflänge, rotgelb mit weißem Fleck an der Wurzel. Vorderbeine blaßgrau vorn, rotgelb auf der Rückseite. Schenkel rotgelb mit grauem Vorderrand und fahlem Fleck auf der Mitte der Außenseite. Schwanz rostgelb, hellgeringelt, mit geringer rostroter Endquaste. Länge 29,5 cm (davon 13 cm Schwanz). Südostrußland, östlich bis Persien und Palästina.

Gattung. Rhombomys Wagner.

Im Habitus voriger ähnlich. Ohren kurz, Schwanz buschig. Gebiß mit 16 Zähnen. Schneidezähne mit drei Längsfurchen.

Rhombomys opimus (Licht.). Oberseite blaßrotgelb. Schenkelgegend dunkler. Unterseite weiß, in die Rückenfarbe langsam übergehend. Fleck an der Wurzel der Schnurren. Oberseite des Schwanzes leuchtend rostrot. Allmählich ins Schwarz der Endhälfte und der Endquaste übergehend. Schwanzunterseite blaß rostrot. Oberlippe, Augen- und Ohrgegend weiß. Die roten, runden Ohren überragen etwas den Pelz. Länge bis 39 cm (davon 17,5 cm Schwanz). Südostrußland bis Südsibirien.

Unterfamilie: Murinæ.

Gattung: Mus L.

Kleine Nager mit langem, nacktem, beschupptem Schwanz. Ohren groß, meist nackt. 16 Zähne.

Digitized by Google

Untergattung: Epimys Trouessart.

Mus (Epimys) norvegicus Erxl., Wanderratte. Oberseite rötlichbraun mit schwärzlichen Haaren gemischt. Unterseite hellgrau, weißlich. Die nackten Füße fleischfarben. Ohren von Drittel Kopflänge, fast nackt. Schwanz kürzer als der Körper mit 210 Schuppenringen. Länge 50 cm (davon 19 cm Schwanz). Ganz Europa (die ganze Erde, wo sie mehr und mehr die Hausratte verdrängt). M. (Epimys) norvegicus hibernicus Thompson, eine kleinere Form der Wanderratte mit weicherem Pelz. Oberseite grauschwärzlich mit dreieckigem oder rautenförmigem, reinweißem (nicht beständigem) Fleck auf der Brust. Unterseite heller grau. Füße, Schwanz silbergrau. Länge zirka 40 cm (davon 18,6 cm Schwanz). Irland, Hebriden.

Lebt fast nur in der Nähe des Menschen. In Dörfern und Städten. Gern in der Nähe von Kanälen, Kloaken. Bekannt und gehaßt wegen ihrer räuberischen und zerstörenden Tätigkeit. Vergreift sich auch am Geflügel. ♀ wirft zwei-, dreimal im Jahr bis 10 Junge. Krankheitsüberträger.

Mus (Epimys) rattus L., Hausratte. Oberseite dunkelgrau mit Stich ins Bläuliche. Rückenmitte schwärzlich. Unterseite, nicht scharf abgesetzt, dunkel aschgrau. Füße schwärzlich-fleischfarben. Ohren von halber Kopflänge, nackt, fleischfarbig. Schwanz länger als der Körper, dunkelgrau, mit 260 Schuppenringen. Länge 35 cm (davon 20 cm Schwanz). Ganz Europa, seit etwa 200 Jahren mehr und mehr durch die Wanderratte verdrängt. M. (Epimys) rattus intermedius Ninni. Diese französische Form ist unterschieden durch das auf die Rückenmitte beschränkte Dunkelgrau. Flanken hellgrau, unmerklich ins Weiß der Unterseite übergehend. Füße weiß. M. (Epimys) rattus ater Millais, eine glänzend schwarze Form mit reichem Pelz. Die längeren Rückenhaare mit Metallschimmer. Unterseite dunkelgrau. Schwanz länger, dünner, braunschwarz. Nach London eingeschleppt. Nordafrika, Transvaal. M. (Epimys) rattus alexandrinus Geoffr., oberseits fahlbraun mit weißen Füßen und Unterseite. Manchmal mit schwefelgelbem Fleck an der Kehle. Schwanz gelbbraun mit hellerer Unterseite. Südeuropa, von da über Mitteleuropa bis Großbritannien.

Wie vorige in der Gefolgschaft des Menschen. Zieht in Häusern die oberen Räume (Dachstühle usw.) vor. Sonst in Ställen, Scheunen usw. Biologisch voriger sehr nahe stehend. Schwächer und stetig von voriger verdrängt.

Mus (Epimys) epimelas Nehring. Einer kleinasiatischen Art ähnlich oder angehörig. Hinterrücken schwarz. Flanken grau. Unterseite weiß. Schwanz oberseits tiefschwarz, unterseits weiß, deutlich getrennt. Länge 21 cm (davon 11 cm Schwanz). Griechenland.

Untergattung: Mus propr. dict.

Mus musculus L., Hausmaus. Oberseite bräunlichgrau, unterseits ins Aschfarbige übergehend. Füße grau, Zehen fleischfarbig. Die nackten, großen Ohren grau. Der grauschwarze Schwanz hat 180 Schuppenringe. Länge 18 cm (davon 9 cm Schwanz). Ganz Europa und die ganze Erde. M. musculus poschiavinus Fatio ist oberseits dunkel schwarzbraun mit einigen steifen, glänzenden Haaren auf dem Rücken. Unterseite heller, violettschwarz. Etwas kleiner. Aus der Schweiz (Graubünden) bekannt. M. musculus hortulanus Nordmann ist oberseits gelbbraun, mit wenig Grau gemischt. Rückenmitte fahlbräunlichrot. Unterseite gelblichgrau. ♀ grauer. Schwanz kurz, oberseits dunkler als unterseits. Obere Schneidezähne orangegelb. Länge 16,2 cm (davon 6,7 cm Schwanz). Wolgogebiet Südrußlands, Ungarn, Frankreich. In Gärten. M. musculus faeroensis Clarke von den Faröern, eine größere Form, die in den Farben zwischen dem gewöhnlichen Typ und musculus muralis steht. M. musculus muralis Barret-Hamilton. Größer und robuster als der Typ. Oberseits sepiabraun mit wenigen rotgespitzten Haaren. Unterseite fahlorange, scharf getrennt gegen die Rückenfarbe. Gesamtlänge zirka 17,5 cm. Auf Steilfelsen der Insel St. Kilda, an den Küsten Westschottlands. M. musculus bicolor Tichomirov et Kortschagin ist oberseits graubraun, an den Flanken leicht rotbraun überflogen. Schnauze, Füße weiß. Unterseite weißlich mit dunkelgrauen Haarwurzeln. Schwanz weiß (manchmal oberseits bräunlich). Länge bis 13 cm (davon 6,3 cm Schwanz). Südostrußland.

Digitized by Google

Allbekannt. Stets verfolgt. In der Gefolgschaft des Menschen, in Häusern usw., seltener Gärten. Frißt alles Genießbare. Zerstört durch Nagereien noch mehr. Läuft rasch, klettert, schwimmt. Mehrmals im Jahr bis 7 Junge.

Mus wagneri Eversmann. Eine oberseits dunkel graubraune, unterseits scharf abgesetzt weiße Mäuseart mit großen behaarten Ohren. Der dicke, körperlange Schwanz, mit 130 Schuppenringen, oberseits graubraun, unterseits kaum heller. Länge bis 17,5 cm (davon 6,5 cm Schwanz). Südostrußland, Zentralasien. Wie die Hausmaus in Häusern.

Mus spicilegus Petenyi, der Hausmaus ähnlich, doch kleiner (bis 14,3 cm, davon 6,5 cm Schwanz). Oberseite von reinem Grau (ohne bräunlichen Einschlag). Unterseite weiß bis blaß fahlgelb, deutlich von der Rückenfarbe abgesetzt. Füße weiß. Ungarn. Lebt nicht in Häusern, sondern in Wäldern und Gärten. M. spicilegus hispanious Miller, eine blassere, etwas gelblicher grau gefärbte Form. Schwanz mit dunkler Rückenlinie bis zur Spitze. Ohren fein behaart. Länge etwa 13 cm (davon nur 5 cm auf den Schwanz). Spanien, Pyrenäen, Südfrankreich? M. spicilegus lusitanicus Miller, voriger ähnlich. Oberseits gelblich holzbraun, rötlich überhaucht. Flanken heller, durch hellfahlgelbe Trennungslinie von der cremefarbenen Unterseite getrennt. Länge 13,7 cm (davon 6 cm Schwanz). Portugal.

Mus sylvaticus L., Waldmaus. Graulich, leis gelblich überlaufen, Rückenmitte dunkler. Unterseite weißlich. Füße weiß. Rostgelblicher Streif quer über die Kehle. Von der Hausmaus leicht zu unterscheiden durch den braunen Fleck an der Außenseite der Ferse und größeren Mittelfuß. Länge bis 20,8 cm (davon 10,4 cm Schwanz). Schweden, Dänemark. M. sylvaticus wintoni Barret-Hamilton, lebhaft gefärbt, mit gelbbraunem Querband an Kehle und Brust und solchem kreuzenden Längsstreif. Oberseits dunkel rotbraun, unterseits reinweiß. Länge 22,7 cm (davon 11,2 cm Schwanz). England, Ostdeutschland, Westungarn, Südostfrankreich. M. sylvaticus fridariensis Kinnear, eine in Größe und Färbung wintoni ähnliche Form, heller, ohne braunes Brustband. Ohren kleiner. Shetland-Inseln (Fridarey). M. sylvaticus intermedius Bellamy. Oberseits rötlich sandfarben, mit schwarzgespitzten Haaren auf der Rückenmitte. Unterseite scharf abgesetzt, weiß. Länge bis 21,4 cm (davon 10,3 cm Schwanz). Britische Inseln, dort teils sehr häufig, Belgien, Holland, Frankreich, Italien, Korsika. M. sylvaticus celticus Barret-Hamilton. Oberseits dunkelgrau (viele Haare schwarz gespitzt), Unterseite weiß. Oberkopf rötlich. Schwanz zweifarbig, oberseits grau, unterseits weiß. Länge bis 17,4 cm (davon 8,4 cm Schwanz). Irland und die Äußeren Hebriden. M. sylvaticus hebridensis Winton. Oberseits dunkler als intermedius, unterseits erdfarbig, nicht scharf von der Rückenfarbe getrennt. ♂ durch rötlichen Pelz vom ♀ unterschieden. Länge 21,2 cm (davon 10 cm Schwanz). Äußere Hebriden. M. sylvaticus hirtensis Barret-Hamilton ohne deutliche Trennungslinie an den Flanken. Unterseite gelblicher als bei hebridensis. Kopf größer. Länge bis 20,4 cm (9,4 cm Schwanz). Insel St. Kilda. M. sylvaticus islandicus Thienemann. Pelz lang und dicht. Oberseits aschbraun, Flanken mit braunen und weißen Haaren gemischt. Unterseits weißgrau. Schwanz oberseits braun, unterseits weiß. Ohren groß, teils im Pelz versteckt. Island. M. sylvaticus cellarius Fischer, eine Form aus Rußland (St. Petersburg). Nur ein Schädel — groß, dem der folgenden Form nahestehend — bekannt. M. sylvaticus princeps Barret-Hamilton, eine große (23,4 cm, davon 11,5 cm Schwanz), wintoni ähnliche Form. Das ♂ heller rötlich oberseits, Unterseite reinweiß, manchmal mit ovalem, gelbem Kehlfleck. Rumänien. M. sylvaticus callipides Cabrera. Schwanz länger als der Körper, oberseits schwärzlich, unterseits trübweiß. Oberseite gelblichrot, auf der Rückenmitte brauner. Füße und Unterseite scharf abgesetzt weiß. Dottergelbe Flecken in Brust- und Geschlechtsgegend. Länge 18,3 cm (davon 9,5 cm Schwanz). Nordwestspanien. M. sylvatious hayi Waterhouse, bewohnt Südspanien, Portugal, Kreta, Marokko. Eine Form mit über körperlangem Schwanz. M. sylvatious dichrurus Rafinesque, eine wenig bekannte Form aus Sizilien, mit scheinbar sehr veränderlicher Färbung. M. sylvatious arianus Blanford, eine kleinere, oberseits lebhaft rotbraune Form mit gelblichgrauer Unterseite, ohne Kehlfleck; aus den Steppen zwischen Wolga und Ural, Nordostkaukasus.

In Wäldern, Vorhölzern, Gärten. Kommt oft im Herbst in die Häuser und bewohnt

Digitized by Google

dann die oberen Stockwerke, Speicher usw. Nahrung: Sämereien, Getreide, Insekten, Würmer, auch Gelege, Nestvögel. Gewandter Kletterer. Bei der Flucht fallen die Bogensprünge besonders auf. Forstschädlich durch Benagen der Rinden. Trägt Vorräte ein. Im Jahr 5 Würfe bis zu 7 Jungen. Kein Winterschlaf.

Untergattung: **Apodemus Kaup.**

Mus (Apodemus) agrarius Pallas, Brandmaus. Pelz oberseits tief rotbraun, vom Oberkopf zur Schwanzwurzel über den Rücken eine tiefschwarze Linie. Unterseite, Lippen deutlich abgesetzt weiß. Füße weißlich, oberseits mit einigen bräunlichen Haaren. Schwanz mit 120 Schuppenringen, oberseits dunkelrotbraun, unterseits weißlich. Ohren fein rötlich behaart. Länge 17,2 cm (davon 7,7 cm Schwanz). Zentral- und Osteuropa. Vom Rhein bis Westsibirien, von Holstein bis Norditalien. (Nicht in den Alpen.) Auf Feldern, Äckern, in Feldgebüschen. Nicht im Wald. Nahrung: Getreide, Knollen, Würmer, Larven usw. Ihre Schlupflöcher gräbt sie in die Erde, wo sie auch Vorräte anlegt. 3—4mal im Jahr bis zu 8 Jungen.

Mus (Apodemus) minutus Pallas, Zwergmaus. Ohr von Drittel Kopflänge. Schwanz um ein Fünftel kürzer als der Körper, oberseits braun, unterseits aschfarbig. Pelz oberseits rotbraun. Unterseite, Füße weiß. Länge 10,5 cm (davon 4,7 cm Schwanz). Südostrußland bis Sibirien. M. (Apodemus) **minutus agilis Dehne**, oberseits weniger rot als bei **minimus** von England. Unterseite gelb verwaschen und dadurch gegen die Oberseite wenig kontrastierend. Schwanz länger als Kopf und Körper. Länge 14,4 cm (davon 7,6 cm Schwanz). Nördliches Europa (Deutschland). M. (Apodemus) **minutus campestris Dosmarest** ist oberseits lebhaft rostorange (fast wie **minimus**), doch ohne scharfe Trennungslinie gegen die Unterseite. Unterseite gelblicher als vorige. Ohren fein behaart. Westliches Mitteleuropa (Südfrankreich, Belgien). M. (Apodemus) **minutus minimus White** hat oberseits lebhaft orangerötlichen Sommerpelz, sehr deutlich abgesetzt gegen das reine Weiß der Unterseite. Winterpelz weniger lebhaft gefärbt. Länge 13,2 cm (davon 6,7 cm Schwanz). England und nordwestliches Frankreich. M. (Apodemus) **minutus pratensis Ockskay** mit oberseits rostrotem Pelz (Haare an der Wurzel aschgrau), der am Rücken etwas dunkler wird. Schnauze, Brust, Unterseite und Innenseite der Beine weiß (die weißen Haare mit weißer Wurzel). Rücken und Bauchfarbe nicht scharf getrennt. Die rostroten Schnurrhaare mit schwarzer Spitze. Schwanz schuppig, mit wenig steifen Haaren geringelt, oberseits rötlich, unterseits gelblich weiß. Schneidezähne dunkelbraun mit weißer Spitze. ♀ größer als das ♂. Länge 11,8 cm (davon 5,5 cm Schwanz). Westungarn und Rumänien.

An Waldrändern, auf Wiesen, im Buschwerk und ähnlichen Orten. Im Herbst auch in Scheunen usw. Zierliches Nest (bis 1 m hoch, frei im Gezweige), rund mit Seiteneingang. Klettert flink und sicher im Gezweig. **Benutzt den Schwanz als Greifschwanz.** Nahrung: Insekten, Sämereien, Getreide, von dem sie auch einträgt. 3—4mal im Jahr bis zu 9 Jungen.

Mus (Apodemus) meridionalis Costa. Oberseits eisengrau mit fahlroter Unterseite. Schnauze weiß. Auf der Schulter ein fahlroter Fleck. Die norditalienische Form oberseits zimmetfahl, unterseits weiß. Länge 14 cm (davon 6 cm Schwanz). Süd- resp. Norditalien.

Gattung: **Acomys Geoffroy, Stachelmaus.**

Von voriger Gattung durch die platten, gefurchten Stacheln unterschieden, die sich hauptsächlich und dicht unter dem Wollhaar des Rückenpelzes finden. Gebiß wie bei Gattung **Mus**. Die Gattung ist hauptsächlich afrikanisch. Wüsten- und Steppentiere.

Acomys dimitiatus minous Bate. Die feinen, ungefähr 1½ cm langen Stacheln bilden auf dem Rücken nur eine schmale dunklere Linie. Flanken braungelb, scharf gegen die weiße Unterseite abgesetzt. Nase, Pfoten und ein Fleck am Auge weiß. Schwanz oberseits hellbraun, unterseits weiß. Länge 22,5 cm (davon 11,3 cm Schwanz). Kreta. Die Felsgebiete zwischen Khania und Suda.

Digitized by Google

Unterfamilie: **Cricetinæ, Hamſterartige.**

Gattung: Cricetus Leske.

Niedrig geſtellte, plumpe, kurzohrige Nager. Backentaſchen. Schwanz ſtummelartig mit ſpärlichen Haaren. Füße mit Grobnägeln. Gebiß mit 16 Zähnen. Backenzähne bewurzelt, ihre Kronen mit Höckern.

Cricetus cricetus (L.). Hamſter. Oberſeite hellbräunlichgelb (Haare mit ſchwarzen Spitzen). Unterſeite ſchwarz. Schnauzenſpitze, Lippen, Kehlgegend, Füße gelblichweiß. Oberkopf rotbraun. Länge 33 cm (davon 3 cm Schwanz). Mitteleuropa (von Frankreich, Belgien, Deutſchland noch Rußland und Aſien). Soll Anno 1870 mit Lebensmitteltransporten von Deutſchland noch Paris verſchleppt worden ſein. C. cricetus niger (Schreb.) iſt wahrſcheinlich nur eine melaniſtiſche Form. Füße ganz ſchwarz. Kommt mit dem gewöhnlichen Typ zuweilen in dem gleichen Gebiet vor. C. cricetus canescens Nehring iſt oberſeits dunkelgrau, unterſeits heller ſchwarz. Kleiner, mit im Verhältnis größeren Ohren. Belgien (ganzes Rheintal?). C. cricetus rufescens Nehring mit oberſeits fuchsrotem Pelz, heller an den Flanken. Unterſeite tief ſchwarz. Die kleineren Ohren weißgerandet. Südoſtrußland (Ural, vielleicht auch Wolga und Dnjepr). C. cricetus nehringi Matschie, dem Typus ähnlich, oberſeits braungelb, unterſeits — ſcharf abgeſetzt gegen die Rückenfarbe — tiefſchwarz. Ohren kleiner, mit 1 mm breitem, weißem Rand. Kopf und Halsſeiten dunkelrotbraun. Füße ſchwächer. Schädel ſchmaler und kürzer. Rumänien, untere Donau. Wahrſcheinlich bis Odeſſa. C. cricetus stavropolicus Satunin. Oberſeite bräunlich, ſchwarz und rötlich gemiſcht. Schnauze, Ohrengegend rotbraun. Ohren außen dünn rötlich behaart, innen und Rand weiß. Schnauzenſpitze, Lippen, Wangen, Kinn, Flecken auf den Halsſeiten und den Vorderbeinen weiß. Kehle, Bruſt, Außenſeite der Vorderbeine tief ſchwarz, gegen den Bauch zu etwas heller. Füße weiß. Südrußland (Gouv. Stavropol).

Steppen- und Bodentier. Bevorzugt tiefgründigen, trocknen, zum Graben geeigneten Boden (Getreidefelder). Legt tiefe Baue an, trägt in den Backentaſchen große Vorräte an Körnern ein. 25—100 Pfund in einem einzigen Bau! Frißt außer Körnern auch Mäuſe, Gelege, Inſekten uſw. Zweimal jährlich 6—15 Junge. Bei warmem Wetter unterbrochener Winterſchlaf. Wegen ſeiner großen Schädlichkeit überall verfolgt (mit Schwefelkohlenſtoff in den Bauen erſtickt). Geſtellt, wütend um ſich beißend und den Feind anſpringend.

Cricetus fuscatus Brandt. Dieſer Hamſter iſt am ganzen Körper koſtanienrotbraun. Oberſeits dunkler, unterſeits heller. Schnauzenſpitze, Kinn, Kehle, Füße weiß. Die faſt unbehaarten Ohren fleiſchfarbig. Länge 35,1 cm (davon 5,1 cm Schwanz). Vorkommen unbekannt.

Gattung: Mesocricetus Nehring.

Ohren kurz. Schwanz ſo kurz, daß ihn die langen Haare des Hinterrückens verdecken. Körper an den der Waſſerratten erinnernd. Schädel etwas anders geformt als bei voriger Gattung. Gebiß mit 16 Zähnen.

Mesocricetus newtoni Nehring, oberſeits grau mit Schwarz gemiſcht. Dunkler am Hals und Oberkopf. Unter den Ohren beginnt ein ſchwarzes Band, zieht zu den Schultern, biegt hier nach vorne — breiter werdend — auf die Bruſt ſich ausdehnend, von da nach den Vorderfüßen. Schnauze graugelb. Kinn, Lippen, Füße weiß. Unter den Augen mit braunem, angrenzend an den Wangen ein goldgelber Fleck. Unterſeite, Flanken graugelb. Schwanz oberſeits braun, unterſeits gelb. Länge 16 cm. Öſtliches Bulgarien, Rumänien (Balkan?). Soll weniger wütendes Temperament als unſer Hamſter beſitzen.

Mesocricetus nigriculus Nehring. Oberſeits bloß roſtfarben, ſchwarz überflogen. Schnauze Ohren heller. Flanken weißlich, Unterſeite ſchwarz, rückwärts heller werdend. Augenlider, Linie von den Halsſeiten zu den Schultern, Kehle, Bruſt ſchwarz. Pfoten weiß. Schwanz ſehr kurz, im Pelz verborgen. Ohren größer als bei vorigem. Länge 22,5 cm (davon 1,5 cm Schwanz). Nördlicher Zentralkaukaſus. Steppen des Kuban, Kreis Nowogeorgiewsk.

Digitized by Google

Mesocricetus raddei Nehring. Größerer Schädel. Pelzfärbung vorigem ähnlich. Band unter den Ohren, Fleck auf der Bruſt. Kehle tiefſchwarz. Unterſeite trübſchwarz. Hinterpfoten, Schwanz, Vorderpfoten vom Vorderarme an, Kinn weißlich. Flanken weißlich. Ohren kleiner als bei voriger Art. Länge 25,5 cm (davon 2,5 cm Schwanz). Nordoſt-Kaukaſus.

Gattung: Cricetulus A. M. Edwards.

Schädel länger als bei letzter Gattung. Vorderbeine ſchwächer, mit Krallen, die beim Gehen den Boden nicht berühren und deshalb nicht abgenutzt werden (im Gegenſatz zur Gattung Cricetus). Ohren und Schwanz (nicht im Pelz verſteckt) mittelgroß. Backentaſchen. Färbung weniger bunt. Gebiß wie vorige. Unterſeite hell.

Cricetulus accedula (Pall.). Pelz weich, oberſeits gelblichaſchgrau, braun gemiſcht. Unterſeite heller aſchfarbig, ohne ſcharfe Trennung gegen die Oberſeite. Dunkler an Kopf und Rücken. Schnauze weiß. Ohren oval, abgerundet. Schwanz drehrund, weiß, mit brauner, ſchmaler Rückenlinie. Länge 12,2 cm (davon 2,2 cm Schwanz). Südoſtrußland zwiſchen Ural und Wolga.

Cricetulus eversmanni (Brandt). Oberſeite, Kopf, Flanken, Schultern, Außenſeite der Vorderfüße, Hinterſeite der Hinterfüße bräunlichroſtrot. Bruſt zwiſchen den Vorderbeinen blaßroſtrot. Lippen, Kehle, Unterleib und Pfoten weiß. Schwanz weiß mit blaßroſtroter Rückenlinie. Länge 17,3 cm (davon 2,3 cm Schwanz). Südoſtrußland (Orenburg).

Cricetulus phæus (Pall.). Pelz weich, oberſeits aſchgraubraun, mit längeren, dunkleren Haaren auf der Rückenmitte. Oberſeite des Kopfes, Geſicht reiner grau. Schnauze, Unterſeite, Füße weiß. Schwanz weiß, mit brauner Linie auf dem Rücken. Die behaarten Ohren aſchgraubraun. Länge 11,1 cm (davon 2,3 cm Schwanz). Südoſtrußland. Wolga bis zum Kaſpiſee. Kommt in Häuſer und Städte. Sammelt Vorräte wie unſere Art.

Cricetulus atticus Nehring. Kleiner, aber in der Färbung C. phæus naheſtehend. Mit größeren, ſtark behaarten Ohren. Oberſeits aſchgrau mit wenigen ſchwarzgeſpitzten Haaren. Unterſeits weiß, deutlich gegen die Flanken abgeſetzt. Schwanzwurzel und Oberſeite des Schwanzes ſchwarzgrau. Fußſohlen mit ſechs Schwielen. Länge 10,7 cm (davon 2,2 cm Schwanz). Griechenland (Attika).

Cricetulus arenarius (Pall.), Pelz weich, oberſeits weißlich aſchgrau. Unterſeite bis zu den Flanken reinweiß, ſcharf gegen die Rückenfarbe abgeſetzt. Füße und Schwanz weiß, dieſer mit ſchmalbrauner Linie auf der Oberſeite. Ohren länglichoval, aſchfarbig mit weißer Spitze. Kopf länglich, weißlich, mit ſpitzer Schnauze. Schnurren ſchwarz. Beine kurz und ſchwach. Länge 12 cm (davon 2,3 cm Schwanz). Südoſtrußland. Von der Krim bis zur Wolga und zum Kaſpiſee. Mittelaſien.

Unterfamilie: Microtinæ.

Gattung: Evotomys Coues.

Wühlmäuſe mit behaartem, mittelgroßem Schwanz. Ohren behaart, ragen wenig aus dem Pelz hervor. Kopf dick mit rundlicher Schnauze. Gebiß mit 16 Zähnen. Backenzähne mit winkligen Schmelzfalten.

Untergattung: Evotomys propr. dict.

Evotomys norvegicus Miller. Oberſeits dunkelroſtbraun mit ſchwarzen Haaren untermiſcht. Geſicht, Wangen, Flanken hellbräunlich. Schnauze an der Seite etwas gelber. Unterſeite hellkaſtaniengrau, mit Gelb auf der Mittellinie verwaſchen. Füße weiß mit dunklem Fleck an der Innenſeite der Ferſe. Ohren faſt nackt außen, mit roten, kurzen Haaren innen. Schwanz oberſeits braun, unterſeits weißlich. Schädel groß. Länge 22,6 cm (davon 5,6 cm Schwanz). Norwegen, nördlich vom 67. Grad.

Evotomys skomerensis Barret-Hamilton. Oberſeits hell zimt- bis trapprötlichbraun, Geſicht, Wangen, Flanken fahlbraungrau, allmählich in die Rückenfarbe übergehend, Hinterrücken und Schwanzoberſeite dunkelbraun. Unterſeite (auch des Schwanzes), Füße, Pfoten weiß. Ohren außen faſt nackt, innen hellzimtfarbig behaart. Länge 17,5 cm (davon 6,1 cm Schwanz). Inſel Skomer (Iriſche See).

Digitized by Google

Evotomys nageri (Schinz). Sommerpelz zimtbräunlich mit schwärzlichen Haaren gemischt. Gesicht, Wangen, Flanken hellbraun. Kopfseiten blaßisabell. Unterrücken blaßbraun, rötlich verwaschen auf der Rückenmitte (diese Farbe kontrastierend mit der Farbe des übrigen Rückens). Unterseite hellrauchgrau, auf der Mitte gelblich verwaschen. Füße weiß. Ohren fein behaart, dunkelrötlich. Schwanz oberseits dunkelbraun, unterseits weiß. Länge 22,5 cm (davon 5,5 cm Schwanz). Bewohnt die Nadelwälder der Schweiz. E. nageri hallucalis Thomas, mit längerem Schwanz, stärkerem Schädel und schmaleren Schneidezähnen. Unterleib etwas weißer. Länge 18,1 cm (davon 6,6 cm Schwanz). Italien (Kalabrien) bis zu Höhen von 1000 m.

Evotomys vasconiæ Miller. Ähnlich E. norvegicus, doch weniger rot und die schwärzliche Rückenmitte weniger scharf begrenzt. Seiten etwas dunkler. Schwanz kürzer und fein behaart, Zähne stärker, Nasenlöcher größer. Länge 21,2 cm (davon 5,2 cm Schwanz). Bewohnt das südwestliche Frankreich.

Evotomys cæsarius Miller von der Insel Jersey (Kanal) steht durch Schädelgröße der Inselform des Irischen Meers nahe, hat aber breitere Schnauze, kürzeren Schwanz und dunklere Farbe. Füße dunkelgrau, der behaarte Sohlenteil dunkelbraun. Länge 14,5 cm (davon fast 5 cm Schwanz).

Evotomys rutilus (Pallas), der ein Fünftel des Körpers messende Schwanz ist stark behaart. Winterpelz oberseits, ebenso Ohren hellkastanienbraun, mit schwarzen Haaren gemischt. Flanken ockergelb. Unterseits schmutzig- oder cremeweiß. Füße weißlich. Schwanz oberseits rotbraun, unterseits weiß. Länge 16 cm (davon 3,5 cm Schwanz). Arktisches Europa und Asien.

Evotomys glareolus (Schreb.), Waldwühlmaus. Schwanz groß. Pelz oberseits dunkelzimtbraun, an den Seiten fahlbraun werdend. Unterseite weißlich, gut abgesetzt gegen das Braun. Schwanz oberseits braun, unterseits weiß. Füße weiß, bräunlich überhaucht, die halbkopflangen Ohren von der Rückenfarbe, innen mit langem Haarstreif. Länge zirka 18 cm (davon zirka 4,7 cm Schwanz). Westliches Mitteleuropa (Belgien, Holland, Frankreich, Dänemark, Mitteldeutschland). E. glareolus britannicus Miller. Voriger ähnlich. Füße und Schwanz kürzer. Pelz etwas dunkler. 19,2 cm (davon 4,6 cm Schwanz). Großbritannien. E. glareolus suecicus Miller von Südschweden, kennzeichnet sich durch die rauchgraue Unterseite und das auf die Rückenmitte beschränkte dunkle Oderrot (ohne auf die Flanken überzugreifen). Füße grau. E. glareolus helveticus Miller. Winterpelz mit undeutlicher roter Rückenmitte. Unterseite weißgrau, gelb verwaschen. Schwanz oberseits fast schwarz, unterseits weißlich. Füße weiß. Schweiz und Ostfrankreich. In den Ebenen, oder doch nur in geringen Höhen. E. glareolus istericus Miller ist blasser gefärbt, oberseits hellrostgelb, schwärzlich gemischt. Flanken fahlgrau. Unterseite cremeweiß oder gelblich. Füße weißlich. Schwanz oberseits dunkelbraun, unterseits weißlich. Länge 14 cm (davon 4,4 cm Schwanz). Rumänien, Österreich-Ungarn, Ostdeutschland, Donautal.

Aufenthalt an Waldrändern, Laubgehölzen und ähnlichen Örtlichkeiten. Auch tagsüber lebendig. Klettert gut. Vorliebe für tierische (Insekten, Gelege usw.), doch auch Pflanzen- und Körnernahrung. Forstschädlich durch Benagen der Rinde junger Bäumchen. 3 bis 4mal jährlich 6—8 Junge.

Untergattung: Craseomys Miller.

Evotomys (Craseomys) rufocanus (Sundevall). Schädel groß. Pelz lang, dicht. Rückenzone schmal, lebhaft gefärbt und sich gut abhebend von der hellgrauen Flankenfarbe. Wangen, Kopfseiten, Schnauze etwas dunkler grau. Unterseite schmutzigweiß. Schwanz oberseits braun, unterseits trübweiß. Füße weiß. Länge 19 cm (davon 4 cm Schwanz). Nördliches Schweden und Norwegen.

Gattung: Microtus Schrank.

Wühlmäuse mit kürzerem (drittelkörperlang) Schwanz und Ohren als vorige Gattung. Sohlen mit 6 Schwielen. Gebiß mit 16 Zähnen. Backenzähne mit winkligen Schmelzfalten, deren Form individuell variiert.

Digitized by Google

Microtus arvalis (Pall.), Feldmaus. Pelz oberſeits gelblich braun. Unterſeite und Füße ſchmutzigweiß, nicht ſcharf gegen die Rückenfarbe abgeſetzt. Schwanz von drittel Körperlänge, undeutlich zweifarbig — unterſeits trübweiß. Ohren behaart, wenig aus dem Pelz ſehend. Länge etwa 14 cm (davon 3 cm Schwanz). Ganz Europa bis Weſtſibirien. Nicht in Großbritannien. Überall häufig. M. arvalis meridianus Miller, blaſſer gefärbt als deutſche Stücke, mit fahlgelblich verwaſchener Unterſeite. Etwas größer als der Typ. Pyrenäen. Bewohnt Felder, Äcker in teils ungeheurer Zahl. Seltener in Wäldern und an Waldrändern. Wo ſie lebt, ſteht manchmal Bau an Bau, die Erde zeigt ſich vollkommen durchlöchert. Legt Vorräte an. Nicht Winterſchläfer. Nahrung: allerlei Körner (Getreide), Rüben, Kartoffeln uſw. Gelegentlich auch ſolche aus dem Tierreich. 5 bis 7mal im Jahr bis zu 8 Jungen. Ein Paar kann mit ſeinen Kindern ſich im Jahr auf etwa 200 Exemplare vermehren. Zieht im Herbſt in großer Menge in Scheunen und zehntet auch dort das Getreide. Mit allen Mitteln bekämpft. Leider bekämpft der Menſch auch ſeine beſten Freunde: Buſſard, Eulen, Wieſel uſw., die ganz anders der Vermehrung dieſer Nager ſteuern könnten.

Microtus hartingi Barret-Hamilton. Pelz oberſeits rötlicholiv, ſchwarz gemiſcht. Unterſeite weiß, ſchwach gelblich (am Kinn etwas deutlicher) überflogen. Füße, Pfoten gelblich. Die Trennungslinie zwiſchen Ober- und Unterſeite deutlich. Schwanz gelblich, unterſeits heller. Ohren etwas aus dem Pelz ragend. Steht einer kleinaſiatiſchen Art (M. guentheri) nahe, hat aber größeren Schädel und iſt oberſeits gelblicher, unterſeits weißer. Länge 13,4 cm (davon 2,7 cm Schwanz). Griechenland (Theſſalien). Vor einigen Jahren als bedeutender Schädling aufgetreten.

Microtus socialis (Pallas). Pelz weich, länger und weniger dicht als bei arvalis. Oberſeits blaßgrau, an den Seiten weißlich werdend. Unterſeite und Füße weiß. Ein Teil der Rückenhaare braungeſpitzt. Schnauzenſpitze braun. Schwanz gelblichgrau mit ſchmalbrauner Rückenlinie. Ohren kurz, faſt nackt, mit Haarſaum. Länge 13 cm (davon 2,4 cm Schwanz). Südoſtrußland, Weſtſibirien, Perſien.

Microtus agrestis (L.), Erdmaus. Pelz oberſeits graubraun, an den Seiten heller. Unterſeite weiß, gut von der Rückenfarbe abgeſetzt. Füße bräunlichweiß. Schwanz im Verhältnis länger als bei der Feldmaus, deutlich zweifarbig: oberſeits dunkelbraun, unterſeits weißlich. Ohren behaart und den Pelz mehr überragend. Länge bis 20 cm (davon bis 4 cm Schwanz). Nord- und Mitteleuropa. Bewohnt dort Wälder (nicht Wieſen). In den Alpen die Täler. Für die Hebriden iſt die Form M. agrestis exsul Miller aufgeſtellt worden. Sie iſt oberſeits bräunlich, häufig hellockergelb verwaſchen und etwas kleiner. M. agrestis neglectus (Jenyns) ebenfalls kleiner, oberſeits bräunlichroſtrot, unterſeits gelblich überlaufen. Schädel kleiner als beim Typus. Länge 15,6 cm (davon 3,3 cm Schwanz). Mitteleuropa bis Mittelrußland. M. agrestis campestris (Blas.) iſt oberſeits dunkelbraungrau, Flanken heller, roſtfarbig verwaſchen. Unterſeite weiß. Länge 13,3 cm (davon 3,3 cm Schwanz). Dänemark, Nordweſtdeutſchland. M. agrestis rosianus Barb. du Bocage aus Portugal mit oberſeits roſtrotem, ſchwarzverwaſchenem Pelz und gelblichen Flanken. Unterſeite weißlich. Füße graubraun. Ohren ziemlich groß, behaart. Schwanz zweifarbig mit weißem Ende. Länge 12,2 cm (davon 3,6 cm Schwanz). An Waldrändern, auf Waldblößen. Meiſt im dichten Geſtrüpp. Auch tags lebendig, ſchwer zu beobachten. Nahrung meiſt aus dem Pflanzenreich. Forſtſchädlich wegen Rinden-, Wurzel- und Nadelfraß. Neſt rundlich, dicht über oder dicht unter der Erde — verſteckt. Bis 4 Würfe mit 4—7 Jungen jährlich.

Microtus orcadensis Millais. Winterpelz oben dunkelſandbraun. Wangen, Flanken roſtfarbig verwaſchen, Bruſt heller. Unterſeite rötlichſandfarbig, nicht ſcharf gegen die Flanken abgeſetzt. Füße, Schwanz gelblich. Eine braune Linie auf dem Schwanzrücken. Schwanzſpitze weiß. Ohren am Innenrand ſtark behaart, innen wenig, gar nicht an der Spitze. Sommerpelz kürzer, mehr zimtbraun. Schädel grob. Länge 17 cm (davon 3 cm Schwanz). Bewohnt die Orcaden und Shetlandsinſeln.

Microtus sandayensis Millais iſt kleiner als vorige Art. Grauer gefärbt, Unterſeite nicht ſo hübſch braun. Rückenlinie des Schwanzes weniger deutlich oder gar nicht ausgeprägt,

Digitized by Google

Gebiß mit ſchwächeren Zähnen. Inſel Sanday (Nordoſtarcaden). M. sandayensis westræ Miller iſt blaſſer als vorige Form, oberſeits faſt rußbraun, unterſeits helladergelb. Inſel Weſtrae (Nordorcaden).

Microtus saralus Miller. Habitus und Pelz oberſeits ähnlich wie agrestis, aber dunkler und rötlicher. Unterſeite hellgrau mit deutlicher Trennungslinie. Länge 16,2 cm (davon 4,2 cm Schwanz). Inſel Guerneſey.

Microtus ratticeps (Keys. et Blas.), Nordiſche Wühlratte. Ohren faſt von halber Kopflänge, über den Pelz herausragend. Pelz oberſeits dunkelraſtrat. Flanken heller, gelblich graubraun. Unterſeite ſcharf abgeſetzt weiß. Füße graubraun. Schwanz länger als ein Drittel des Körpers, zweifarbig — oben dunkelbraun, unten weiß, Spitze graubraun. Ohren in der oberen Hälfte, innen und außen fein graubraun und rötlichgelb behaart. Die langen Haare der Kopfſeiten die Ohrwurzel bedeckend. Fußſohle mit 6 Schwielen. Es kommen auch bräunlichſchwarze Stücke vor. Länge 17,4 cm (davon 4,9 cm Schwanz). Lappland, Nordoſtdeutſchland, Nordweſtrußland. M. ratticeps stimmingi Nehring, voriger in Farbe und Größe ähnlich. Der Schädel aber ſchmaler. Backenzähne ſchwächer. Länge 15,5 cm (davon 4,5 cm Schwanz). Brandenburg (Havel).

Lebt in Waſſernähe. Guter Schwimmer. Gräbt flache Gänge unter der Erdoberfläche, wirft kleine Haufen auf. Bau gern am Rande von Gräben. Nahrung meiſt pflanzlicher Natur. Wahrſcheinlich mehrere Würfe bis zu 7 Jungen jährlich. In früherer Erdperiode weiter verbreitet (ganz Deutſchland). Relikt aus der Eiszeit oder langſam von Nordoſt einwandernd?

Microtus arenicola (Sélys). Ohren faſt im Pelz verſteckt. Haare an der Wurzel ſchieferſchwarz, an der Spitze rötlichbraun. Unterſeite ſchmutzigweiß. Schwanz oberſeits wie der Rücken mit blaſſerer Unterſeite und ſchwarzer Spitze. Länge zirka 18 cm (davon 4,3 cm Schwanz). Holland.

Microtus œconomus (Pall.). Oberſeite ſchwarz- und gelbgemiſcht mit ſchwärzlicher Rückenmitte. Unterſeite weißlichgrau. Die Wurzel der Haare braun. Ohren im Pelz verborgen. Schwanz von drittel Körperlänge, oberſeits braun, unterſeits weiß. Länge 14,4 cm (davon 4,3 cm Schwanz). Oſtrußland (Ural) und ganz Sibirien. Dieſe Art iſt ratticeps ſo ähnlich, daß es vielleicht — nach Paliakoff — geraten ſcheint, ratticeps als Unterart zu œconomus zu ſtellen.

Microtus uralensis (Pallakoff). In Größe und Farbe ratticeps ähnlich, mit abweichendem Gebiß. Südoſtrußland zwiſchen Kaſpiſee und Kaukaſus (Gouv. Orenburg).

Microtus cabrerai Thomas. Pelz lang und weich. Oberſeits olivbraun, Unterſeite (nicht ſcharf abgeſetzt) heller. Füße groß, ſtark, mit 6 Sohlenſchwielen. Schwanz kurz, oberſeits bräunlichweiß, unterſeits weiß. Schädel und Backenzähne beſonders ſtark. Länge zirka 14 cm (davon 3,4 cm Schwanz). Nordſpanien, Sierra de Guadarrama bis zu 1300 m Höhe.

Microtus asturianus Miller. Durch Schädelmerkmale beſonders ausgezeichnet. Pelz oberſeits fahl lehmgelb, auf der Rückenlinie ſchwärzlich. Flanken heller. Unterſeite dunkelgrau, fahl verwaſchen. Schwanz zweifarbig, oben fahlgrau, unten bräunlichgrau. Länge 15,7 cm (davon 3,7 cm Schwanz). Spanien.

Microtus angularis Miller. Hauptſächlich durch Schädel- und Gebißmerkmale unterſchieden. Färbung wie bei der Feldmaus. Schwanz länger. Länge 15,6 cm (davon 4,1 cm Schwanz). Transſylvanien.

Microtus levis Miller, der Feldmaus ähnlich, mit längerem, ſchmalerem Schädel. Länge 14,8 cm (davon 3,8 cm Schwanz). Rumänien.

Microtus parvus Sat. Beſonders klein, mit kleinen, kaum den Pelz überragenden runden Ohren. An den Sohlen der Hinterfüße 5 Schwielen. Oberſeits hell und dunkelbraun gemiſcht. Seiten heller. Unterſeite gelblichweiß. Schwanz oberſeits braun, unterſeits gelblich weiß. Länge: ♂ 11,8 cm (davon 2,5 cm Schwanz), ♀ etwas größer. Südoſtrußland.

Untergattung: Chionomys Miller.

Microtus (Chionomys) nivalis (Martins), Schneemaus, Alpenwühlmaus. Oberſeits rauchgrau, auf dem Rücken dunkler. An den Seiten manchmal fahlgelb. Unterſeite trübweiß. Füße, Schwanz weißlich. Schwanz oberſeits braun überflogen, doch nicht zweifarbig. Ohr von drittel Kopflänge, wenig aus dem Pelz ragend, Länge 18,5 cm (davon

Digitized by Google

6,5 cm Schwanz). Hochgebirge der Schweiz, Bayern, Tirol. Apennin. M. (Chionomys) nivalis aquitanius Miller aus den östlichen Pyrenäen (1600 m) ist nur durch Zahnmerkmale gekennzeichnet, sonst dem Typus ähnlich. Etwas kleiner.

Bewohnt das Hochgebirge oberhalb der Baumgrenze. Nahrung: Kräuter, Wurzeln, von denen sie Vorräte anlegt. Kein Winterschlaf. Kommt auch in Häuser, Sennhütten. 2 Würfe bis zu 7 Jungen im Jahr. Nicht scheu, auch tagsüber munter.

Microtus (Chionomys) ulpius Miller. Durch Zahnmerkmale gekennzeichnet. Dem Typus ähnlich, dunkler. Schwanz zweifarbig, oberseits braun. Länge zirka 19 cm (davon 5,8 cm Schwanz). Östliches Ungarn. Vielleicht auch die transsylvanischen Alpen bis zu den Karpathen.

Microtus (Chionomys) lebruni (Crespon). Schädel kleiner, Zähne schwächer. Kleiner und blasser als nivalis, mit weißem Schwanz. Oberseits einfarbig hellgrau. Länge 18,8 cm (davon 6,6 cm Schwanz). Südfrankreich. M. (Chionomys) lebruni leucurus (Gerbe) ist oberseits blaß rauchgrau, leicht braun verwaschen. Die Form steht zwischen nivalis (Schädel) und lebruni (Habitus). Länge 18,8 cm (davon 6,8 cm Schwanz). Französische Alpen (1600 m Höhe).

Microtus (Chionomys) gud Sat. Verwandt mit nivalis, scheint sie im Kaukasus zu ersetzen. Pelz langhaarig, weich. Oberseits hellgraubraun, mit wenig schwarzen Haaren gemengt, unterseits weiß. Schnauzenumgebung weißlich. Füße, Schwanz sparsam weiß behaart. Ohren knapp den Pelz überragend. 5 Schwielen an den Vorder-, 6 an den Hinterfüßen. Sohlen weiß behaart. Länge 20,3 cm (davon 8,2 cm Schwanz). Zentral-Kaukasus, in 2300 m Höhe.

Gattung: Pitymys Mac Murtrie.

Gedrungenere Formen als bei voriger Gattung. Augen klein. Ohren, Schwanz, kaum ein viertel Körperlänge, sehr kurz. Hintere Fußsohlen mit 5 Schwielen. Gebiß mit 16 Zähnen.

Pitymys subterraneus Sélys, Kurzohrige Wühlmaus. Ohren fast nackt, an der Wurzel von den langen Haaren der Kopfseiten überdeckt. Augen sehr klein. Halb so groß als bei der Feldmaus. Oberseite schwärzlich grau, mit aschgrauer Kehle. Unterseite weiß. Füße dunkelgrau. Schwanz oberseits schwärzlich, unterseits weißlich. Länge 10,6 cm (davon 2,4 cm Schwanz). Mitteleuropa (Frankreich, Belgien, Deutschland, Rumänien, Norditalien). Fehlt in den Alpen. P. subterraneus capucinus Miller, mit größerem Schädel und dunkler gefärbt als der Typus. Oberseits braun, gelblich, überflogen. Füße blaß rauchgrau. Länge 13,5 cm (davon 3,3 cm Schwanz). Frankreich.

Lebt mehr unterirdisch. Selten am Tage zu sehen. Auf Wiesen, in Gärten, Feldern. Kann in Gärten durch ihre Wühlarbeit sehr schädlich werden. Jährlich 5—6 Würfe von 3—5 Jungen.

Pitymys gerbei (De L'Isle). Oberseits dunkelrostrot, unterseits schiefergrau. An den Seiten verlaufen beide Farben ineinander. Schnauze schwärzlich. Ohren (kleiner als bei voriger Art) oval, dünn behaart und lassen die Haut durchsehen, im Pelz verborgen. Schwanz oberseits braun, unterseits grau. Augen sehr klein. Füße schwach, mit zarten dunklen Nägeln. Länge 12,3 cm (davon 2,8 cm Schwanz). Westfrankreich.

Pitymys selysi (Gerbe). Pelz sehr reich und dicht. Oberseits rostbräunlichrot, unterseits blaß aschfarbig. Die beiden Farben durch eine hellere, gelbliche Linie getrennt. Füße aschgrau. Die kurzen Ohren braun behaart. Schwanz oberseits braun, unterseits gelblich mit trübweißem Ende. Augen sehr klein. Länge 14 cm (davon 4 cm Schwanz). Südostfrankreich.

Pitymys savii (Sélys). Ohren schwach behaart, im Pelz versteckt. Oberseite erdgraubraun, Unterseite aschgrau. Schwanz unter drittel Körperlänge, oberseits bräunlich, unterseits weißlich. Füße weißlichgrau mit starken Nägeln. Schnauze dick und stumpf. Augen sehr klein. Länge 11,3 cm (davon 2,3 cm Schwanz). Südostfrankreich, Italien, Griechenland. P. savii nebrodensis (Minà-Palumbo) oberseits grau mit schwarzgespitzten Haaren. Kopf gelblichrot überflogen, ebenso Hals und Seiten. Unterseite gelblichgrau, allmählich in die Farbe der Seiten übergehend. Füße fleischfarbig. Schwanz von fünftel Körper-

Digitized by Google

länge, kurz behaart, oberseits heller als der Rücken, unterseits weiß. Etwas größer als vorige. Sizilien (1700 m Höhe).

Pitymys thomasi Barret-Hamilton, oberseits dunkelbraun, gelblich überflogen an den Flanken. Unmerklich in die schmutzigfahlgelbe Unterseite übergehend. Füße schmutzigweiß. Ohren fast im Pelz versteckt. Schädel größer als bei voriger Art und bei subterraneus, mit starkem Gebiß. Länge 16,4 cm (davon 2,4 cm Schwanz). Montenegro.

Pitymys daclus Miller. Ähnlich subterraneus, mit größerem Schädel. Schädel- und Gebißmerkmalen. Pelz ähnlich den braunen Stücken von subterraneus. Länge 12,1 cm (davon zirka 3,3 cm Schwanz). Rumänien.

Pitymys incertus (Sélys). In Größe und Färbung der Feldmaus ähnlich, doch durch die sehr kurzen Ohren an P. savii erinnernd. Füße, Nägel stark. Ohren stärker behaart. Schweiz (Gotthard bis über 2000 m, Furka bis über 2300 m).

Pitymys multiplex (Fatio), aus dem Tessin (Locarno), größer als subterraneus. Oberseits deutlich gelb überflogen. P. multiplex fatioi Mottaz, ähnlich dem Typus gefärbt, kleiner, mit schwächerem Schädel. Hauptsächlich durch Zahnmerkmale gekennzeichnet. Schweiz (Wallis).

Pitymys pyrenaicus (Sélys). Oberseits rußbraun. Ohren schwärzlich behaart. Schwanz länger als bei incertus und savii, welch letzterer Art er sonst ähnlich ist. Pyrenäen. P. pyrenaicus brunneus Miller, bräunlicher als vorige Form. Oberseite holzbraun, grau verwaschen, Länge 12 cm (davon 2,6 cm Schwanz). Südfrankreich.

Pitymys planiceps Miller. Nur durch Schädel bekannt. Schädel abgeplatteter als bei jeder andern europäischen Art dieser Gattung. Aus Frankreich (Pyrenäen bei 1333 m Höhe) bekannt geworden. Trotz eifriger Bemühungen nicht ein zweites Mal gefunden.

Pitymys ibericus (Gerbe). Oberseits gelblich graubraun, unterseits weiß. Ein gelbes Band trennt die beiden Farben. Ohren kurz, rund, nackt. Schwanz oberseits braun, unterseits gelblichweiß. Füße weiß. Schädel breit. Länge 15 cm (davon 3 cm Schwanz), Südspanien. P. ibericus centralis Miller, weniger groß als der Typus. Braun, fahlgelb verwaschen. Füße weißlich. Länge 12,6 cm (davon 2,4 cm Schwanz). Spanien (Prov. Burgos). P. ibericus regulus Miller, kleiner als centralis mit schmalen kleinen Backenzähnen. In den Mandelplantagen von Granada (Nordabhang der Alhambra). P. ibericus fusous Miller, dunkler als centralis, Oberseite fast schwarz, an den Seiten holzbraun werdend. Unterseite dunkelgrau, gelblichrot verwaschen. Füße weißlich. Schwanz oben bräunlich, unten weißlich, ohne scharfe Trennung. Länge 12,6 cm (davon 2,2 cm Schwanz). Spanien (scheint auf Valenzia beschränkt).

Pitymys provincialis Miller. Farben blaß, oberseits hell holzbraun, heller an den Seiten. Unterseite hellgrau. Füße trübweiß. Schwanz fast weiß, oberseits mit wenig schwarzen Haaren. Schädel nächstfolgender Art ähnlich, kleiner. Länge 11,8 cm (davon 2,2 cm Schwanz). Südostfrankreich.

Pitymys duodecimcostatus (Sélys). Oberseits braungelb, Schnauze dunkel. An den Seiten gelblich. Unterseite, Füße weißlich, schmutziggelb oder grau überflogen. Ohren fast im Pelz versteckt, nackt, fleischfarbig. Schwanz oberseits braun, unterseits schmutzigweiß. Länge 13,4 cm (davon 3,3 cm Schwanz). Südostfrankreich.

Pitymys mariæ Major. Oberseits blaß umbrabraun. Unterseits hell fahlgelb. Länge 10,9 cm (davon 2,5 cm Schwanz). Nordwestspanien.

Pitymys pelandonius Miller. Voriger Art ähnlich. Mit größerem, breiterem Schädel. Oberseits holzbraun, mit gelberen Seiten. Füße, Schwanz weißlich. Länge 12,4 cm (davon 2,8 cm Schwanz). Spanien (Prov. Burgos).

Pitymys depressus Miller. Durch Schädelmerkmale besonders gekennzeichnet. Länge 11 cm (davon 2,5 cm Schwanz). Spanien (Prov. Madrid, Südabhang der Sierra de Guadarrama).

Pitymys lusitanicus (Gerbe). Oberseits rußbraun, unterseits rauchbraun, gelb gemischt. Länge 11,2 cm (davon 2,7 cm Schwanz). Portugal.

Gattung: Arvicola Lacépède.

Größere dickköpfige Wühlratten. Schwanz von halber Körperlänge. Sohlen der Hinterfüße mit 5 Schwielen. Gebiß mit 16 Zähnen. Am Wasser lebend.

Digitized by Google

Arvicola terrestris (L.) Savi, Wasserratte. Pelz oberseits gelblichbraun, an den Seiten gelblich. Unterseits grau mit Gelblich verwaschen. Kopfseiten gelblich. Schwanz oberseits mit kurzen braunen, unterseits grauen Haaren. Schnauze dick und stumpf. Länge 20,3 cm (davon 6,3 cm Schwanz). Nord- und Zentraleuropa, Ostrußland, Sibirien. A. terrestris amphibius (L.) Lacépède ist oberseits erd- oder eisenbräunlich, am Rücken mit schwärzlichen Haaren gemischt. An den Seiten rötlich. Unterseite dunkelgrau, roströtlich überlaufen. Schwanz schwärzlich. Kopfseiten dunkelrostrot. Ohren im Pelz versteckt, bis auf einen Haarsaum fast unbehaart. Schnauze graulich. Füße schuppig, mit kurzen grauen Haaren. Schwanz mit über 110 Schuppenringen, oberseits schwärzlich, unterseits heller behaart. Länge 28 cm (davon 8,5 cm Schwanz). Mitteleuropa. Von Großbritannien bis zum Kaukasus, Asien. A. terrestris monticola Sélys; größer als der Typus, mit ähnlich breitem Schädel wie amphibius und längerem und blasser (grau) gefärbtem Schwanz als terrestris. Oberseits gelblichgrau, an den Seiten blaßgelblich untermischt. Unterseite weißlichgrau, gelblich verwaschen. Füße hellaschgrau. Pelz weich. Der blaßgraue Schwanz mit etwa 100 Ringen. Länge 27,2 cm (davon 7,5 cm Schwanz). Pyrenäen.

Nicht ans Wasser gebunden. Gräbt im geeigneten Boden flachstreichende Gänge und wirft auch Haufen auf. Andere graben ihre Röhren in Uferwände. Nest 30—60 cm unter der Oberfläche. Schwimmen und Tauchen gut. Dämmerungstiere in der Hauptsache. Nahrung: Wurzeln, Knollen, Rohrstengel, Körner (kann dem Getreide schädlich werden), Früchte usw. Auch Insekten, Würmer, kleine Wirbeltiere. Durch Wühlereien und Verbeißen der Wurzeln (bringen ältere Bäume zum Absterben!) äußerst schädlich. 2—3 Würfe mit 4—7 Jungen jährlich. Kein anhaltender Winterschlaf.

Arvicola sapidus Miller. Durch Schädelmerkmale gekennzeichnet. Oberseits ockerlehmgelb mit leicht rötlichem Anflug. Rückenmitte dunkler. Seiten heller. Unterseite ockergelb, grau verwaschen. Füße graubraun. Schwanz bräunlich, unterseits heller. Mittel- und Südspanien. Länge 31 cm (12,3 cm Schwanz).

Arvicola tenebricus Miller. Oberseite dunkelgraurötlich, schwarz überflogen. Unterseite grau, gelblich verwaschen. Füße braun. Schwanz oberseits schwärzlich, unterseits grau. Hauptsächlich durch die Schädelmerkmale (Nasenknochen) von der gewöhnlichen Wasserratte unterschieden. Länge 30,5 cm (davon 11,2 cm Schwanz). Pyrenäen bis zu 1600 m.

Arvicola musignanoi Sélys. Oberseits gelblichbraun, grau gemischt. Flanken heller. Unterlippe, Kehle, Brust weißlichgrau. Unterseite aschgrau, gelblich überflogen. Die stumpfe Schnauzenspitze und die Oberlippe gelblichbraun. Schwanz braun. Länge 28,5 cm (davon 9,5 cm Schwanz). Norditalien, südlich bis Rom, Süd- und Südwestfrankreich. A. musignanoi illyricus Barret-Hamilton ist die Subspezies aus Bosnien genannt worden.

Es sind noch mehrere Formen aufgestellt worden, die aber hier nicht berücksichtigt werden können.

Gattung: Prometheomys Satunin.

Schwanz kürzer als die Hälfte des Körpers und Kopfes. Augen klein. Nägel der Vorderfüße lang. Schädel schmal. Gebiß mit 16 Zähnen. Nur eine europäische Art.

Prometheomys schaposchnikowi Sat. Körper lang behaart, in der Lendengegend erreichen die Haare fast 2 cm Länge. Augen fast im Pelz versteckt. Nägel der Vorderfüße groß, die mittleren 8 mm. Hinterfüße mit 4 Schwielen. Ohren innen und außen behaart. Pelz kastanienbraun. Füße heller. Länge 18,1 cm (davon 5,3 cm Schwanz). Zentralkaukasus, Gruzinische Heerstraße. 2170 m Höhe.

Gattung: Lemmus Link.

Füße fünfzehig, besonders vorn mit großen Krallen. Fußsohlen dicht behaart. Schwanz sehr kurz. Kopf dick. Ohren rund, im Pelz versteckt. Im äußersten Norden wird bei lemmus der Pelz im Winter weiß. Gebiß mit 16 Zähnen. Obere Schneidezähne ungefurcht.

Lemmus lemmus (L.), Lemming. Augen klein, Ohren im Pelz versteckt. Pelz oberseits bräunlichgelb mit dunklen Flecken. Oberkopf, ein Band von der Nase bis hinter die

Digitized by Google

Ohren, Vorderrücken schwarz. Lippen, Wangen, Kehle blasser fahlgelb. Unterseite, Füße hell sandfarbig. Schwanz weißgrau mit brauner Rückenzone. Krallen der Vorderfüße stärker als die der Hinterfüße. Länge 15,5 cm (davon 2 cm Schwanz). Westen des arktischen Europas. Norwegen, Lappland, Westrußland. Belebt die Tundren (Moossteppen) und Hochflächen seiner nordischen Heimat. Geselliger, leidenschaftlicher, tollkühner, kleiner Nager. Auch tagsüber munter. Gräbt Gänge im Schnee und ein warmes, wohlgefüttertes Nest. Mehrere Würfe bis zu 6 Jungen jährlich. Nahrung: Flechten, Gräser, Knospen, Wurzeln, selten den Kulturen des Menschen schädlich werdend. Während des Pleistozäns über Mitteleuropa verbreitet.

Lemmus schisticolor Lilljeborg, Waldlemming. Oberseits aschgrau mit großem rotbraunen Fleck in der Schenkelgegend. Krallen der Vorderfüße nicht stärker als die der Hinterfüße. Länge 10,7 cm (davon 1,5 cm Schwanz). Norwegen (Gudbrandsdal), Schweden (Dalekarlien), Finnland.

Lemmus obensis Brants. Oberseits fahlrot mit schwärzlichen Haaren untermengt. Von der Schnauze über die Augen zum Ohr ein braunes Band. Ein gleiches über den Oberkopf. Kehle weiß. Flanken fahlgelblich. Unterseite weißlich. Der langhaarige Pelz ist weich und wird im Winter nicht weiß. Länge zirka 12 cm. Russisch-Lappland, östlich bis Sibirien. Nach Norden bis zum 74. Breitengrad.

Gattung: Dicrostonyx Gloger.

Sohlen ohne Schwielen, behaart. Schwanz nur als Stummel, äußeres Ohr nur als Hautfalte angedeutet. Kopf sehr dick. Hinterpfoten groß mit normalen Nägeln. Die beiden mittleren Krallen der Vorderpfoten wachsen allwinterlich (wo diese Tiere lange Gänge graben!) zu mächtigen Grabnägeln aus. Gebiß mit 16 Zähnen. Schneidezähne ohne Furchen.

Dicrostonyx torquatus (Pallas.), Halsbandlemming. Oberseits rostrot mit dunkler Rückenlinie und weißem, an der Kehle offenem Halsband. Nase, Zügel, Stirn schwarz behaart. Wangen weißlich, Schnurrhaare schwarz. Hinter dem Ohr ein kastanienbraunes Band. Unterseite trübweiß. Pfoten weiß, bräunlich überflogen. Schwanz braun mit weißer Spitze. Der feine, weiche Pelz wird im Winter total weiß. Länge 9,9 cm (davon 1,9 cm Schwanz). Nordrußland, östlich bis zum Weißen Meer und Nowaja Semlja, Sibirien.

Gattung: Ellobius Fischer.

Körper gedrungen, maulwurfartig. Äußeres Ohr ohne Muschel. Vorderfüße mit kurzen Grabnägeln. Oberlippe gespalten. Augen sehr klein. Gebiß mit 16 Zähnen. Obere Schneidezähne stark gebogen.

Ellobius talpinus (Pall.). Körper kurz, gedrungen. Schwanz im Pelz versteckt. Färbung sehr variabel. Die Stücke vom Ural haben weichen, dichten, hellgelbbraunen Pelz. Oberseits dunkler, an den Seiten lebhafter, unterseits trübgelb. Am Kinn ein dreieckiger, weißer Fleck, dessen Spitze an der Kehle endet. Füße gelblich, Zehen weiß. Man kennt eine Form, die oberseits schwarz, unterseits gelb (an den Flanken durch bräunliches Band unterbrochen) ist, eine zweite, die oberseits rötlichgelb, an den Seiten heller ist, mit goldgelben Füßen, eine dritte, die oberseits isabell, unterseits weiß mit hellgelben Füßen. Länge 10,5 cm (davon 1 cm Schwanz). Ost- und Südostrußland. Ural bis zum Kaukasus. Mittelasien.

Familie: Spalacidæ, Wurfmäuse.

Maulwurfsartige Nager. Augen zurückgebildet, unter der Haut liegend. Schwanz, Ohren kurz. Backenzähne bewurzelt, mit Schmelzfalte.

Gattung: Spalax Güldenstädt, Blindmaus.

Kopf sehr groß, abgeplattet. An den Kopfseiten mit Streifen verlängerter Haare. Schwanz, Ohr äußerlich nicht sichtbar. Füße mit kurzen Grabnägeln. Schneidezähne sehr groß, ungefurcht. Zwischenzähne nicht vorhanden. 16 Zähne.

Digitized by Google

Spalax microphthalmus Güldenstädt. Pelz zart, oberseits hellgelbgrau mit Rostrot verwaschen. Kopf, Kehle mausgrau. Der bürstenförmige Haarstreif der Kopfseiten weiß. Zügel weißlich. Obere Schneidezähne blaßgelb, untere weiß. Länge bis 26,5 cm. Südostrußland (Steppen).

Spalax giganteus Nehring. Größer als voriger und durch Schädelbau von ihm unterschieden. Pelz kurz, oberseits hellsilbergrau, am Kopf blasser. Unterseite trübgrau. Bürsten der Kopfseiten weniger entwickelt. Schnauze länger. Schneidezähne sehr groß, rötlich, fein längsgefurcht. Länge 35 cm. Südostrußland (Westrand des Kaspisees).

Blindmaus.

Spalax typhlus (Pall.). Oberseits aschgrau, rötlich verwaschen. Vorderkopf, Unterseite schwärzlich, manchmal mit weißem Brustfleck und Bauchfleck. Länge 19,5 cm. Südostrußland (zwischen Don und Wolga).

Spalax hungaricus Nehring. Stirne aschgrau. Hals und Vorderrücken gelbbraun, roströtlich überflogen. Hinterrücken mit Aschgrau verwaschen, Unterseite schiefergrau. Kinn und die Bürsten der Kopfseiten weißlich. Füße fein weißlich behaart. Schädel kleiner und platter als bei microphthalmus. Sonst noch durch die Schmelzfalten der Molaren gut charakterisiert. ♂ größer als ♀. Länge bis 22 cm. Ungarn, Westrußland — Gouv. Wolhynien, Bessarabien, Bulgarien. Podolien?

Spalax dolbrogeæ Miller, vorigem sehr ähnlich, doch größer. Oberseits einfarbig grau, bräunlich überflogen. Sonst noch durch die Schmelzfalten der Molaren charakterisiert. Länge 25 cm. Rumänien.

Spalax monticola Nehring. Nur auf Schädelmerkmale gegründet. Schneidezähne rotgelb. Bosnien, Herzegowina in 1200—1300 m Höhe.

Spalax græcus Nehring. Oberseits und unterseits graugelblich mit schwärzlichen Haarwurzeln. Kehle dunkelgrau. Haarbürsten sehr stark, doch nicht abstechend gefärbt. Länge 25 cm. Griechenland (Umgebung von Athen).

Die Blindmäuse bewohnen Steppen- und fruchtbares Kulturland. Weitverzweigte Baue. Ungesellig. Werfen Haufen auf, die größer und flacher als die des Maulwurfs sind. Graben mit den starken Nägeln und Schneidezähnen. Gehör ausgezeichnet entwickelt. Nahrung: vorwiegend Pflanzenstoffe, Wurzeln, Zwiebeln. Im Sommer 2—4 Junge. Als Schädling kaum in Betracht kommend.

Familie: Jaculidæ.

Mit Ausnahme der Gattung Sioista, bedeutend verlängerte Hinterfüße (Springbeine!). Im Oberkiefer je 4 Backenzähne mit Schmelzfalten.

Digitized by Google

Unterfamilie: **Sicistinæ.**

Gattung: Sicista Gray.

Mausähnlich, mit kurzen, faſt gleichlangen Vorder- und Hinterfüßen. Schwanz lang und ſchwach behaart. Ein oberer Zwiſchenzahn, der ſo entwickelt iſt wie der letzte Backenzahn. Gebiß mit 18 Zähnen.

Sicista subtilis (Pall.), Streifenmaus. Pelz weich. Gelblichgrau, mit dunkler Rückenlinie bis zum Schwanz. Unterſeite ſcharf abgeſetzt, hellaſchgrau. Schwanz oberſeits braun, unterſeits heller. Ohren, von halber Kopflänge, gefaltet. Länge 17 cm (davon 9,8 cm Schwanz). Schweden, Norwegen, Finnland, Ungarn, Polen, Rußland bis zur Krim und dem Kaukaſus (bis zu 2200 m Höhe). Turkeſtan und Sibirien (Gebirge). Relikt aus dem Diluvium. Sehr ſchlafſüchtig, oft mitten im Sommer. Hauptſächlich Nachttier. Klettert, teils mit Hilfe des Schwanzes. In Steppen, dünnen Birkenbeſtänden, Pußten (in Ungarn auch im gebirgigen Terrain bis 1200 m). Überraſcht, ſucht ſie nicht wie andere Mäuſe Erdlöcher auf, ſondern erklettert niedere Stämme, um ſich in Borkenritzen zu verſtecken. Nährt ſich von Samen (holt ſie ſich, indem ſie die Stengel erklettert), Wurzeln. Freileben wenig gekannt.

Sicista concolor (Büchner). Von voriger gut unterſchieden durch das Fehlen der ſchwarzen Rückenlinie. Oberſeite bräunlich, mit dunklerem Rücken, helleren Flanken. Stellenweiſe rotbraun verwaſchen. Schnauzenſeiten, Lippen weißlich. Ohren groß, faſt nackt, zum Teil im Pelz verſteckt. Unterſeite hellbraun, nicht ſcharf gegen die Oberſeite abgeſetzt. Füße weißlich behaart. Schwanz dünn, einfarbig hellgrau behaart. Länge eines von Radde (Kaukaſus) gemeſſenen Exemplars 17,5 cm (davon 9,8 cm Schwanz). Nordweſtkaukaſus (2570 m Höhe).

Unterfamilie: **Jaculinæ.**

Gattung: Dipodipus, nom. nov.

Hinterfüße (Mittelfuß) ſehr lang, zu Springbeinen umgeformt, dreizehig. Mittelfußknochen zu einer Röhre verwachſen. Vorderfüße ſehr kurz mit 5 Zehen. Ohren groß. Schwanz lang, pfeilförmig, am Ende mit zweizeiligem Pinſel. Schneidezähne vorne orangerot, gefurcht. Backenzähne mit einfachen Schmelzfalten. Ein Paar obere, ſehr kleine Zwiſchenzähne. Gebiß mit 18 Zähnen.

Dipodipus nogai (Sat.). Gut gekennzeichnet vor allen anderen europäiſch-aſiatiſchen Arten der Gattung durch Größe und dunkle Färbung. Oberſeits bräunlichgrau, leicht roſtrötlich angeflogen an Flanken und Kopf, deutlich gegen die Unterſeite abgeſetzt. Ohren kurz, ſparſam rotbraun behaart. Pfoten, Schwanz iſabellfarbig. Schwanzquaſte nicht ſtark ausgebildet, mit braunem, 3 cm breitem Band auf der Oberſeite und weißen Haaren am Ende und unterſeits. Zehen unterſeits mit langen, weißen Haaren. Länge 33 cm (davon faſt 20 cm Schwanz). Südoſtrußland (Nogaiſche Steppe und Region des Teret). War bis vor kurzem mit D. sagitta Pall. verwechſelt, welche Art aber nach Satunin ausſchließlich aſiatiſch iſt.

Gattung: Scirtopoda Brandt.

Hinterfüße mit 3 Zehen. Schneidezähne weiß. Backenzähne mit vielfältigeren Schmelzfalten. Obere Zwiſchenzähne fehlen. Gebiß mit 16 Zähnen.

Scirtopoda halticus (Illiger). Oberſeits blaß iſabellfarbig mit grauen, braunen oder ſchwarzen Haaren gemiſcht. Mittelfuß und Sohlen der Hinterfüße mit braunen oder ſchwarzen Haaren. Unterſeite weißlich. Schwanz mit weichen, langen Haaren, wenig deutlich zweizeilig, einfach buſchig. Von der Farbe des Rückens, unten blaſſer. Die Endquaſte iſabellfarbig an der Wurzel, dann auf eine Strecke 1,3 cm ſchwarz, mit weißer Spitze. Ohren kurz, rund. Länge zirka 26 cm (davon 12,7 cm Schwanz). Südoſtrußland. (Sarepta, Steppen zwiſchen Kaukaſus und Kaſpiſee.)

Digitized by Google

Gattung: Alactaga Cuvier.

Voriger ähnlich. Hinterfüße mit 5 Zehen, von denen die beiden hinteren den Boden nicht berühren. Schneidezähne glatt. Im Oberkiefer je ein sehr kleiner Zwischenzahn. Gebiß mit 18 Zähnen.

Alactaga saliens (Gmel.), **Pferdespringer.** Die hasenähnlichen Ohren länger als der Kopf, dünnhäutig, nackt. Am Rand mit feinen gelblichen Haaren. Oberseits hellbräunlichgelb mit längeren, schwarzgespitzten Haaren. Oberkopf, Hals, Vorderrücken einfarbig grau, ohne schwarze Haare. Flanken, Außen- und Hinterseite der Schenkel isabellfarbig. Von der Schwanzwurzel zu den Schenkeln ein dreieckiger heller Fleck. Unterseite, Pfoten, Nasen- und Ohrspitzen weiß. Schwanz pfeilförmig, am Ende zweizeilig, von der Rückenfarbe. Pfeil schwarz mit weißer (größerer) Endhälfte. Länge 43,5 cm (davon 25,5 cm Schwanz). Südostrußland, Zentralasien. A. saliens decumanus (Lichtenst.). Ohren kürzer als der Kopf, am Vorderrand behaart, mit weißer Spitze. Oberseite braungelb mit schwarzgespitzten Haaren. Nase und Zügel schwärzlich, in das Grau von Kopf, Hals, Schultern übergehend. Weichen, Kopf- und Halsseiten, Außenseite der Schenkel blaßisabell. Unterseite, Füße, Fleck vom Schenkel zur Schwanzwurzel weiß. Schwanz oberseits dunkelbraun, unterseits isabell. Pfeilspitze im ersten Teil schwarz, im Endteil weiß. Länge 50 cm (davon 23 cm Schwanz). Südostrußland.

Steppen- und Nachttier. Bewohnt unterirdische, selbstgegrabene Höhlen mit weitverzweigten Fluchtröhren. Nahrung: Zwiebeln, Wurzeln, Samen und grüne Pflanzen. Wie viele Nager verschmäht er animalische Kost auch nicht. Bewegt sich bei der Flucht in enormen Sprüngen äußerst rasch vorwärts, wobei der Schwanz als Steuer dient. Bei ruhiger Nahrungssuche auch auf die winzigen Vorderbeine gestützt. Gehör und Gesichtssinn vorzüglich entwickelt. Winterschlaf. Das Freileben immer noch wenig beobachtet.

Alactaga elater kizljarlcus Satunin. Rücken rötlichgelb, schwärzlich — besonders auf der Rückenlinie — gemischt. Schnauze vorn weiß. Unterseite, Innenseite der Schenkel ebenso. Außenseite der Schenkel rötlichgelb mit schwarzem Fleck auf der Mitte. Sohlen nackt, an den Seiten schwarz behaart. Zehenspitzen weiß, mit ebensolchen Nägeln. Schwanz graubraun, die breite Endquaste zweizeilig, vor dem schwarzen Pinsel ohne weißen Ring. Länge zirka 23 cm (davon 15,5 cm Schwanz). Südostrußland (Terek). Der Typus im Norden des Aralsees.

Gattung: Alactagulus Nehring.

Voriger Gattung ähnlich. Der obere Zwischenzahn fehlt. Backenzähne mit einfacheren Schmelzfalten. Gebiß mit 16 Zähnen.

Alactagulus acontion (Pall.). Oberseits blaßgelbgrau, mit schwarzem dreieckigen Schenkelfleck. Ohren von zweidrittel Kopflänge, eisengrau ohne weiße Spitze. Unterseite weiß. Vor der schwarzen Pfeilquaste des Schwanzes ein weißer Ring. Nur äußerste Spitze weiß. Die kaukasischen Stücke sind dunkler, mit kürzeren Ohren, rotgelben — nicht weißen — Flanken. Länge 25,8 cm (davon 15,8 cm Schwanz). Südostrußland, zwischen Kaukasus und Kaspisee.

Familie: Hystricidæ, Stachelschweine.

Körperbedeckung oberseits größtenteils aus langen Stacheln bestehend. Backenzähne mit Schmelzfalten.

Gattung: Hystrix L.

Große Formen, Schwanz kurz, mit röhrenartigen (am Ende offenen) Stacheln. In beiden Kiefern je ein Paar Zwischenzähne. Gebiß mit 20 Zähnen.

Hystrix cristata L., Stachelschwein. Oberseite mit schwarzbraunen, weißgeringelten Stacheln, Kopf, Nacken mähnenartig mit schwarzen, schwächeren Stachelborsten besetzt. Schwanz kurz, mit am Ende offenen, dünnwandigen Röhren. Schnauze, Füße, Schnurren schwarz. Ohren kurz. Länge bis 65 cm (davon 8 cm Schwanz). Süditalien bis in die

römiſche Campagna, Sizilien, Griechenland, Südſpanien, Krim, Nordweſtafrika. Bewohnt ſteppenartige, wenig kultivierte Landſchaften. Selbſtgegrabene Gänge. Einſiedleriſch lebendes Nachttier. Nahrung: Wurzeln, Knollen, Früchte, grüne Pflanzen. Doch auch — wo irgend zu bekommen — animaliſche Koſt. Paarung im Frühling. Nach zirka 9 Wochen 1—4 ſehende Junge, die mit weichem Stachelkleid geboren werden. Trotz ſeiner ſcharfen, ſpitzen Stacheln eigentlich ungefährlich. Leicht erregbarer, nicht allzu begabter Nager. Winters verläßt er oft lange den Bau nicht.

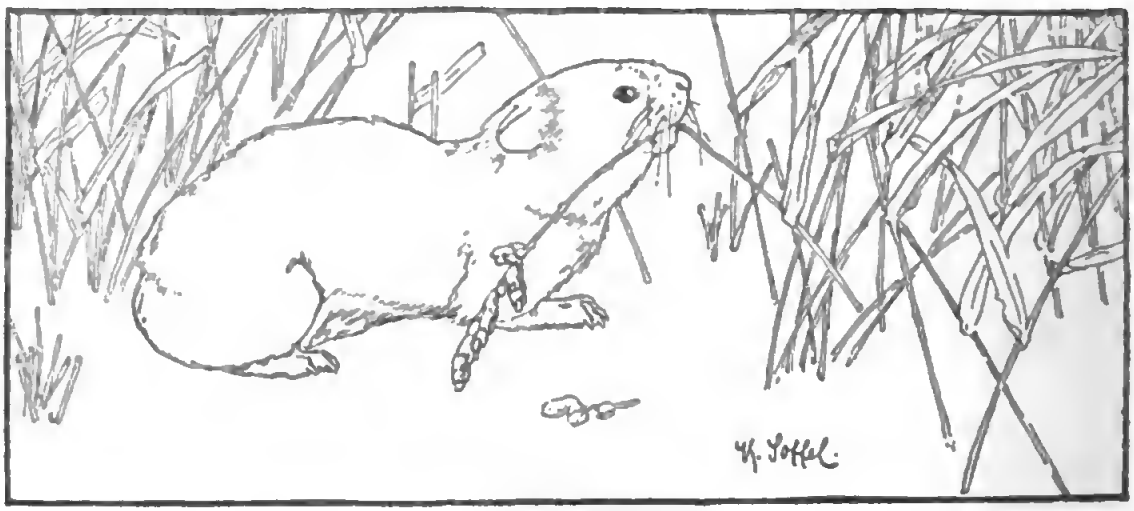
Familie: Leporidæ, Haſen.

Hinter jedem oberen Schneidezahn ſteht noch ein kleinerer. Backenzähne mit Schmelzfalten. Schwanz kurz.

Unterfamilie: Ochotoninæ.

Gattung: Ochotona Link.

Haſen von geringer Größe, Meerſchweinchen ähnlich. Hinterbeine nicht viel länger als die vorderen. Schwanz äußerlich nicht ſichtbar. Ohren kurz. Zehen (vorne 5, hinten 4) unterſeits behaart. Obere Schneidezähne breit, weiß, in der Mitte gefurcht. Gebiß mit 26 Zähnen.



Pfeifhaſe.

Ochotona pusillus (Pall.), Zwergpfeifhaſe. Kopf kurz, breit. Augen klein. Schwanz äußerſt klein. Pelz weich, graulichbraun, Flanken, Füße heller. Schnauzengegend, Kehle, Bruſt, Unterſeite weißlich. Ohren grau mit weißem Rand. Länge 14,5 cm. Oſtrußland, Ural, Wolgagebiet. Von da bis Turkeſtan, Weſtſibirien. (Nicht in Südrußland, nicht im Kaukaſus.) Bewohnt hügelige und felſige Hochſteppen. Einzeln oder in größerer Anzahl. Oft finden ſich ihre ſelbſtgegrabenen Höhlen dicht beieinander. Neugierig trotz Furchtſamkeit. Nahrung: Kräuter und Gräſer, die ſie auch in großer Menge für den Winter einſammeln. Stimme ſoll dem Schlag der Wachtel ähnlich ſein.

Unterfamilie: Leporinæ.

Gattung: Oryctolagus Lilljeborg.

Ähnlich der Gattung Lepus. Ohren kürzer als der Kopf. Gebiß mit 28 Zähnen.

Oryctolagus cuniculus (L.), Kaninchen. Oberſeite grau (aſchgrau, rötlichgelb, ſchwarz gemiſcht), Nacken roſtrot. Ohren kürzer als der Kopf, grau ohne ſchwarze Spitze. Unter-

Digitized by Google

seite weiß. Schwanz von ¾ Kopflänge, oberseits braun, unterseits weiß. Augenumgebung weißgelblich. Länge bis 45 cm (davon zirka 6 cm Schwanz). Eigentliche Heimat Südeuropa (Küstenländer des westlichen Mittelmeers). Heute in ganz Mitteleuropa, inkl. Großbritannien. Nicht Skandinavien und Rußland, Kleinasien, Nordafrika. O. cuniculus onossius Bate oberseits blasser, einfarbiger grau als vorige Form. Hinterfüße fast weiß. Etwas kleiner. Bewohnt einige kleine Eilande bei der Insel Kreta. Die Kaninchen leben meist kolonienweise in sandigen Gegenden, an Waldrändern, Dünen, Schonungen — seltener im Hochwald. Hier graben sie auch ihre Baue, die aus der tiefliegenden Kammer und den winkligen, verzweigten Röhren bestehen. Wo nicht gestört, sind sie auch tagsüber lebendig, um bei Gefahr sofort in ihren Röhren zu verschwinden. Ihre Äsung besteht aus allen möglichen grünen Pflanzen, Kleearten, Getreide, Feldfrüchten. Besonders lästig und schädlich durch Unterwühlen des Bodens und durch Verbeißen und Schälen junger Waldbäume im Winter. Die Häsin setzt in den Sommermonaten alle 5 bis 6 Wochen gegen 5—10 nackte, blinde Junge in besondere, meist zu diesem Zweck gegrabene Röhren. Diese schreiten dann schon nach 8 Monaten wieder zur Fortpflanzung. Der Mensch tut dieser Vermehrung mit Schußwaffen, Frettchen und Schwefelkohlenstoff Abbruch, so sehr er kann, ist aber da, wo sie sich einmal im Großen festgesetzt haben (Australien!), ziemlich machtlos dagegen.

Gattung: Lepus L.

Ohren länger als der Kopf. Gebiß mit 28 Zähnen.

Lepus timidus L., Schneehase, veränderlicher Hase. Sommerpelz: Vorderrücken und Seiten graubraun. Hinterrücken, Außenseite der Schenkel rostgelb verwaschen. Kopf braun mit schwarzen Haarspitzen, Linie unter der Nase, Augenring, Kehle weiß. Unterseite, deutlich abgesetzt, weiß. Winterpelz ganz weiß mit schwarzen Ohrspitzen. Die südschwedischen Exemplare werden nicht ganz weiß. Länge 55,5 cm. Süd- und Mittelschweden. (Nach Middendorf auch an der Süd- und Ostküste von Schweden, Rußland, Livland und an der Südküste Finnlands.) L. timidus collinus Nilsson ist im ganzen Jahr weiß. Ohr nur am äußersten Rand schwarz. Pelz lang und dicht. Diese große Form bewohnt Nordskandinavien und Nordrußland. L. timidus hibernicus Yarrell mit rotbraunem, oft fuchsrotem Sommerpelz. Winterpelz ähnlich, mehr weniger weiß werdend. Irland. L. timidus lutescens Barret-Hamilton mit lebhaft ledergelblicher Oberseite, deren Farbe allmählich in das Weiß der Unterseite übergeht. Ohren nicht schwarz gespitzt. Küsten Irlands.

Im Gegensatz zum Feldhasen Kulturflüchter. Bewohnt Wälder, Moordickichte, Tundren usw. Nicht Ackerland. Sommers oberhalb der Baumgrenze, zieht sich winters in geschütztere Lagen herab. Äsung ähnlich der des Feldhasen. Hauptsächlich aber Rinden, Triebe, Knospen. Die Häsin setzt 2—3mal im Jahr je 2—3 (5) Junge. Der Balg wertete in Rußland, welches viele ausführte (1897 z. B. 44000 Pud.), gegen 50 Pfg. Bastarde mit den Feldhasen sind beobachtet worden.

Lepus medius Nilsson. Oberseite im Sommer gelbbraun und schwarz gemischt. Im Winter schwarz und weißlich. Unterseite und Pfoten im Sommer gelbbraun, im Winter grau. Von der Insel Seeland (Dänemark) bekannt geworden. L. medius aquilonius Blas., Sommerpelz oberseits hellgelblich, schwarz gemischt. Zügel, Außenseite der Ohren dunkler. Ohren auf ein Viertel ihrer Größe schwarz gespitzt. Pfoten ledergelb. Sonst weiß. Winterpelz oberseits grau, Seiten weiß. Mittelrußland. L. medius caspius Ehrenberg ist oberseits gelbgrau. Schwanz länger als der Kopf, oberseits schwarz. Der schwarze Ohrfleck groß. Südostrußland (Wolga, Kaukasus bis Kaspisee). L. medius scoticus Hilzheimer mit oberseits braunem, an den Seiten ins Graue übergehenden, unterseits weiß werdendem Sommerpelz. Halsseiten, Brust grau. Winterpelz weiß mit schwarzen Ohrspitzen. L. medius varronis Miller. Sommerpelz gelblich, gelb und schwarz gemischt. Schwanz oberseits schwarz, unterseits weiß. Flanken, Oberseite der Schenkel hellgelblich (ohne schwarze Haarspitzen). Der nackte Teil der Ohren violettbräunlich. Der schwarze Ohrfleck nicht scharf abgesetzt. Augenring, Oberlippe und Streif über das Auge weiß. Unterseite, Sohlen der Vorderfüße weiß, die der Hinterfüße schmutziggelb. Winterpelz weiß, mit wenig schwarzen Rücken- und Schwanzhaaren. Ohren mit schwarzem, nicht

Digitized by Google

deutlich abgesetztem Fleck. Sohlen bräunlichweiß. Länge 63,5 cm (davon 5,3 cm Schwanz). (Schweizer) Alpen.

Lepus europæus Pallas, Feldhase. Oberseite rostgelblich und schwarzbraun gemischt. Mittlerer Teil der Flanken einfarbiger gelbbraun. Vorderbeine außen, Hals und Brustseiten rostfarbig. Augenring hellrostgelblich. Kehle, Innenseite der Beine, Unterseite weiß. Ohren lang, mit schwarzen Spitzen. Variiert sehr. Länge zirka 70 cm. Mitteleuropa. L. europæus occidentalis Winton ist kleiner als der mitteleuropäische Hase, mehr rötlichbraun gefärbt. Großbritannien. L. europæus pyrenaicus Hilzheimer mit weniger Weiß auf der Unterseite als der Typus. Flanken hellbraun, auf der Bauchmitte nur wenig Weiß lassend. Nase, Oberlippe gelblich. Der schwarze Ohrfleck größer als beim Typus. Französische Pyrenäen. L. europæus meridiei Hilzheimer. Pelz mit wenig Weiß, Rückenfarbe trübbraun, Rückenmitte wenig schwarz gemischt. Brust, Außenseite der Beine lebhafter braun. Nacken hellbraun. Der helle Fleck hinter dem Ohr fehlt. Nase, Oberlippe gelblich. Ohrenspitze nicht deutlich abgesetzt schwarz, von hier am Außenrand des Ohrs als schwarzer Saum fortgesetzt. Unterer Teil des Ohrs grau. Südfrankreich. L. europæus transsylvaticus Matschie von Rumänien und Transsylvanien, mit heller braunen Körper- und Halsseiten, lebhafter gefärbten Beinen, rostroter Brust und Fleck auf dem Schenkel. Schenkelgegend von der Schwanzwurzel an grauweiß. Der schwarze Ohrsaum nur angedeutet. L. europæus parnassius Miller. Weniger gelblich gefärbt. Ohren silbergrau mit ausgedehntem Ohrfleck an der Spitze. Schenkelgegend kaum anders als der Rücken gefärbt. Hals, Flanken heller als der Rücken. Augenring, Streif durchs Auge gelbgrau. Länge 60 cm. Griechenland (Parnaß). L. europæus sardus Hilzheimer wurde die sardische Form benannt.

Für Südeuropa sind einige Arten aufgestellt worden, die sich im allgemeinen durch kurze, lockere Behaarung, schlanke, dünnbehaarte Ohren und durch viel Rostrot in der Färbung unterscheiden sollen.

Lepus creticus Barret-Hamilton von Kreta (Länge von Körper und Kopf 51,4 cm).

Lepus granatensis Rosenhauer, eine besonders langgeschwänzte Art von Spanien und den Balearen. L. granatensis gallæcius Miller aus Nordwestspanien, L. granatensis iturissius Miller mit kürzeren Ohren, aus den französischen Pyrenäen.

Lepus corsicanus Winton von Korsika (Länge von Körper und Kopf 52,3 cm).

Lepus mediterraneus Wagner von Sardinien. Er ist der kleinste aller Feldhasen (nur 47,6 cm) und nähert sich bereits nordafrikanischen Formen.

Der Feldhase bewohnt ebenso Waldungen als Felder, Gebüsche und Feldhölzer. Tagsüber im „Lager", welches er sich als seichte Vertiefung selbst scharrt, oder in natürlicher guter Deckung. Rückt gegen Abend zur Äsung aus. Nahrung: alle Arten grüne Pflanzen und Feldfrüchte. In der Not auch Knospen und Rinden. Die Häsin setzt nach etwa 35 Tagen Tragzeit (viermal im Jahr) 3—4 sehend geborene Junge. Der erste Wurf manchmal schon Ende Januar oder Februar. In Todesangst „klagt" der Hase, gibt er quäkende, jämmerliche Töne von sich. Bekannt ist seine Furchtsamkeit, doch verteidigt die Häsin ihre Jungen tapfer gegen Feinde (Krähen usw.). Auch die „Rammler" halten tapfer im Kampf mit Nebenbuhlern stand. Kann winters im Wald, Obstgarten durch „Schneiden" und „Schälen" schädlich werden. Im Felde fällt der Schaden nicht so sehr ins Gewicht. Dagegen stellt der Feldhase einen nicht unbedeutenden wirtschaftlichen Faktor dar. Werden doch zirka 4½ Millionen pro Jahr in Deutschland erlegt. Der Winterpelz wertete 50 Pfg. Außer dem Menschen hat er zahllose andere Feinde.

Ordnung: *Ungulata*, Huftiere.

Meist pflanzenfressende, doch auch allesfressende, größere und große Säuger. Zehengänger. Beine zur schnellen Fortbewegung auf dem Erdboden eingerichtet. Hierher fast alle Nutztiere des Menschen.

Untergattung: Artiodactyla non ruminantia, Nichtwiederkäuende Paarhufer.

Digitized by Google

Familie: Suidæ, Schweine.

In Europa nur eine Gattung.

Gattung: Sus, Schwein.

Plumpe, mittelgroße Säuger mit großem, langem, spitz zulaufendem Kopf (Rüssel) und kurzem Hals. Füße mit 2 Haupt- und 2 Afterzehen. Letztere berühren den Boden nur wenig. Ohren mittelgroß. Augen klein. Schwanz lang, dünn, mit Endquaste. Behaarung borstig. Eckzähne (besonders die unteren) ragen weit aus dem Maul. Sie wachsen ständig weiter. Backenzähne mit Höckern. Gebiß mit 44 Zähnen.

Sus scrofa L., Wildschwein. Behaarung schwärzlichbraun, gelblich untermischt. Von der Stirn nach dem Rücken ein Kamm längerer Haare. Ohren gut behaart, länger als ein Drittel des Kopfs. Eckzähne (Hauer, Gewehre!) des Unter- und Oberkiefers, weit aus dem Maul ragend, nach oben gerichtet. Beim ♂ größer als beim ♀. Jugendkleid graubräunlich, auf den Körperseiten mit je zwei ockergelben Streifen, die sich rückwärts in Flecke auflösen. Länge 1,50 m. Bewohnte ursprünglich den größten Teil von Mitteleuropa. In kultivierten Gegenden mehr und mehr ausgerottet oder zurückgedrängt. Seit Jahrhunderten in Irland und England verschwunden. Auch Vorderasien, Nordafrika. Sus scrofa sardous Strobel, eine kleinere Form von Sardinien, die sich durch Schädel- und Zahnmerkmale einer malaiischen Art nähert, resp. einen Übergang zu derselben bildet.

Das Wildschwein („Schwarzwild") bewohnt, meist rottenweise, Wälder, die genügend Versteck, Gelegenheit zum „Suhlen" und auskömmliche Nahrung (angrenzende Äcker und Felder) bieten. Nahrung ähnlich der des Hausschweins, alles Genießbare aus dem Tier- und Pflanzenreich — Wurzeln, Bucheln, Eicheln, Pilze, Beeren, Insekten, Larven, Mäuse, Schlangen, junge Vögel, Gelege, frischgesetztes oder schwaches, überwältigtes Wild usw. Paarungs- (Rausch-) zeit im November (bis Februar). Nach 16—20 Wochen „frischt" die Bache (♀) 4—12 „Frischlinge" (meist im April oder Mai). Gehör und Geruchssinn hoch entwickelt, nicht so das Gesicht. Durch Umwühlen („Brechen") des Bodens und Zertreten der Feldfrüchte kann es sehr schädlich werden. Durch Vertilgen waldschädlicher Insekten und deren Larven, von Mäusen usw. nützend, wenn auch den Schaden nicht deckend. Bestand in Deutschland (am meisten noch im Rheinland) stark zurückgegangen, da es keine Schonzeit genießt.

Unterordnung: **Artiodactyla ruminantia, Wiederkäuer.**

Familie: Cervidæ, Hirsche.

♂, seltener ♀, mit aus Knochenmasse gebildetem (innen nicht hohlem) Geweih, welches alljährlich „abgeworfen" wird und sich vom „Rosenstock" aus allmählich wieder ersetzt. Während des Wachstums weich, blutreich und mit samtiger, behaarter Haut überzogen.

Gattung: Cervus L., Edelhirsch.

♂ mit im Querschnitt rundem Geweih. Beim erwachsenen ♂ stark verzweigt. Wedel halb so lang als das Ohr. Obere Eckzähne vorhanden. Gebiß mit 34 Zähnen.

Cervus elaphus L., Rothirsch. Decke oberseits rotbraun, im Winter graulichbraun, mit hellem, rostfarbigem Spiegel (Hinterseite der Keulen, Umgebung der Schwanzwurzel). Erwachsener Hirsch (♂) mit starker Halsmähne. Geweih des älteren ♂ mit Augensproß, Eissproß, Mittelsproß und am Ende der Stange mit einer aus übereinanderstehenden Gabeln gebildeten Becherkrone. Die Kälber mit rötlich gelbbraunem, weiß getupftem Jugend- (Sommer-) kleid. Länge durchschnittlich 2,30 m. Schwanz 15 cm. Höhe 1,40 m. Ganz Europa mit Ausnahme des hohen Nordens und einen Teil von Asien. In England und in der Schweiz nicht mehr in freier Wildbahn. C. elaphus atlanticus Lönnberg. Er ist kleiner, sommers hellgelbbraun, grau überlaufen mit grauen Beinen. Der hellere Spiegel schwarz umrandet. Westnorwegen. C. elaphus scoticus Lönnberg, ebenfalls eine kleinere (Insel-) Form mit schwarzgerandetem Spiegel, aus Schottland. C. elaphus germani-

Digitized by Google

cus Desmarest. Groß, mit dunklerer Decke, starker Halsmähne und starkem Geweih. Deutschland. (Matschie hat noch balticus, albicus, rhenanus und bajovaricus weiter unterschieden.) C. elaphus corsicanus Erxleben, kleiner als der Mitteleuropäer und gedrungen gebaut. Decke braun. Sardinien und Korsika.

Das Rotwild lebt in Ebenen und Gebirgen, soweit zusammenhängende ruhige Waldungen vorhanden. Eigentlich Standwild, doch sehr empfindlich gegen Störungen. Junge ♂♂ und ♀♀ leben in Rudeln, ältere ♂♂ — außerhalb der Brunftzeit (diese gegen Ende September, und einige Wochen dauernd) — meist einzeln. Während der Brunft „schreien", „orgeln" die ♂♂ tiefdröhnend. Ernsthafte Kämpfe (die manchmal mit dem Tod des schwächeren Gegners enden) zwischen den ♂♂. Nach zirka 7½ Monaten Tragzeit (meist Ende Mai, Anfang Juni) 1 (—2) Kälbchen. Tritt abends zur Äsung aus. Kann Verwüstungen auf Äckern und Feldern anrichten, schädigt den Wald durch „Verbeißen" und „Schälen" (erst seit 100 Jahren bekannt, denn ehemals bot der „Wald" die natürliche Nahrung, die heute der „Forst" nicht mehr bietet). Entrindet junge Bäume durch „Fegen" und „Schlagen".

Cervus maral Ogilby, Kaspischer Hirsch. Größer als elaphus, gedrungener, mit dickerem Hals. Kopf gestreckter. Decke im Sommer rostrot, oft mit gelblichen Flecken. Winterpelz schiefergelbgrau. Schulter, Schenkel, Unterseite fast schwarz. Spiegel dunkelgelb, schwarz umrandet. Geweih mit meist längerem Eis- als Augensproß, oder beide an der Wurzel gabelartig vereint. Zahl der Enden meist geringer als bei elaphus. Niemals eine Becherkrone, wie sie kapitale Stücke des vorigen zeigen. Krim (Südhänge des Tschatyr-Dagh), Kaukasus, Nordpersien und Kleinasien, östliches Kaspigebiet. (Karpathen?)

Gattung: Dama Frisch, Damhirsch.

Arten, mit auch im Alter weißer Fleckzeichnung der Decke. Wedel länger als das Ohr. Geweih an der Wurzel drehrund, gegen das Ende schaufelförmig. Selten obere Eckzähne. Gebiß mit 32—34 Zähnen.

Dama dama (L.), Damhirsch. Decke oben fahlrosttrötlich (mit schwarzem Rückenstreif), im Sommer mit weißen Flecken. An Hals, Kopf ins Bräunliche übergehend. Flanken, Beine rosttrot. Unterseite und Innenseite der Läufe gelblichweiß. Wedel lang, oben schwarz, unterseits weiß. Der helle Spiegel schwarz eingefaßt. Im Winter mehr grau. Flecken undeutlicher. Länge 1,35 m, Wedel 18 cm. Höhe 80—90 cm. Ursprüngliche Heimat die Mittelmeerländer, wo es teils noch wild lebt (Spanien, Sardinien, Anatolien, Griechenland, Rhodos, Kleinasien, Algier, Tunis). Sonst als Parktier, manchmal in freier Wildbahn, in ganz Europa eingebürgert. Mehr Bewohner der Ebenen und vorzugsweise im Laubwald, der mit Wiesen und Feldern wechselt. Tritt früh abends zur Äsung (ähnlich der des Rotwilds, oder gleich) aus. „Schält", wenn auch geringer als Rotwild und wird dadurch schädlich. Reißt die Rinde nicht in Streifen ab, sondern knabbert sie weg. Im allgemeinen bleibt der Schaden, den es in Wald und Flur anrichtet, hinter dem des Rotwilds zurück. Brunft im Oktober und November, zu welcher Zeit sich die alten Hirsche zu den Tieren und jüngeren Hirschen tun. ♂♂ kämpfen heftig um die ♀♀. Brunftschrei ein unschönes, rauhes Rülpsen. Nach 8 Monaten werden 1—2 (3) Kälbchen, die den Eltern ziemlich ähnlich sehen, geboren. Als Parkwild allgemein bekannt und beliebt wegen seiner Vertrautheit. In freier Wildbahn scheu und heimlich. Hat weniger als Rot- und Rehwild unter Nasen- und Rachenbremsen zu leiden. Im Richmond-Park bei London erkrankten und starben 1886—87 an Tollwut 264 Stück.

Gattung: Alce Frisch, Elch.

Nase behaart, nur eine kleine schwielige Stelle nackt. Oberlippe überhängend. Kehle mit verlängerten Haaren (Bart). Wedel sehr kurz. Geweih kurz, breit, dicht oberhalb der Rose abgeflacht. Gebiß mit 32 Zähnen. Ohne obere Eckzähne.

Alce alces (L.), Elch. Vorn höher gestellt als hinten. Hochläufig. Hals kurz, in der Kehlgegend mit (beim ♂ größeren, beim ♀ kleineren) behaarten Fleischzapfen. Ohren groß,

Digitized by Google

breit. Auge klein. Wedel sehr kurz. Die weit spreizbaren Hufe lang und spitz. Decke rötlichbraun bis schwärzlichbraun. Schnauze, Umgebung der Augen graubraun. Unterseite, Innenseite der Läufe und deren untere Hälfte grauweiß. Im Winter ist die Gesamtfärbung mehr graubraun. Das Kalb zeigt keine Fleckung. Das Geweih bildet je zwei breite Schaufeln, die am Außenrande mit längeren und kürzeren Zacken besetzt sind. Länge bis 3 m. Wedel 4 cm. Schulterhöhe bis 2 m. Nord- und Nordosteuropa und das nördliche Asien bis zum Amur. In Deutschland nur in Ostpreußen. Mehr und mehr durch die Zivilisation zurückgedrängt. Skandinavien, Finnland, Nordrußland. Das Elchwild bewohnt Moorgegenden, sumpfige Bruchwälder, die mit viel Laubholz bestanden sind. Hauptäsung sind Blätter, Zweige, Baumrinden. Daneben niedere Krautpflanzen (auch solche für andere Tiere giftige). An den Küsten auch Tange. Geht auch ins halbreife Getreide. Nie rudelweise. Starke Schaufler meist einsiedlerisch. Selbst in der Brunftzeit (September, Oktober) nicht in solchen Mengen wie Rotwild zusammen. ♂ mit heiser plärrendem Brunftgeschrei. Nach neunmonatlicher Tragzeit (Ende April bis Mitte Juni) werden 1—2 (3) Kälbchen gesetzt. Schwimmt vorzüglich. Bewegt sich auf schwammigmoorigem Untergrund dank seiner weitspreizbaren, langen Hufe leicht und sicher vorwärts. Geruch- und Gehörsinn ausgezeichnet (wittert den Menschen auf 500—1000 m). Gesicht schwach entwickelt. Seine Hege leider mit „rationeller" Waldwirtschaft unvereinbar.

Gattung: Rangifer Frisch, Ren.

Hirschähnlich, doch plumper. ♂♀ mit Geweih, welches an der Wurzel im Querschnitt rundlich, an der Spitze flächenhaft ausgebreitet ist. Nur ein schmaler Rand der Oberlippe vorne nackt. Afterklauen berühren den Boden. Schalen weit spreizbar. Altes ♂ mit oberen Eckzähnen. Gebiß mit 32—34 Zähnen.

Rangifer tarandus (L.), Ren. Niedrig gestellt, Schulter niedriger als das Kreuz. Sommers schwärzlichbraun, fast schwarz auf dem Rücken. Halsmähne und Unterseite heller. Im Winter mehr weiß in der Färbung. Am oberen Schalenrand ein heller Haarstreif. Wedel oberseits grau, unterseits weiß. Spiegel klein, weiß. Länge bis 2 m, Wedellänge 13 cm. Die dünnen, im Querschnitt rundlichen Geweihstangen sind bogenförmig nach außen mit der Spitze nach vorn gerichtet. Augen- und Eissprossen nach vorn gerichtet, vielendig oder schaufelförmig mit Zacken. Bis zu 50 Enden. Die ♀ tragen ein schwächeres Geweih. Nördliches Norwegen (im schwedischen Lappland seit 50 Jahren ausgestorben). Das zahme Ren scheint von dieser Form abzustammen. R. tarandus fennicus Lönnberg, größer als vorige Form, unterscheidet sich noch durch Schädel- und Zahnmerkmale. Geweih weniger stark nach vorn gebogen. Finnland, Halbinsel Kola, Karelien. (Soll mehr in den Wäldern als in den Tundren leben.)

Rangifer spitzbergensis Andersen. Klein. Geweih schwächer und kürzer als bei voriger Art. Weiters durch Schädelmerkmale — Nasenbeine — gut gekennzeichnet. Spitzbergen. Dem Barren-Ground Karibu nahestehend.

Das Wildren lebt rudel- oder herdenweise, unstet und viel wandernd. Bewohnt Tundren, zieht sich auch bei Kälte und Fliegenplage nach dem Walde. Äsung: hauptsächlich die auch in Deutschland häufige Renflechte (Cladonia rangiferina Hoffm.), auch niedere Krautpflanzen, Riedgräser und sogar — Lemminge. Brunft Ende September, Oktober. Wie bei andern Cerviden geht diese Zeit nicht ohne heftige Kämpfe der ♂♂ untereinander vorüber. Die Hirsche werfen nach der Brunft ihr Geweih ab; die weiblichen Rener nach dem Setzen der (1—2) Kälbchen, im April oder Mai. Wegen rücksichtsloser Verfolgung mehr und mehr schwindend.

Gattung: Capreolus Frisch, Reh.

♂ mit Geweih (Gehörn), beim ♀ selten. Gehörn ohne Augensproß, meist dreisprossig. Wedel verkümmert. Eckzähne selten vorhanden. Gebiß mit 32—34 Zähnen.

Capreolus capreolus (L.). Decke im Sommer rotgelb, unterseits blasser. Kopf graumeliert. Spiegel gelblichweiß. Im Winter ist die Decke dichter, gelblich graubraun. Spiegel fast

Digitized by Google

reinweiß. Schwarze Binde von der Nase zur Oberlippe. Schwärzlinge sind sehr verbreitet, so in Hannover. Auch weiße und gescheckte Rehe nicht allzu selten. Länge 1 m bis 1,25 m. Schulterhöhe zirka 70 cm. Über fast ganz Europa und einen Teil Asiens verbreitet. Die Rehe aus Transsylvanien sind von Matschie als C. transsylvanicus beschrieben worden. Im Südosten Rußlands durch folgende Art ersetzt.

Capreolus pygargus (Pall.). Größer als vorige Art. Lauscher kürzer, breiter, stärker behaart. Wedel entwickelter. Gehörn größer, bis 40 cm hoch. Länge zirka 145 cm. Schulterhöhe bis 85 cm. Ostrußland, Sibirien, Nordkaukasus, Turkestan.

Das Rehwild bewohnt mit Vorliebe Auwälder, Gehölze mit angrenzendem Ackerland und Wiesen, lichte Schläge und ähnliche Orte. Meist in kleinen „Sprüngen", winters auch in größerer Anzahl zusammen. Alte ♂ einsiedlerisch. Brunft Mitte Juli, August, zu welcher Zeit der Bock wild und kampflustig ist. Die 2 (—3) weißfleckigen Kälbchen werden erst im Mai gesetzt. Zwischen Ende August bis Dezember tritt nämlich eine Verlangsamung in der Entwicklung des befruchteten Eies ein, erst nach dieser Zeit geht die Entwicklung wieder lebhaft von statten. Äsung: grüne Pflanzen aller Art, die es im Wald und auf den Feldern aufsucht. Winters auch Triebe, Knospen usw. Meist tagsüber in Dickungen, tritt erst gegen die Dämmerung zur Äsung aus. Der geringe Schaden, den es in Feldern (Klee, Raps) anrichtet, wird reichlich durch seinen Nutzen aufgewogen. Jährlich wurden zirka $^1/_4$ Million Rehe in Deutschland erlegt.

Familie: Bovidæ, Rinderartige.

Größere und große Wiederkäuer mit meist bei beiden Geschlechtern vorhandenen Hörnern, die nicht gewechselt oder abgeworfen werden. Diese sind ein Produkt der Epidermis (hornige Substanz!), innen hohl und sitzen auf Fortsätzen des Stirnbeins (Stirnzapfens) auf.

Gattung: Saiga Gray.

Eine Art. Gehörn meist nur beim ♂ vorhanden. Nase stark aufgetrieben, rüsselförmig. Gebiß mit 30 Zähnen.

Saiga tatarica (L.), Saiga-Antilope. Decke oberseits hellbräunlichgelb, mit dunklerem Rücken, an Kopf, Seiten blasser. Unterseite des Halses bis zur Brust, Innenseite der Läufe, Unterseite rein weiß. Winterpelz sehr lang und hell werdend. Gehörn drehrund, geringelt, lyraförmig, wachsgelb. Nase häutig-knorpelig aufgetrieben und über die Unterlippe vorragend. Länge 1,30 m. Südostrußland (östlich vom Don in den Kirgisensteppen bis in den Ural hinein), Turkestan, Südsibirien. Die Saiga ist ein echtes — scheues — Kind der einsamen Steppe. Unempfindlich für die sengende Sommersonne, den harten Winter ihrer Heimat. Äsung: krautige Pflanzen, mit Vorliebe die Salzpflanzen der Salzsteppe. Brunftzeit: Ende November, während der die alten Böcke sich heftig befehden. Im Mai werden 1—2, anfangs sehr hilflose Kälbchen geboren. Wo die Rudel sich ungestört fühlen, treten sie im Spätherbst Wanderungen südwärts an und kehren im Frühling auf die alten Plätze zurück. Geruchs- und Gehörsinn scheinen vorzüglich entwickelt, nicht so das Gesicht. Dank sinnloser Verfolgung wohl bald (oder schon) aus Europas Fauna gestrichen. Ehemals (Diluvium) bis zum Atlantischen Ozean verbreitet.

Gattung: Rupicapra Frisch, Gemse.

Hörner angelförmig, nach rückwärts gekrümmt, an der Basis geringelt, mit schwachen Längsriefen. Sie stehen dicht hinter den Augenhöhlen. ♂ und ♀ gehörnt. Hautdrüsen hinter den Hörnern. Gebiß mit 32 Zähnen.

Rupicapra rupicabra L., Gemse. Die schwarzen Hörner an der Basis im Querschnitt rund, bis 30 cm lang. Behaarung im Sommer dünn, anliegend. Oberseits bräunlichgelb, nach unten und an den Beinen braunschwarz werdend. Rückenmitte mit schmalem dunklen Streif. Wedel oben dunkelbraun, unterseits fahl gelbbräunlich. Schwarzes Band über die Augengegend. Im Winter ist die Behaarung länger und dichter, dunkler, einfarbig

Digitized by Google

schwarzbraun, mit hellerer, etwas gelblicher Unterseite. Gesamtlänge bis 120 cm. Wedel 8 cm. Schulterhöhe bis 75 cm. Alpen, Pyrenäen, Zentralkarpathen, Kaukasus, Hochgebirge der Baltanhalbinsel.

Rupicapra ornata Neumann. Behaarung braun, isabell gemischt. Isabellfarbiger ovaler Fleck auf Nase und Zügel. Vorderhals, Kehle — auf der Brust spitz auslaufend — ebenfalls isabellfarbig. Das dunkle Augenband nach den Halsseiten verlaufend und dort den isabellfarbigen Fleck umziehend. Kleiner als vorige. Südliches Italien (Abruzzen).

Die Gemse lebt in Rudeln (die alten Böcke vielfach allein) in der obern Waldgrenze des Hochgebirgs. Zieht winters auch in tiefere Lagen. Wo nicht verfolgt, in der Waldregion lieber, als im höherliegenden nackten Gestein. In der Hauptsache Tagtier, das die Nacht in Dickungen und Schlupfwinkeln verschläft und frühmorgens und nachmittags seiner Äsung (Alpenkräuter, Gräser — winters auch Knospen, Zweige, Rinden, Flechten usw.) nachgeht. Brunftzeit: Ende Oktober bis in den Dezember hinein. Kämpfe zwischen den Böcken. Stimme: ein grunzendes Blöken. Im Mai werden 1 (—2) Kälbchen gesetzt. Geruchs- und Gehörsinn ausgezeichnet, weniger das Gesicht. Sicher kletternd auch an den steilsten Wänden. Während der Eiszeit über ganz Europa verbreitet.

Gattung: Capra L., Wildziege.

Mittlere Säugergröße. Gedrungener Bau mit stämmigen Läufen. Gehörn der Geißen gering, bei den Böcken rückwärts geschwungen, an der Innenseite meistens abgeplattet, bei der Gruppe der Steinböcke mit vierseitiger Basis, bei den Wildziegen dreikantig oder zweikantig oval. Mit Ausnahme des Alpensteinbockes mit langem Barte. Gebiß mit 32 Zähnen.

Untergattung: Capra L., Ziegen im engeren Sinn.

Capra (Capra) ægagrus Gmel., Bezoarziege. Ausgewachsener Bock etwa 1,50 m Höhe, am Widerrist 95 cm. Starker Bart, auch bei der Ziege. Färbung rostbraungelb, am Halse und gegen den Bauch hin heller. Um Brust und Hals ein kummetförmiger, scharf abgegrenzter schwarzbrauner Streifen, der als Aalstreifen sich fortsetzt. Innen- und Hinterseite der Schenkel weiß. Gehörn, auf dreieckiger Basis, rückwärts abgerundet, flach, gegen die Spitze zu fast zweischneidig, Vorderseite zu einer Kante ausgezogen, auf der die angeblichen Jahresansätze als Buckel sich erheben. Spitzen des Gehörnes nach innen gebogen. Der von Alex. Florstedt im Taurus erbeutete Weltrekordbock hat eine Länge des Gehörnes von 1,25 m. Verbreitungsgebiet: Hochgebirge von Mittel-, West- und Kleinasien, Kaukasus, insbesondere Daghestan. C. ægagrus cretensis Brisson, Kretaziege. Nächststehende Abart der vorigen. Im Wuchse geringer als die Stammform. Gehörn schwächer und mit nur wenigen großen Buckeln. Kleid im Grundtone etwas gelblicher als die festländische Stammform. Heimat: Weiße Berge von West-Kreta. C. ægagrus picta (Erhard), Kykladenziege. Schwächste und zierlichste der Inselspielarten. Gehörn: bildet gerade aufsteigend ein regelmäßiges Kreissegment, an der Hinterseite stumpfwinklig abgerundet, vorn kantig mit starken aber flachen und undeutlich verlaufenden Wülsten, äußerste Spitzen etwas auswärts gerichtet. Heimat: Insel Crimomilos, wohin wahrscheinlich vor 500 Jahren aus Kreta eingeführt. C. ægagrus dorcas Reichenow, Sporadenziege. Vorzüglich beschrieben von Knoteck. Färbung intensiv gelbrot, im Alter gelbbraun. Haupt bis auf die braunen Wangenteile schwarz, desgleichen Bart, Aalstrich, Wedel, Halskummet und Vorderseite der Läufe. Letztere mit nackten Knieschwielen. Unter- und Innenseite der Läufe ockergelb. Gehörn: mit der scharfgewellten Vorderkante nach innen schief gestellt, seitlich zusammengedrückt, dreht sich bei halber Höhe im Bogen nach hinten und außen, wobei die Vorderkante eine Dreiviertelwendung macht. Auslage nach Knoteck bei sechsjährigem Bock 67 cm, Länge 63 cm. Umfang an der Basis 18 cm. Heimat: Ostküste der Insel Joura, Norden von Euböa.

Das Bezoarwild lebt in Familien und Rudeln (alte ♂ meist einzeln) im schwer zugänglichen Felsgeklüft ihrer Bergheimat. Zieht sich im Winter in talwärts gelegene Wälder. Brunftzeit: in Asien wie auf Kreta im November, auf Crimomilos im August, auf der Insel Joura im Juni. Die Satzzeit (1—2 [3] Kitzchen) fällt in den April, Mai. (Auf

Erimomilos und Joura in den Januar und November.) Äsung: Saftige und dürre Pflanzen — Stachelkräuter, Gräser, Knospen und Zweige. Wohl in der Hauptsache Stammvater der Hausziege, der die Bezoarziege Eigenwilligkeit, Kühnheit, Sprung- und Kletterfähigkeit vererbt hat.

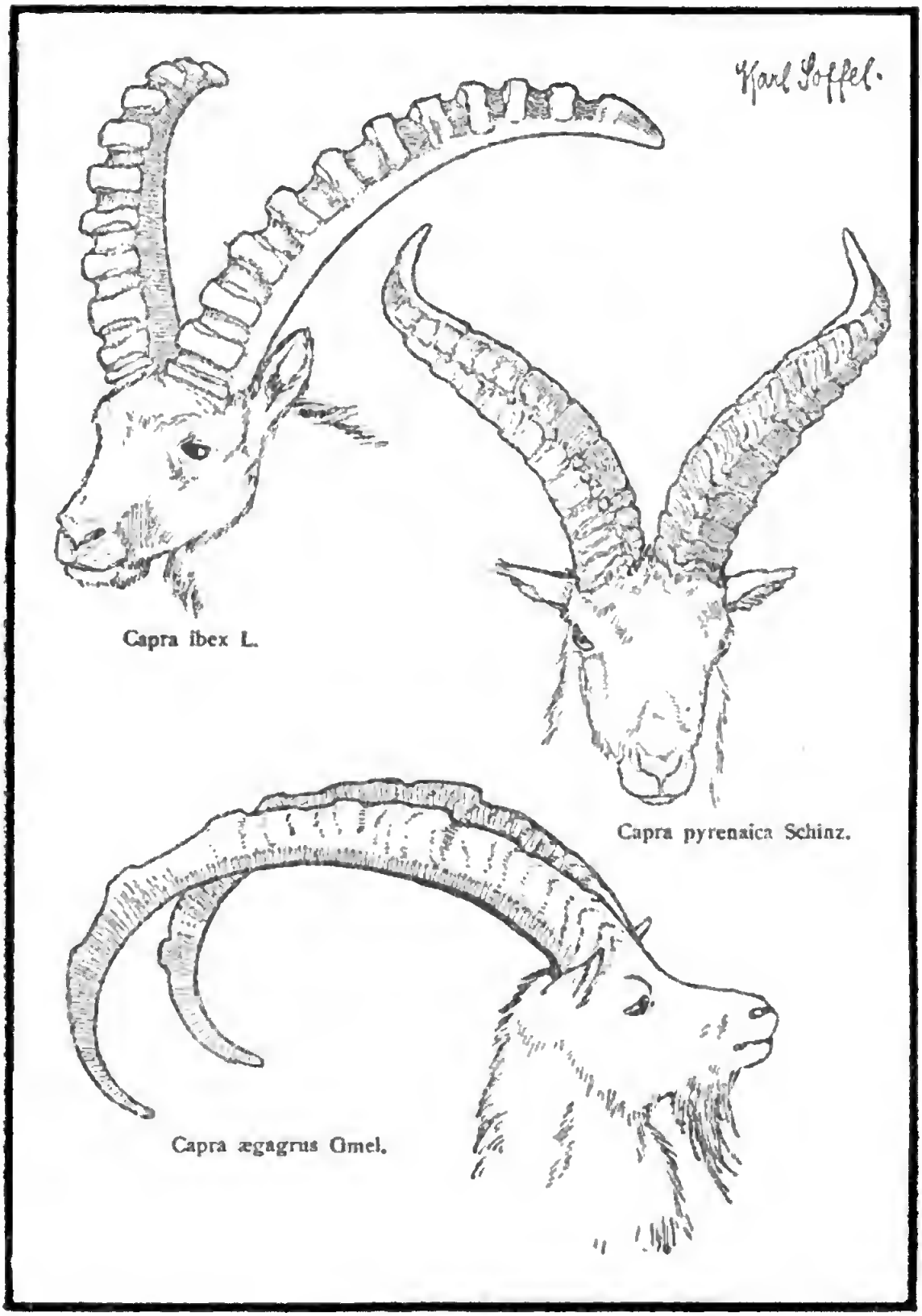
Untergattung: **Aegoceros Pall., Steinböcke.**

Capra (Aegoceros) Ibex L., Alpensteinbock. Ibschen der Schweizer. Größe: 1,40 m bis 1,60 m lang; 0,83 m bis 0,88 m hoch. Gewicht eines starken Bockes nach Girtanner 100 kg. Geiß bedeutend schwächer. Färbung: Winter dunkel, Sommer fahlgelb. Brust dunkler. Rücken braun, teilweise grau bis rötlich. Kopfseiten und Kinn heller, mehr gelblich. Läufe oben heller, unten dunkler, aber nicht schwarz. Sommerkleid straff anliegend. Winterkleid rauh mit viel Grundwolle, wegen der fehlenden Haarspitzen am Rücken struppigpelzig, am Kamme starke Verlängerung. Bart fehlt. Nur im Winterhaar ein Büschel etwa 3—4 cm längerer Grannen unter dem Kinn. Gehörn: Querschnitt der Gehörnscheiden zusammengedrückt viereckig. Vorderfläche mit vorspringenden Querleisten zu Knoten verdickt. Richtung der Vorderfläche direkt nach vorn gekehrt, von der Wurzel an mit schwacher seitlicher Ausbiegung und schwacher Wölbung nach hinten und außen, um dann gegen die leicht einwärts gekehrten Spitzen sich wieder ein wenig zu nähern. Neben dieser typischen Form erwähnt Girtanner Gehörne ohne jede seitliche Ausbiegung, dagegen mit stärkerer Krümmung, auch zuweilen solche mit etwas nach außen gedrehten Hornscheiden. Länge des Gehörnes 77 cm (Jagdschloß Sarre) bis 93 cm (Girtanner), Basalumfang 20—25 cm. Verbreitungsgebiet: Grajische Alpen und benachbarte Gebiete der Schweiz und Savoyens. Das Alpensteinwild bewohnt rudelweise (alte ♂ meist einsiedlerisch) die wildesten Felsgeklüfte seiner Heimat und hier mit Vorliebe die Schattenseite der Berge. Winters geht es tiefer im Gebirge hinab. Böcke lieben höhere Lagen als Geißen und Junge. Brunft: Januar, zu welcher Zeit die alten Böcke die Geißen aufsuchen und sich untereinander heftige Kämpfe liefern. Ende Juni, Juli setzt die Ziege 1—2 Zicklein. Ungestört geht es in Vormittags- und Nachmittagsstunden seiner Äsung (Alpenkräutern, Gräsern, Knospen, Blättern, Zweigen usw.) nach. Stimme: ein gedehntes Pfeifen. Äugt und vernimmt ausgezeichnet. Geruchssinn weniger ausgebildet. Im Klettern, Springen unübertroffen. Vorsichtig und überlegend in seinem ganzen Gebaren. Der König von Italien schenkte am 21. August 1919 2100 Hektar seiner Steinwildreserven (Massif du Grand Paradis) dem italienischen Staat unter der Bedingung, daß dieser als Schützer der dortigen Tier- und Pflanzenwelt auftreten wird. In gedachtem Schutzgebiet sind nach zuverlässigen Zählungen neuerdings noch etwa 2700 Stück Steinwild vorhanden. In angrenzenden Revieren steht ebenfalls noch einiges. Ob es zum definitiven Schutz des Gebietes kommt, kann heute noch nicht gesagt werden. An verschiedenen Orten der Schweiz wurde echtes Steinwild mit Erfolg wieder eingebürgert (1911: Graue Hörner, St. Gallener Oberland; 1914: Piz d'Aela, Graubünden).

Capra (Aegoceros) severtzowi Menzb., Westlicher Kaukasus-Steinbock. Sehr groß. Höchste Höhe am Widerrist über 1 m. Färbung rötlichgrau. Stirn dunkelbraun mit krausem wirbelnden Haar. Wolle um die Lichter herum fuchsrot, an den schwarzen nackten Nasenteilen rötlichbraun, um die nackten schwarzen Lippen herum schmutzigweiß. Geöhre klein, außen fuchsig, innen weiß. Bauch und Weichen schmutzigweiß. Auf der Brust Streifen von dunkelrotbrauner Wolle. Läufe dunkler, über den Schalen fast schwarz. Bart oft bis 18 cm lang, doch wie bei C. caucasica an alten Böcken zuweilen kurz. Winterkleid dunkler, mehr graubraun bis kastanienbraun. Gehörn: Basis vierseitig, stark abgerundet, oft fast bis zur Kreisform, Basisumfang 30 cm. Länge bis 87 cm. Abstand zwischen den Gehörnscheiden sehr gering, oft nur 1 cm. Auslage bis zu 85 cm. Sichelförmig in einer Ebene gebogen, Richtung erst nach außen, dann rückwärts, dann nach unten und außen. Verbreitungsgebiet: Westlicher Kaukasus bis zum Elbrus.

Capra (Aegoceros) dinniki Satunin. Spielart des vorigen. Anscheinend Bastardform von C. severtzowi und C. caucasica, zwischen deren Verbreitungsgebieten das von C. dinniki liegt. Gehörn dick und kurz. Länge bis 66 cm (Dinnik), Basisumfang 31½ cm. Große Querwülste, die C. severtzowi fehlen, den Knoten des Alpensteinbockes ähnlich, durch tiefe Furchen getrennt, deren Breite nahezu der der Knoten entspricht. Biegung

Digitized by Google



Gehörne europäischer Capra-Arten.

Digitized by Google

der Hornscheide nicht ganz in einer Ebene, vielmehr am Zapfen nur leicht nach außen, vom Ende des Zapfens ab stärker nach außen, in den Spitzen nur wenig nach außen gerichtet.

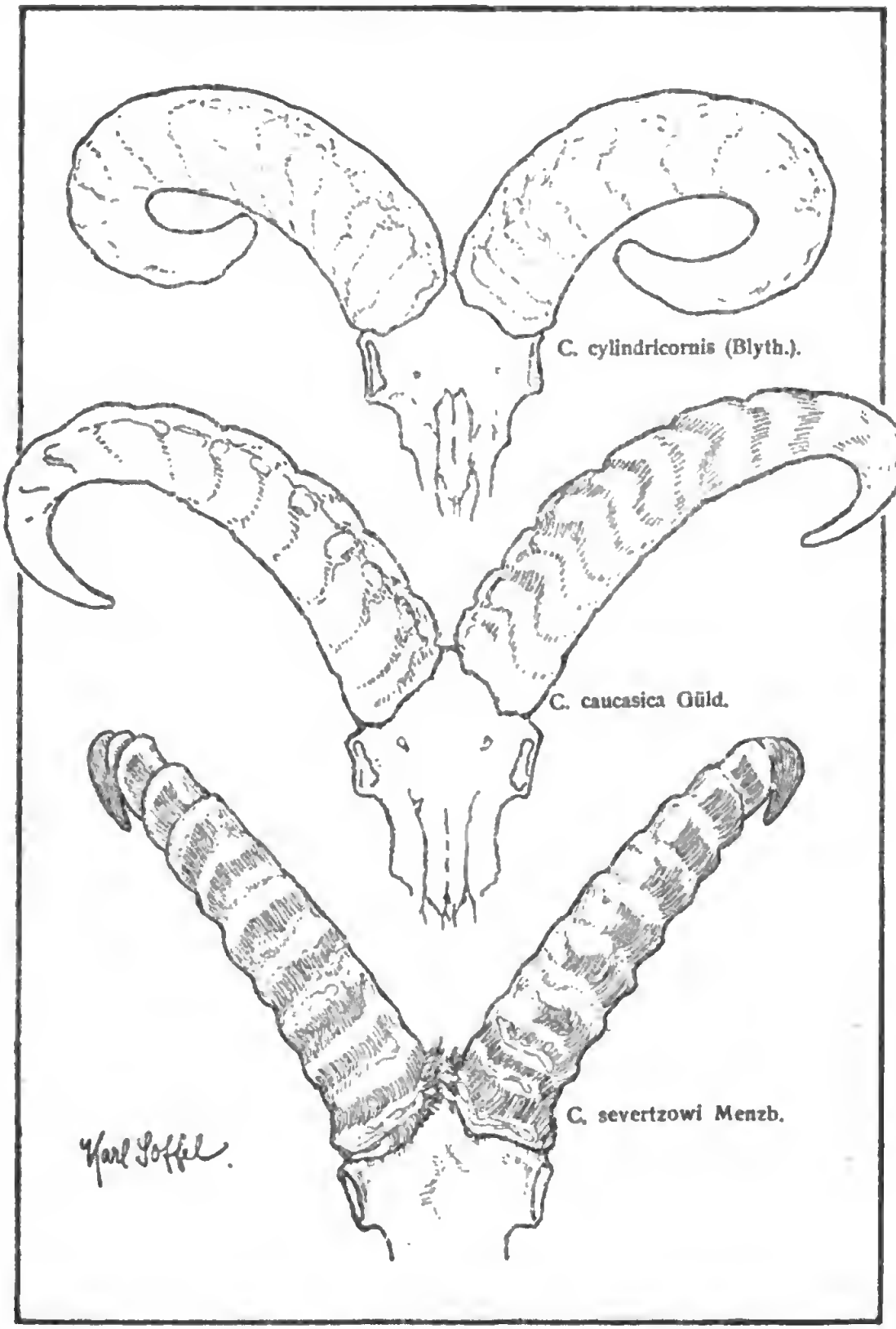
Untergattung: Turus Hilzh., Tur.

Capra (Turus) caucasica Güldenstædt, Kaukasischer Steinbock. Adsche der Tscherkessen. Höhe des Bockes am Widerrist 1 m. Kurze Läufe. Körper walzenförmig. Kleid bei Bock und Geiß sehr verschieden. Sommerhaar des Bockes eintönig isabellfarben bis schmutzig weißlich mit schwach rötlichem Schimmer ohne geringste Zeichnung am Rückgrate. Vorderläufe bis zum Knie hellbraun, von da aufwärts dunkelbraun. Hinterläufe heller. Um das Weidloch herum ein 12 cm breiter weißlicher Spiegel. Bart dunkel rötlichbraun mit ausgeglichenen Spitzen, bei Jungböcken bis 16 cm lang; bei alten kürzer, zuweilen rückwärts gewandt und an der Haut anliegend. Kopf graubraun, das massive Geäse dunkel. Winterkleid dunkler mit leichter Schattierung auf dem Kreuze. Am Unterleibe vor der Brunftrute ein Brunftfleck, wie beim Hirsche. Grundwolle sehr weich und seidig. Geißen und junge Böcke im Sommerkleide rostbraun, wie Rotwild, Unterseite fast weiß. Im Winter anstatt des Hirschrots ein schmutziges Graubraun. Das Kitz trägt ein rotgraues, am Rücken etwas dunkleres Wollkleid ohne Grannen. Gehörn bei der Geiß 20 cm lang. Beim Bocke bis 90 cm Gesamtlänge, Umfang an der Basis nur 2—3 cm voneinander entfernt. Hornscheiden stehen auf 30—35 cm langen spitzigen nach rückwärts gebogenen Stirnzapfen, deren poröse äußere Knochensubstanz festen Kern hat. Aufwärts vom Zapfen krümmt sich das Gehörn nach hinten und neigt sich dann in schöner Bogenlinie abwärts. Spitzen sichelförmig gekrümmt. Von Schraubendrehung, wie beim Bezoarbocke, keine Spur. Verbreitungsgebiet: Mittlerer Kaukasus, östlich vom Elbrus.

Die Lebensweise dieses Steinwilds, wie auch der andern kaukasischen Steinwildarten wird sich in vielen Punkten nicht allzusehr von der des Alpensteinbocks unterscheiden. Die Brunftzeit fällt in den Januar, das Setzen des einen (seltener 2) Kitzchens in die Mitte des Juni. Von den hoch entwickelten Sinnen soll der Geruchssinn obenan stehen. Pfeifen bei Gefahr oder wenn beunruhigt. Wütende Böcke lassen ein Schnauben hören. Äsung: Alpenkräuter, Zweige, Blätter, Flechten usw. Tränken sich gern an Salzquellen, nehmen Salzlecken an. Feinde: Wölfe, Luchse, Panther, Bären. Die Kitze werden auch vom großen Federraubzeug geschlagen. Doch dezimiert der Mensch (Hirten, die neuerdings mit modernen Waffen schießen) ungleich mehr den Bestand, der rapid zurückgeht, trotz des russ. Gesetzes, das dem Steinwild eine Schonzeit vom 14. März bis 28. Juli gönnte.

Capra (Turus) cylindricornis (Blyth.), Ostkaukasischer Steinbock. Übergangsform zu den Schafen. Höhe am Widerrist bis 97 cm (Satunin), Gewicht bis 96 kg. Färbung rötlichbraun bis kastanienbraun. Aalstreifen. Wedel mit dunklem Haar besetzt, seitlich und unten schmutzigweiß. An Weichen und Innenseite Wolle auch schmutzigweiß. Brust unten dunkelbraun. Vorderseite der Läufe dunkelbraun, an den Schalen fast schwarz. Sommerkleid in der Zeichnung fast ebenso, nur lichter im Tone. Bart des Bockes breit, aus 9—10 cm langen, groben graubraunen Haaren bestehend. Gehörn: richtet sich erst nach oben und außen, dann nach hinten und schließlich nach innen und oben oder sogar wie eine Widderschnecke in der Spitze nach vorn. Hornscheiden an den Enden mehr abgeflacht mit zwei breiten Oberflächen, die eine leicht konvex, die andere rinnenförmig konkav, und zwei schmale konvexe. Wachstumsrunzeln gehen wellenförmig, an der Spitze dichte, feine Rillen bildend. Wülste treten nicht hervor.

Capra (Turus) pyrenaica Schinz, Bergsteinbock. Cabramontes der Spanier. Größe des Alpensteinbockes. Färbung im Sommer hellbraun, Nasenrücken, Stirn und Hinterkopf dunkler. Nacken, Schulter und vorderer Rückenteil sowie die Vorderseite der Läufe schwarz. Oberlippe, Backen, Innenfläche der Schenkel hellgrau, Bauch weiß. Im Winter herrscht dunkeles bis schwärzliches Graubraun vor. Mäßig langer Kinnbart. Gehörn: Basis zusammengedrückt viereckig, nach außen abgerundet. Hornscheiden an der Wurzel dicht zusammenstehend, die breite innere Fläche etwas hohl, die äußere stark gewölbt. Am ersten Drittel scharfe Wendung nach außen, so daß die Scheiden weit auseinander stehen, vom letzten Drittel ab wieder einwärts gebogen, so daß Lyraform mit leichter Schraubung der Gehörnkanten entsteht. Wachstumsringe nur mit schwacher Gliederung der Wülste. Heimat: Pyrenäen. C. pyrenaica hispanica Schimper, der Sierra Nevada.



Gehörne europäiſcher Capra-Arten.

Digitized by Google

Ebenso wie C. pyrenaica victoriæ aus der Sierra de Gredos nur Spielart von C. pyrenaica. Nur Gehörn und Körper kleiner und Färbung etwas heller als beim Bergsteinbocke der Pyrenäen.

Das Bergsteinwild bewohnt in mehr minder starken Rudeln (♂ und ♀ getrennt) seine heimatlichen Hochgebirge, und zwar die Böcke — hart gegen noch so strenge Kälte und hohen Schnee — die höchsten Felswildnisse, die Geißen und Kitze mehr die darunterliegenden, nach Süden offenen Partien. Die Geißen kommen im Winter auch tiefer ins Tal. Äsung: Gräser, Alpenpflanzen, gerne die Blüten der Ginsterarten. Zur Brunftzeit (Anfang November) gesellen sich die Böcke zu den Ziegen und liefern sich untereinander die üblichen, teils sehr ernsthaften Kämpfe. Ende April, Mai setzt die Ziege das eine Kitzchen. Das Bergsteinwild hat es nur seinen scharfen Sinnen (besonders Gesicht und Gehör) und seiner verwegenen Kletterfähigkeit zu danken, daß es trotz der steten Verfolgung noch nicht ausgerottet ist. Allerdings wird es kaum mehr Herden geben, wie sie R. Brehm noch sah (z. B. 135 Böcke zusammen).

Gattung: Ovis L., Schaf.

Hörner (Schnecken) groß, spiralig, ohne Knoten. Kein Kehlbart. Hufe von der Seite gesehen dreieckig. Keine Muffel. Gebiß mit 32 Zähnen.

Ovis musimon (Pall.), Muffel. Hörner von der Basis an auseinanderlaufend, sichelförmig, in mehr als einem Halbkreis gebogen. Innere Fläche tief ausgehöhlt. Spitzen nach vorn, unten, innen gerichtet. ♀ meist ohne Gehörn. Decke oberseits rötlichbraun, am Kopf graubraun, Gesäse, Drossel, Unterleib, Innenseite der Läufe weiß. Auf den Flanken (mehr minder deutlich) ein grauer oder weißer Sattel. Im Winter dunkler (bis kastanienbraun), Kopf, Nacken, Drossel, Brust, Flankenband, Teil am Widerrist, Fleck oberhalb der Keulen, hinter dem Sattel, Seiten der Vorderläufe, Vorder- und innere Seite der Hinterläufe schwarz. Sattel im Winter heller weiß. Spiegel weiß. Wedel braun. ♀ einfarbiger. Gesamtlänge 1,20 cm. Höhe 70 cm. Heimat: Gebirge von Korsika und Sardinien. Wetterhartes Waldtier. In Korsika auf den kieferbestandenen Hochflächen und den Macchien. Meidet kahlfelsiges Gebiet. Rudel zur Brunftzeit am stärksten, vom Wildschaf geführt. Außerhalb dieser leben die Böcke einsam. Brunftzeit in Sardinien Ende August — Oktober, in Korsika Ende September — Dezember. Heftige Kämpfe der Böcke. Nach fünf Monaten setzt das Schaf ein einziges Lamm, welches sofort auf den Läufen steht. Tritt abends zur Äsung (harte Gräser, Heide, Ginster, Laub, Fichtenspitzen, Eicheln, Bucheln usw.) aus. Wird den Kulturen und in Feldern kaum schädlich. Heimliches Wild, dessen Wechsel unzuverlässig. Äugt vorzüglich. In seiner Heimat durch rücksichtslose Verfolgung von Bock und beschlagenem Schaf seinem Untergang nahe. Vielfach auf europäischem Festland eingebürgert. In Deutschland im Harz, in der Göhrde, Taunus eingesetzt.

Gattung: Bison H. Smith.

Schwer und massig gebaute Wiederläuer mit hohem Widerrist und dickem Hals und Wamme. Muffel groß, nackt. Schwanz lang mit Endquaste. Hörner glatt, drehrund. Gebiß mit 32 Zähnen.

Bison bonasus (L.), Wisent. Einfarbig kastanienbraun. Endquaste des Schwanzes schwarz. Haar auf Stirn, Hinterkopf, Nacken, Kinn, Brust kraus, zottige Mähne bildend. ♀ mit geringeren Hörnern und Mähne. Hörner drehrund, nach außen und vorn, dann in die Höhe gebogen, mit den Spitzen einander genähert. Länge bis 3,50 m, Höhe am Widerrist 1,90 m. Vor wenig Jahren noch gehegt (zirka 700 Stück) im Kaiserlichen (1150 qkm großen) Walde von Bjelowesh (Gouvernement Grodno, Rußland). Während des Krieges auf 160 Stück zurückgegangen. Dank pfleglicher Maßnahmen der deutschen Behörden im Herbst 1918 wieder auf 200 Stück gebracht, wurden nach dem Rückzug der deutschen Truppen die stolzen Wildrinder ausgerottet. In den Fürst Pleßschen Forsten (Oberschlesien) standen Anfang 1921 noch 22 Stück, nachdem im Jahre vorher durch Wilderer 45 Stück umgebracht wurden.

Bison caucasicus Hilzheimer, durch Schädelkennzeichen von voriger Art unterschieden (Form des Tränenbeins nähert sich der von B. americanus), die Spitzen der Hörner

Digitized by Google

weiter voneinander entfernt. Bildet durch seine Kennzeichen einen Übergang vom europäischen Wisent zum amerikanischen Bison. Bewohnte in geringer Menge den westlichen Kaukasus. War durch Gesetze geschützt.

Der Wisent ist ein ausgesprochenes Waldtier (ging im Kaukasus bis in Höhen von 2000 m). Zu 10 und 20 Köpfen zusammenlebend, alte Stiere außerhalb der Brunftzeit meist einzeln. Äsung: Waldpflanzen, Rinden, Zweige, Laub. Brunftzeit im Juli, während welcher die ♂♂ sich heftig befehden. Nach 9 Monaten (aber nur alle 2—3 Jahre) kalben die Kühe. Je ein Kalb. Ging trotz des Schutzes (unbefugter Abschuß wurde in Rußland mit einer Geldbuße von 500 Rubel bestraft) langsam durch Inzucht zugrunde.

Ordnung: *Cetacea*, Waltiere.

Fischähnliche, im Wasser lebende Säuger. Schwanzflosse horizontal liegend. Haut nackt. Nasenöffnung oben auf dem Kopf befindlich.

Unterordnung: Odontoceti, Zahnwale.

Keine Barten, meist mit kegelförmigen Zähnen. Nasenlöcher enden in gemeinsamer Öffnung.

Familie: Delphinidæ, echte Delphine.

Rückenflosse gut entwickelt.

Gattung: Tursiops Gervais.

Schnabel mäßig verlängert, weniger von der Stirne abgesetzt als bei der Gattung Delphinus. Rücken- und Brustflosse sichelförmig. Gebiß mit 84—100 Zähnen. Zähne stark, mit glatter Krone, in jedem Kiefer 21—25 Paare.

Tursiops truncatus (Montagu), großer Tümmler. Rückenflosse (etwas hinter der Körpermitte) und Brustflossen gebogen. Oberseits tiefschwarz mit schmalem, hellem (♂ hellgrau, ♀ weiß) Bauchstreif. Doch ohne scharfe Trennungslinie zwischen den beiden Farben. Über dem Auge ein rundlicher, grauer Fleck. Unterkiefer vorstehend. Auge hinter dem Mundwinkel. Länge bis 3,10 m. Bewohnt das nördliche Eismeer, Atlantischen Ozean, südlich bis zum Mittelmeer, Schwarzes Meer. Häufig in der Nordsee, seltener Ostsee. Steigt auch in den Flüssen aufwärts. T. truncatus obtusus (Schlegel) ist etwas gedrungener gebaut, mit höherer, nicht so stark nach hinten geschweifter Rückenflosse. Sonst noch durch Schädel und Zahnmerkmale unterschieden. Nordseeküsten, Atlantischer Ozean.

Der Große Tümmler lebt in großen Gesellschaften. Beweglich, überschlägt sich im Spiel (Tümmler) häufig.

Tursiops parvimanus Van Beneden. Kleiner als voriger. Durch Skelettmerkmale (Brustbein) unterschieden. Adriatisches Meer.

Gattung: Steno Gray.

Rostrum am Schädel seitlich zusammengedrückt. Schnabel von der Stirne abgesetzt. Flossen sichelförmig. Gebiß mit 80—140 (142) Zähnen mit rauhen Kronen.

Steno frontatus (Cuv.), Langschnauziger Delphin. Oberseite, Flanken rußschwarz. Am Bauche fleischrötlich. Auge über und hinter dem Mundwinkel. Kopf klein. Hals verlängert. Stirne allmählicher ansteigend als bei D. delphis. Länge 2,50 m. Atlantischer Ozean. An den Küsten Frankreichs und Belgiens gestrandet. Scheint Kosmopolit zu sein.

Steno santonicus (Lesson). Oberseits tiefschwarz, unterseits atlasweiß. Körper spindelförmig, Augen dicht am Mundwinkel. Rückenflosse zurückgebogen, etwas hinter der Körpermitte. Länge 1,84 m. Atlantischer Ozean (ein Exemplar an der Mündung der Charente gefangen). Gebiß mit 142 Zähnen.

Digitized by Google

Gattung: Delphinus L.

Schnabel lang, scharf von der Stirne abgesetzt. Brustflossen mittelgroß, schmal, sichelförmig. Gaumen jederseits mit tiefen Furchen. Gebiß mit 160—206 kleinen Zähnen.

Delphinus delphis L., Delphin. In der Farbe veränderlich. Meist oberseits schwarz, an den Seiten grau, auf der Unterseite weiß. Mit dunkler, oft unterbrochener Flankenbinde. Schnauze dreimal so lang, als an der Basis breit. Pupille herzförmig. Länge 2,50 m. Es sind von Fischer (nach Lafont) viele Formen aufgestellt worden. D. delphis fusus mit breitem fahlroten Seitenfleck vom Auge bis zur Rückenflosse. Ein gelblicher Streif vom Unterkiefer zur Brustflosse. D. delphis souverbyanus, bei dem der gelbliche Fleck schmaler ist und von silberweißer Linie gekreuzt wird. D. delphis variegatus mit schwarzem Schrägband von der Rückenflosse bis zur Schwanzwurzel. Mit schmälerem, schwarzem Band unter dem vorigen. D. delphis baltoatus. Voriger Form ähnlich. Nur ein — weniger deutliches — Band. D. delphis moschatus mit großem grauen Seitenfleck und weniger deutlich gebändert. D. delphis mediterraneus Lache mit schwarzem Rücken und weißer Unterseite. Langes schwarzes Band vom Auge zur Schwanzwurzel, zwei schmale, schwarze Linien laufen vom Auge zur Schnauze und zur Brustflosse. Atlantischer Ozean in allen seinen Teilen (bis ins Schwarze Meer). D. delphis major Gray. Große Form, die nur durch zwei Schädel bekannt geworden ist. Atlantischer Ozean.

Der Delphin lebt — beweglich und spiellustig — in großen Vereinen, begleitet oft die Schiffe. Nahrung: Fische, Krebstiere usw. Pro Jahr wird ein Junges geboren. Nicht planmäßig vom Menschen verfolgt, obwohl sein Speck hin und wieder zu Tran gesotten wird.

Gattung: Prodelphinus Gervais.

Schnauze verlängert, deutlich von der Stirne abgesetzt. Gaumen ohne Seitenfurchen. Gebiß mit 120—200 kleinen, spitzen Zähnen.

Prodelphinus euphrosyne (Gray). Oberseite, Unterkiefer, Augenumgebung schwarz, Unterseite weiß. Vom Auge geht, bis hinter die Aftergegend, ein schwarzes, oberseits weißgesäumtes Band. Ein zweites schwarzes Band vom Auge zur Brustflosse. Ein schwarzes Querband, vom Flankenband ausgehend, kreuzt vor der Aftergegend den Leib. Die schwarzen Brustflossen vorn weißgesäumt. Etwas über 2 m lang. Gebiß mit 180—184 Zähnen. Atlantischer Ozean. Auch in der Nordsee und in den Flußmündungen.

Prodelphinus dubius (Cuv.). In der Färbung variabel. Oberseite, Flossen dunkel. Flanken heller, Unterseite weiß. Seiten mit engstehenden Flecken, von denen die kleinsten sternförmig sind. Brust- und Rückenflossen gefleckt. Man kennt folgende Varietäten: 1. Oberseits grünlichgrau, unterseits weiß — deutlich gegen die Rückenfarbe abgesetzt. Mit dunkler Linie von der Schnauze zur Brustflosse. Unter dieser dunkle Linien und Flecke. 2. Rückenflosse hoch und spitz. Oberseite schwarz, Flanken mit kleinen weißen Flecken. Flanken unten dunkelgrau, ein Band bildend. Gebiß mit 150 Zähnen. Länge 1,87 m. Bewohnt den Atlantischen Ozean, Küsten Frankreichs.

Gattung: Lagenorhynchus Gray.

Schnabel kurz, nicht deutlich von der Stirn abgesetzt. Gebiß mit 104—140 kleinen Zähnen.

Lagenorhynchus acutus Gray. Gedrungen, spindelförmig, Schnauze kurz, an den Seiten von der Stirne abgesetzt. Brustflossen an der Basis breit, am Ende spitz. Rückenflosse groß, stark nach hinten gebogen. Schwanzflosse groß. Oberseite, Flossen schwarz. Kopf-, Körperseiten grau. Unter der Rückenflosse ein kurzes, gelblichweißes Band zwischen dem Schwarz der Oberseite und dem Grau der Seiten. Obere Schwanzseiten gelblichgrau. Unter dem weißen Seitenband zieht eine schwarze Linie zur Schwanzflosse. Ein anderes schwarzes Band von der Brustflosse zum schwarzumrandeten Auge. Unterseite weiß. Länge 2,51 m. Nördlicher Atlantischer Ozean. Gefangen an den Küsten von Schottland, Faröern, Orkaden, Norwegen, Holland.

Lagenorhynchus albirostris Gray., Weißschnauziger Delphin. Gedrungener als vorige Form. Schnauze stumpf, gelblichweiß. Brustflossen breiter. Oberseite, Flossen schwarz, Seiten dunkelgrau, Unterseite weiß. An den Seiten längliche, weißliche Flecken. Unter-

Digitized by Google

ſeite der Schwanzfloſſe graulich. Länge 1,50 m. Gebiß mit 104 Zähnen. Nordeuropäiſche Meere. Wurde bei Kiel und Rügen gefangen. Lebensweiſe wenig erforſcht. Fiſche ſollen ſeine hauptſächlichſte Nahrung ſein.

Gattung: Phocæna Cuv.

Kleine Formen, Kopf koniſch, Schnauze ſtumpf, Rückenfloſſe dreieckig, weniger hoch als an der Baſis lang, etwas nach hinten gebogen. Bruſtfloſſen mittelgroß, oval. Gebiß mit 100 Zähnen.

Phocæna phocæna (L.), Kleiner Braunfiſch. Kopf klein, gewölbt, Schnauze nicht von der Stirne abgeſetzt. Mundſpalte klein, Bruſtfloſſen doppelt ſo lang als breit, länglichoval, tief angeſetzt. Rückenfloſſe dreieckig, ſchwach nach hinten gebogen. Oberſeite ſchwarz (ſchwach violett und grünlich ſchillernd), an den Seiten ins Graue, auf der Unterſeite ins Weiße übergehend. Floſſen ſchwarz. Länge 1,60 m. Atlantiſcher Ozean, Mittelmeer. An den Küſten, und geht auch in den Flüſſen hoch. Selbſt in Paris gefangen worden.

Phocæna relicta Abel. Rückenfloſſe nicht nach hinten gebogen, mit geſtutzter Spitze. Hinter der Rückenfloſſe oberſeits und unterſeits gekielt. Durch Schädel- und Zahnmerkmale von voriger Art, der ſonſt ähnlich, unterſchieden. Gebiß mit 104 Zähnen. Länge 1,37 m. Schwarzes Meer, Küſten der Krim.

Wie alle Delphine meiſt in großer Zahl zuſammenlebend. Nahrung wie die des gemeinen Delphins. Ein Junges nach zirka 6 (10?) monatlicher Tragzeit. Begleitet Schiffe auf der Fahrt.

Gattung: Grampus Gray.

Körper ſchlank. Kopf rund ohne Schnabel. Bruſtfloſſen lang, dünn, ſichelförmig, ſpitz, tief am Körper angeſetzt. Rückenfloſſe groß, hoch. Oberkiefer immer ohne Zähne. Unterkiefer mit (6—) 14 ſtarken koniſchen Zähnen.

Grampus griseus (Cuv.), Langfloſſiger Delphin. Oberſeits bläulichſchwarzgrau oder grau, nach rückwärts ins Schwarze übergehend. Oberlippe, Wangen, Unterſeite weiß. Nicht ſcharf von der Rückenfarbe getrennt. Flanken mit hellen durcheinanderlaufenden Linien. Länge 3,25 m. Atlantiſcher Ozean, Mittelmeer. Einmal bei Büſum (Holſt.) gefangen. G. griseus rissoanus (Desmarest) eine unſichere Form aus dem Mittelmeer. Mit weniger Zähnen, geſtreckterer Geſtalt und weiter vorn anſetzenden Bruſtfloſſen. Länge 3 m.

Gattung: Globicephalus Lesson.

Kopf rund, ohne Schnabel. Lippen wulſtig, nach unten geöffnet. Bruſtfloſſen ſehr lang und ſchmal. Rückenfloſſe niedrig, ſtark nach rückwärts gebogen. Auge klein. Gebiß mit 28 bis 44 großen Zähnen.

Globicephalus melas (Traill.), Grindwal. Schwarz mit herzförmigem weißen Fleck zwiſchen den Bruſtfloſſen, der ſich als ſchmales Band bis zum After fortſetzt. Länge 6—7 m. Bruſtfloſſen 1,67 m. Kosmopolit. Atlantiſcher Ozean, Mittelmeer. Die Grindwale leben in teils ſehr großen Scharen zuſammen. Sollen einem Führer folgen und teilen, falls dieſer ſtrandet, dann oft ſein Schickſal. Erſcheinen oft in rieſiger Zahl an den Küſten der Faröer und werden dort maſſenhaft gefangen. Fortpflanzung an keine beſtimmte Zeit gebunden. Nahrung: hauptſächlich Tintenfiſche.

Gattung: Pseudorca Reinhardt.

Körper ſchlank. Maul bis unter das Auge geſpalten. Lippen nicht wulſtig. Bruſtfloſſen klein, ſchmal, ſichelförmig. Rückenfloſſe klein, zurückgebogen. Gebiß mit 36 großen Zähnen.

Pseudorca crassidens (Owen). Schwarz. Blaſſer Fleck an der Seite, mit weißlicher Mittellinie der Unterſeite. Länge 5—6 m. Kosmopolit. Atlantiſcher Ozean, Mittelmeer. In der Kieler Bucht ſind 1861 mehr als 100 Exemplare beobachtet worden.

Digitized by Google

Gattung: Orcinus Fitzinger.

Kopf kegelförmig, abgeplattet, ohne Schnabel. Körper gedrungen, Bruſtfloſſen ſehr breit, oval. Rückenfloſſe ſehr groß, etwas nach hinten gebogen. Schwanzfloſſe breit. Gebiß mit 40—48 ſtarken Zähnen.

Orcinus orca (Fabr.), Schwertwal. Oberſeite und Floſſen blauſchwarz. Unterſeite gelblichweiß, deutlich abgeſetzt. Die weiße Farbe geht bis unters Auge. An den Flanken mit großem weißlichen Fleck. Hinter dem Auge ein länglicher weißer Fleck. Rückenfloſſe des ♂ größer als die des ♀ (1,26 m lang). Geſamtlänge bis 7 m. Bewohnt die nördlichen Teile des Atlantiſchen und Stillen Ozeans und das Nördliche Eismeer. Öfters in der Nord- und Oſtſee. O. orca duhameli (Lacépède) mit weniger hoher Rückenfloſſe und etwas andrer, einförmigerer Zeichnung iſt bekannt geworden von der Küſte Frankreichs. O. orca eschrichti (Steenstrup) durch weißen, dreieckigen Fleck, der hinter der Bruſtfloſſe mit dem Weiß der Unterſeite verbunden iſt, gekennzeichnet. Kleiner als der Typus. Atlantiſcher Ozean.

Gewandter, raſch ſchwimmender Räuber, der ſich nicht mit Fiſchen als Nahrung genug ſein läßt. Jagt Robben und Wale. Überwältigt durch ſtetes Angreifen und Verletzen ſogar große Wale. Eſchricht entnahm dem Magen eines 5 m langen Schwertfiſches 13 kleine Tümmler und 14 Robben, eine weitere Robbe fand er im Rachen.

Gattung: Delphinapterus Lacépède.

Kopf rund, ohne Schnabel, vom Körper durch leichte Einſchnürung (Hals) getrennt. Ohne Rückenfloſſe. Bruſtfloſſen kurz, in der Mitte breit, zugeſpitzt. Gebiß mit 36 ungleichgroßen Zähnen.

Delphinapterus leucas (Pall.), Weißwal. Körper vollkommen weiß. Kopf rund. Ohne Rückenfloſſe. Länge 5—7 m. Nördliches Eismeer, geht auch hoch die Ströme hinauf. In kleinen Geſellſchaften lebend. Nahrung: Fiſche, Krebstiere uſw. Die beiden Jungen werden im Juni, Juli (bei Grönland April, Mai) geboren. Wird teils des Speckes (Tran) und der Haut (Leder) halber gefangen.

Gattung: Monodon L.

Kopf kurz, rund. Bruſtfloſſen kurz und breit. Rückenfloſſe rudimentär, als niedriger Kamm. Zwei gedrehte gerade (Stoß-) Zähne im Oberkiefer. Beim ♀ rudimentär, beim ♂ (meiſt der linke) ſehr entwickelt, bis zu ein Drittel der Körpergröße. Selten beide entwickelt. Gebiß mit 2 Zähnen.

Monodon monoceros L., Narwal. Auge weit vom Mundwinkel entfernt. Junge oben ſchwärzlichgrau, unten weißlich, dunkel gefleckt. Länge bis 7 m. Bewohnt die nördlichſten Meere. Kommt im Winter an die europäiſchen Küſten. Wurde ſchon in Hamburg gefangen. Geſellig, wie die meiſten Familienangehörigen. Nahrung in der Hauptſache aus weichen Seetieren beſtehend, doch fand man auch Glattrochen in ſeinem Magen. Ziehen bei Eintritt ſtrenger Kälte (manchmal zu Tauſenden) nach ſüdlicheren Meeresgegenden. Bewegungen raſch und kräftig. Friedfertig gegen andere Wale und ihresgleichen, ſolange nicht die Liebe im Spiel iſt. Die Stoßzähne der ♂ (Einhörner!!) ſpielten in der früheren Medizin eine große Rolle.

Familie: Physeteridæ, Pottwale.

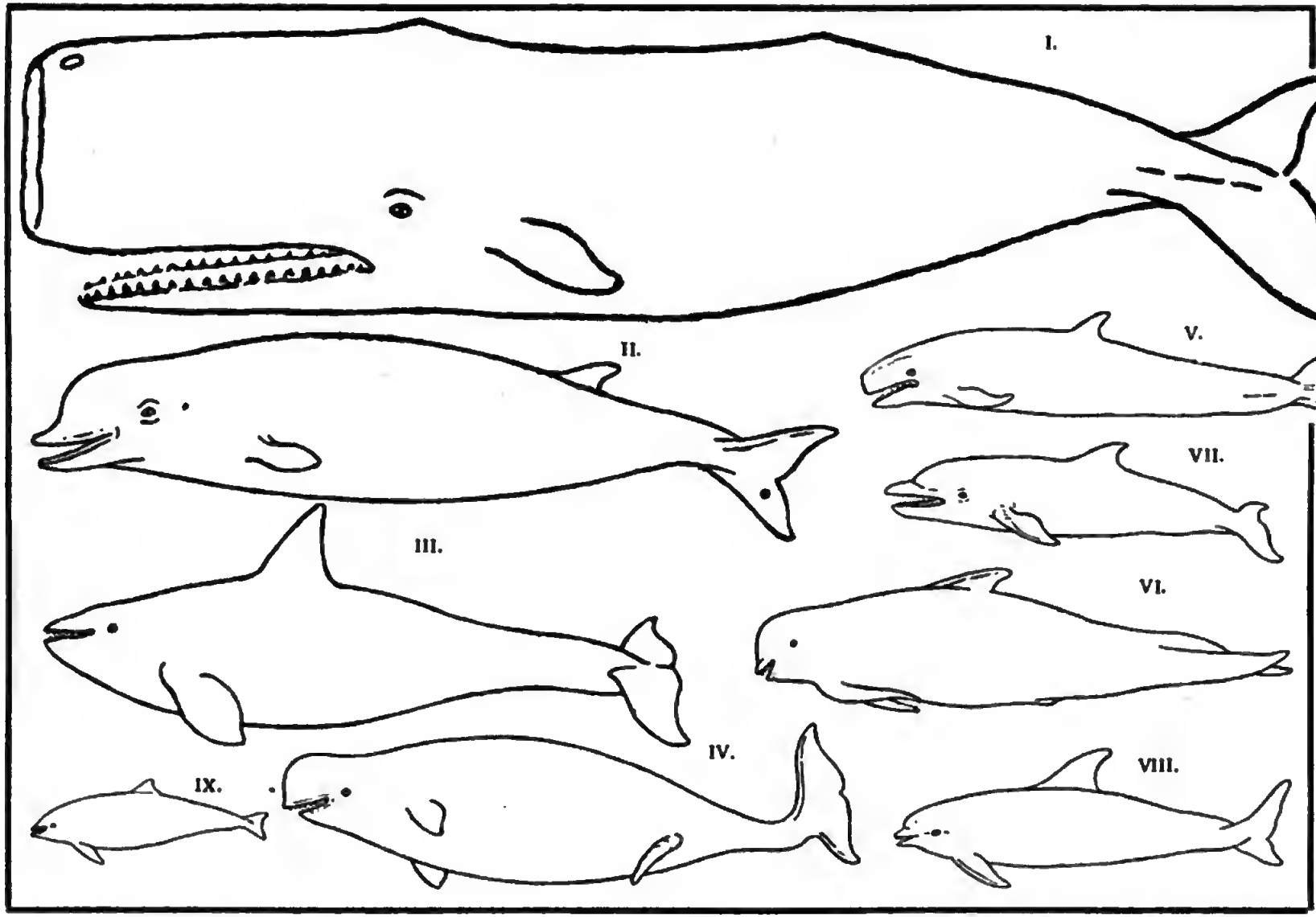
Zähne nur im Unterkiefer.

Unterfamilie: Physeterinae.

Gattung: Physeter L.

Kopf rieſig groß, vorn gerade abgeſtutzt. Unterkiefer ſchmal, kürzer als der Oberkiefer. Bruſtfloſſen klein, oval, hinter dem Auge ſtehend. Rückenfloſſe angedeutet als flacher Höcker. Im Unterkiefer 40—54 Zähne.

Digitized by Google



K. Soffel (nach verschiedenen Autoren) gezeichnet.

Zahnwale. Im gleichen Maßstabe ca. 1 zu 100 (VII, VIII, IX ca. 1 zu 50) verkleinert.

I. Physeter macrocephalus L. II. Hyperoodon rostratus (Müller). III. Orcinus orca (Fabr.). IV. Delphinapterus leucas (Pall). V. Pseudorca crassidens (Owen). VI. Globicephalus melas (Traill.). VII. Delphinus delphis L. VIII. Lagenorhynchus acutus Gray. IX. Phocaena phocæna (L.).

Digitized by Google

Physeter macrocephalus L., Pottwal. Oberseits schwarz, unten weiß oder graulich. Kopf von über ein drittel Körperlänge. In der Verdickung der Schnauze befindet sich ein leichtflüssiges Fett (Walrat). Auge klein, über dem Mundwinkel. Nasenloch links von der Mittellinie des Kopfes. Bei geschlossenem Maul ist der Unterkiefer verdeckt. Zähne nur im Unterkiefer, die in Vertiefungen des Oberkiefers passen. ♂ 18—20 m lang, ♀ kleiner. Kosmopolit. Atlantischer Ozean. Verirrt sich manchmal bis in die Nordsee. Lebt in großen Herden (bis 100 Stück) unter Führung eines alten ♂. Soll sich hauptsächlich von Kopffüßlern (Tintenfischen usw.) nähren. Weibchen mit saugenden Jungen fand man fast zu allen Jahreszeiten. Bewegungen rasch und ausdauernd. Mutig — verwundete Exemplare haben im wilden Ansturm schon Fangschiffe in den Grund gebohrt, Boote zerschlagen und zerbissen.

Gattung: Kogia Gray.

Kopf klein, kurz, durch halsartige Einschnürung vom Körper abgesetzt. Unterkiefer von der Schnauze weit überragt. Körper spindelförmig. Brustflossen oval, spitz. Rückenflosse groß, nach hinten geschweift. Oberkieferzähne rudimentär, oder fehlend. 20—26 Zähne.

Kogia breviceps (Blainville). Oberseite, Flossen, Schwanz schwarz, Unterseite und Schnauzenspitze weiß. Beide Farben an den Seiten in gerader Linie scharf getrennt. 6—7 m lang. In allen Meeren. Ein Exemplar in Europa (Küste von Kap Finisterre) gestrandet.

Unterfamilie: Hyperoodontinae.

Gattung: Hyperoodon Lacépède.

Stirne stark gewölbt, Schnauze schnabelförmig ausgezogen. Brustflossen klein, oval. Rückenflosse weit nach hinten gestellt, länglich, klein. Nur 4 Zähne, jederseits im Unterkiefer 2, von denen der hintere viel kleiner ist.

Hyperoodon rostratus (Müller), Dögling. Kehle mit 2 Furchen. Grauschwarz oder bräunlichschwarz. Unterseite heller. Junge hellbräunlichgelb. Schnabel und Stirne im Alter weiß. 2 Paar Zähne im Unterkiefer. Länge 7,50—10 m. Bewohnt den nördlichen Atlantischen Ozean, die nördlichen europäischen Meere. Im Winter an den Küsten von Frankreich, Norwegen, Holland, England. Selten im Mittelmeer. Strandete in der Kieler Bucht, bei Greifswald usw. Nährt sich von Tintenfischen, Holothurien, Fischen.

Gattung: Ziphius Cuv.

Kopf nur schwach gewölbt, Schnabel kurz, wenig von der Stirne abgesetzt. Brustflossen klein, oval. Rückenflosse klein, weit nach hinten gestellt. Unterkiefer überragt den Oberkiefer. 1 Paar Zähne im Unterkiefer. Die übrigen Zähne rudimentär, im Zahnfleisch versteckt.

Ziphius cavirostris Cuv. Oberseits stahlgrau, unterseits weißlich. Am ganzen Körper unregelmäßig mit hellen Linien durchzogen. Länge 6—7 m. Bewohnt alle Meere. Atlantischer Ozean, Mittelmeer.

Gattung: Mesoplodon Gervais.

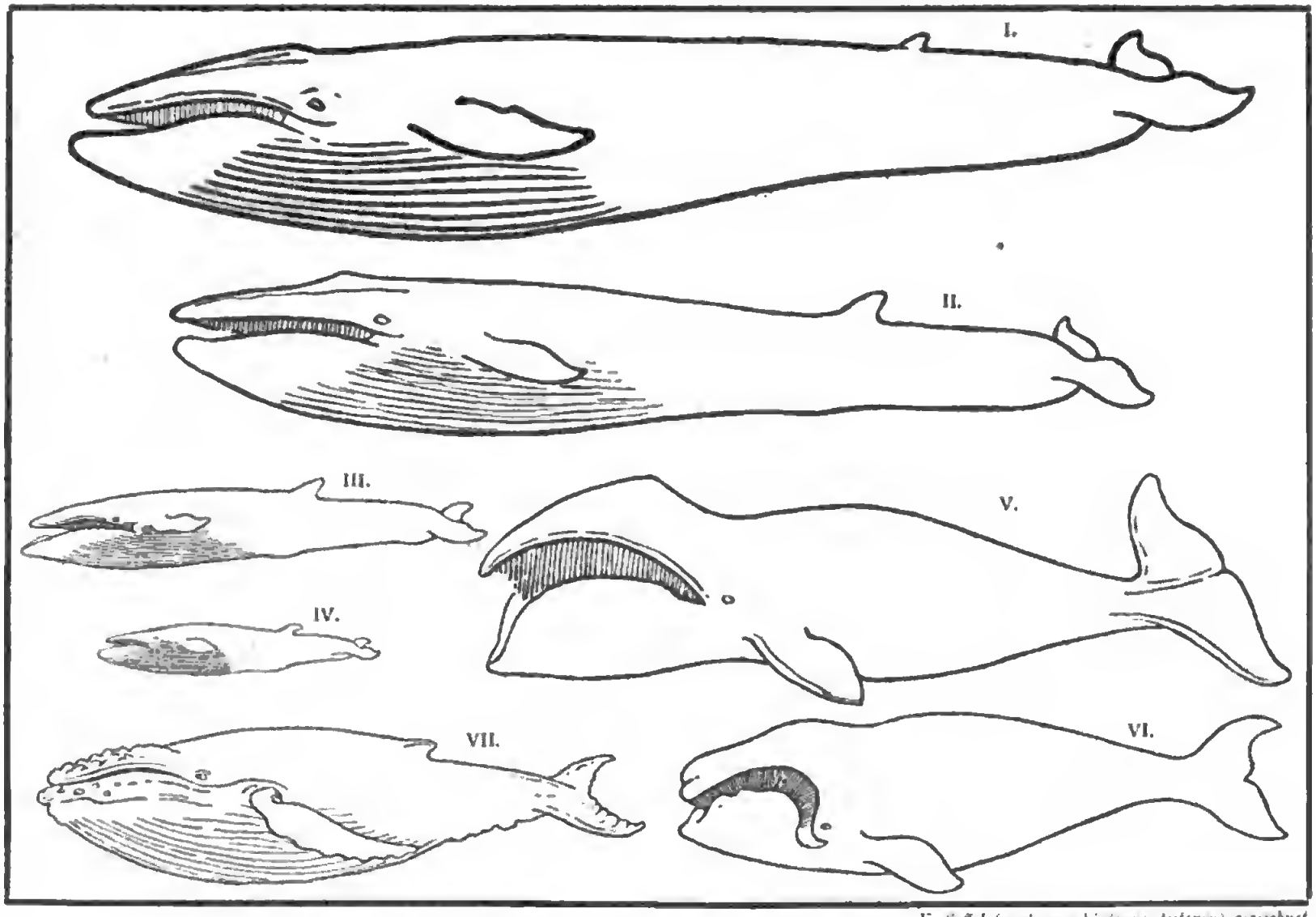
Kopf klein, in einen Schnabel verlängert. Unterkiefer überragt den Oberkiefer und ist breiter als dieser. Rückenflosse klein, weit nach hinten gestellt. Brustflossen klein, oval. Im Unterkiefer des ♂ ein Paar Zähne, die aus dem Maul herausstehen. Gebiß mit 10 meist hinfälligen Zähnen.

Mesoplodon bidens (Sowerby). Sehr schlank. Schwarz, mit etwas hellerer Unterseite. Seiten mit länglichen Streifen. ♂ mit zwei aus dem Maul wachsenden Zähnen. Länge 5—6 m. Atlantischer Ozean, Mittelmeer. Auch in der Nordsee.

Unterordnung: Mystacoceti, Bartenwale.

Nur in der ersten Entwicklung mit hinfälligen Zähnen. Später mit Barten (gefransten Hornplatten im Oberkiefer). Nasenlöcher münden in zwei Öffnungen.

Digitized by Google



K. Soffel (nach verschiedenen Autoren) gezeichnet.

Bartenwale im gleichen Verhältnis ca. 1 zu 200 verkleinert.

I. Balænoptera musculus (L.). II. Balænoptera physalus (L.). III. Balænoptera borealis Less. IV. Balænoptera acuto-rostrata Lacépède. V. Balæna mysticetus L.. VI. Balæna glacialis Bonn. VII. Megaptera longimana (Rud.).

Digitized by Google

Familie: Balænidæ.

Gattung: Balænoptera Lacépède.

Zähne durch Barten (im Oberkiefer) ersetzt. Kopf lang mit kurzen Barten. Atemlöcher dicht beieinander. An Kehle und Leib Längsfurchen. Brustflossen mittelgroß, Rückenflosse klein, weit nach hinten gestellt. Lange und schlanke Wale.

Balænoptera acuto-rostrata Lacépède, Zwergwal. Oberseits graubraun, unterseits weiß. Brustflossen groß, graubraun mit hellem Querband und solcher Unterseite. Rückenflosse sichelförmig. Eine kaum merkliche Einsenkung über den Augen bezeichnet die Halsgegend. Barten kurz, gelblichweiß. Länge 7 (—10) m. Atlantischer Ozean. Öfters an deutschen Küsten gestrandet. Folgt den Heringszügen, nährt sich von Fischen, Kopffüßern. Bei der Verfolgung seiner Beute manchmal so gierig, daß er auf den Strand aufläuft. Das eine (selten zwei) Junge wird mit einer Größe von 2,50 m im November geboren.

Balænoptera borealis Less., Seiwal. Oberseits dunkel graubraun oder blaugrau. Unterseite mehr weniger weißlich. Die ovalen, mittelgroßen Brustflossen graubraun, unterseits weiß. Rückenflosse hoch, sichelförmig. Kopf im Verhältnis kleiner als bei voriger Art, mit erkennbarer Halseinsenkung. Barten schwarz, mit weißen Fransen. Länge 14 (—17) m. Bewohnt das Nördliche Eismeer, Atlantischen Ozean, seltener im Süden. Soll sich hauptsächlich von Copepoden (Ruderfüßer, kleine Krebstiere) nähren.

Balænoptera physalus (L.), Finnwal. Oberseits schwarz (graubraun bis sepia). Unterseite weiß. Die kleinen, ovalen Brustflossen grau mit weißem Vorderrand und Unterseite. Barten schiefergrau, geadert, mit hellen Fransen. Kopf im Verhältnis klein, mit Einsenkung in der Halsgegend. Rückenflosse nicht hoch, weit hinten angesetzt. Länge 20—23 m. Bewohnt das Nördliche Eismeer, Atlantischen Ozean, Mittelmeer (Dardanellen!). Nährt sich von Fischen, Krebstieren. Copula anscheinend zu Anfang des Jahres.

Balænoptera musculus (L.), Blauwal. Oberseite hellblaugrau, Unterseite hellgraubraun mit hellen Flecken. Brustflossen graublau mit weißem Ende und Unterseite. Rückenflosse sehr klein, grauweiß. Barten schwarz, mit schwarzen Fransen. Keine Halseinsenkung. Brustflossen länglich, schmal. Länge bis 30 m. Nördliches Eismeer, Atlantischer Ozean. Bei Sylt strandete 1881 ein Blauwal. Nährt sich hauptsächlich von Schizopoden (kleinen Krebstieren). Copula scheint an keine bestimmte Zeit gebunden zu sein. Seit die Glattwale so wenig geworden sind, wird dem Blauwal und seinen nächsten Verwandten intensiver nachgestellt als früher. Doch ist der Wert eines gefangenen Exemplars nicht entfernt so groß als bei einem Grönland- oder Nordkaper-Wal.

Gattung: Megaptera Gray.

Körper dick, kurz. Kopf groß, breit, abgeplattet. Brustflossen sehr lang, in der Mitte des Körpers angesetzt, mit welligem Vorderrand. Bauch- und Kehlfurchen vorhanden.

Megaptera longimana (Rudolphi), Buckelwal. Kopf von ein drittel Körperlänge. Oberseite tiefschwarz. Unterseite weiß. Bauchfurchen tief, innen rosig oder rot gefärbt. Rückenflosse höckerförmig, niedrig. Brustflossen lang, schmal, am Vorderrande gewellt, schwarz, weiß gesäumt. Barten schwarz. Kiefer mit rundlichen Höckern. Die Haut des Buckelwals ist stets mit Parasiten (Walfischpocken) besetzt. Länge bis 15 m. Bewohnt fast alle Meere. Atlantischer, Stiller Ozean. Ein Exemplar strandete 1824 an der Elbemündung. Streift weit in den Meeren umher. Nährt sich hauptsächlich von kleinen Krebstieren (Schizopoden). Spiellustig, trotz seiner Größe. Das eine (selten 2) Junge wird mit zirka 5 m Länge geboren. Wurfzeit fällt wahrscheinlich ins Frühjahr.

Gattung: Balæna L.

Kopf ungeheuer groß, zusammengedrückt. Bis zu ein drittel Körperlänge. Oberkiefer mit sehr langen (bis 4 m) Barten. Keine Rückenflosse. Brustflossen kurz, rund. Schwanzflosse groß. Kehle und Bauch ohne Furchen.

Balæna glacialis Bonn., Nordkaper. Kopf von einer viertel Körperlänge. Mundwinkel unter dem Auge liegend. Schwarz, Barten (bis 2 m lang) schwärzlich. Oberkiefer kürzer

Digitized by Google

als der Unterkiefer. Länge bis 16 m. Nördlicher Atlantischer Ozean bis zum Mittelmeer (1877 ein Exemplar gefangen). Dem Golfstrom folgend, bis zu den Küsten Nordamerikas. Nördlich bis zur Bäreninsel. Lebt zu zwei und drei Köpfen zusammen und nährt sich von kleinen Krebstieren und Mollusken. Lebhafter und angriffslustiger als der Grönlandwal. Ziemlich ausgerottet.

Balæna mysticetus L., Grönlandwal. Kopf von ein drittel Körperlänge. Körper gedrungen. Mundwinkel vor dem Auge liegend. Schwarz, mit heller Färbung am Unterkiefer und der Genitalgegend. Barten (bis 4 m lang) schwarz, 300 jederseits. Länge bis 20 m. Nördliches Eismeer. 1805 ein Exemplar bei Helgoland gestrandet. Lebt in kleinen Gesellschaften. Man hat auch Hunderte von wandernden Grönlandwalen zusammen gesehen. Da er wenig angriffslustig, ist seine Jagd leichter und nicht so gefährlich. Nährt sich von kleinen Schnecken und Krebstieren. Copula fällt in die Sommermonate, der Wurf in den März oder April. Ehedem viel gejagt, jetzt lohnt der Fang nicht mehr, da er bedeutend an Zahl abgenommen, respektive wohl ausgerottet ist. Der Wert eines gefangenen Exemplars war ein sehr großer, allein die Barten repräsentieren einen solchen von zirka 40000 Mark.

Digitized by Google

NEUE SCHÖNE BÜCHER

Deutscher Geist.

Herausgegeben von Prof. Dr. F. Krüger. Kl.-8°.

I. Dr. Bruno Golz, Deutsche Kultur. Mit 12 Abbildungen.
II. Prof. Dr. F. Körig, Geschichtsbetrachtung und deutsche Bildung.
III. Dr. Alfred Heuß, Beethoven. Eine Charakteristik.
IV. Dr. Bruno Golz, Wolfram und Wagner. Eine Kritik des Parsival.

Unter dem Namen „Deutscher Geist" tritt zwanglos eine Reihe von Reden und kurzen Schriften an die Öffentlichkeit, um auf ihre Weise den Bestrebungen der Fichte-Gesellschaft zu dienen. Sie alle haben das eine Ziel: unserem Volke das Bewußtsein seiner eigenen Art lebendig zu machen und den Glauben daran von neuem haltbar zu befestigen.

Die Kolonne.

Einiges über Ruhmlose. Von Fritz Nasork. 8°. 142 Seiten. 1921.

Es gibt über den Weltkrieg zahllose Bücher, die von Heldentaten in der Schlacht erzählen, dieses berichtet von dem stillen Heldentum derer, die, körperlich nicht mehr tauglich, doch einberufen wurden und schwere Arbeit leisten mußten. Eine wertvolle, warmherzige, verständnisreiche Schilderung.

Jochen Petersens Afrikafahrt.

Jagd- und Kriegserlebnisse eines jungen Deutschen in Deutsch-Ostafrika 1914. Von Dr. A. Berger. Gr.-8°. VII und 274 Seiten mit 6 ganzseitigen Bildern und 125 Zeichnungen im Text von Fritz Koch-Gotha. 1921.

Das Buch, für die Jugend wie für Erwachsene geschrieben, führt hinaus aus dem Elend unserer Tage in die Zeit, da es für Deutsche noch eine Lust war, zu leben. Es stimmt lebensmutig und froh; besondere Freude machen auch die Federzeichnungen von Koch-Gotha.

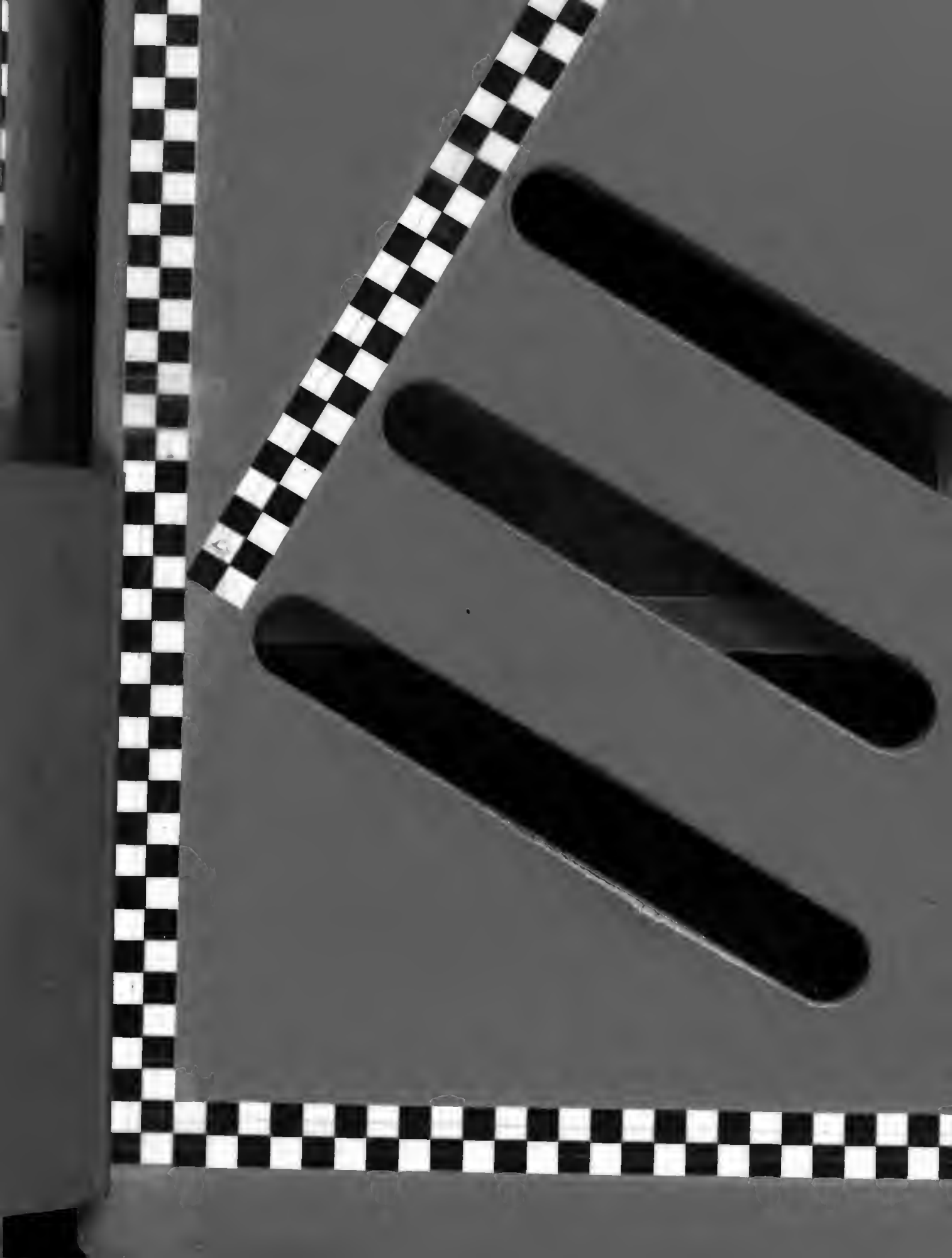
Die Grundbegriffe der Volkswirtschaft.

Von Prof. A. Pohlman-Hohenaspe. 8°. 209 S. 10. Aufl. 1920.

Wir empfehlen das Buch allen jenen, die den Wunsch hegen, die volkswirtschaftlichen Fragen ohne jede Parteibrille, nach vereinfachten Gesichtspunkten dargestellt zu haben.

Japan, wie es ist.

Von Friedrich Klemann. 8°. 140 S. Geb. M. 18.—.

Das Buch ist eine Fundgrube für die, die klar sehen wollen, und für diese werden auch die Richtlinien, die der erfahrene Verfasser für das künftige Verhalten der Deutschen zu Japan gibt, von großem Wert sein.

Digitized by Google